Basler Jahrbuch

1884.

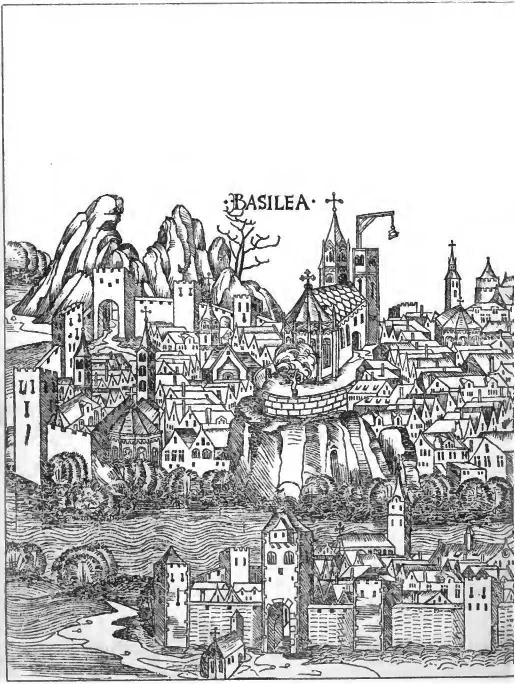


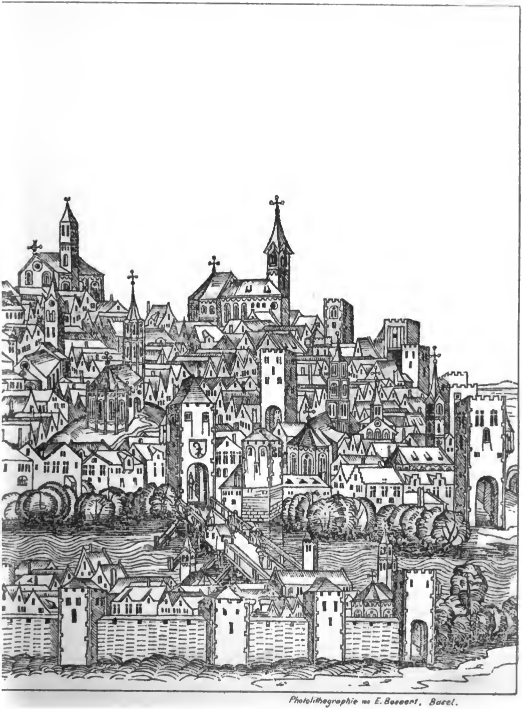
Herausgegeben

von

Albert Burckhardt und Rudolf Wackernagel.

Basel.
C. Detloff's Buchhandlung.
1884.


BASILEA



Photolithographie v. E. Bossert, Basel.

Basler Jahrbuch

1884.



Herausgegeben

von

Albert Burckhardt und Rudolf Wackernagel.

Basel.
C. Detloff's Buchhandlung.
1884.

Vorwort.

„Was dieſes zeitliche Leben anbelangt, iſts ein köſtlich
„Ding um wahrhaften Bericht vergangener Sachen. Dann
„was die ganze Vernunft zu ſittigem ehrbarem Weſen, zu
„Erhaltung Land und Leuten, nutzlich ſein ſagt, das bezeugen
„die Hiſtorien mit Exempeln. Deshalben ſeind die Ethici
„gleich einem Aufreißer menſchlicher Ehrbarkeit und Lebens-
„maß, die Hiſtorici aber deſſelbigen Illuminierer und Aus-
„ſtreicher. Sie ſtellen je mit lebendigen Farben für Augen,
„was jederzeit geſunde oder gähe Ratſchläge, gute und böſe
„Werk, für Endſchaft gehabt, wie es bey den Frommen und
„Gottloſen ergangen: daraus ein jeder, ſo die Hiſtorien be-
„dächtlich und mit gutem Urtheil lieſet, in ſonderbaren und
„gemeinen Geſchäften deſto bedächtlicher handlen und wandlen
„kann, auch Urſach findet, auf ſeiner Zeiten Läuf und Ge-
„ſchichte deſto beſſer Achtung zu geben. Welches dann den
„Verſtand mehret, ja ſo mans recht erwiegt, iſt aus dieſer
„Dingen Wahrnehmung alle Fürſichtigkeit entſprungen."

Alſo der Vater der basleriſchen Geſchichtſchreibung, Chriſtian Wurſtiſen. In derſelben Meinung, dabei ebenfalls

aus „natürlichem Anmuth zum Vatterland“ haben wir dieses Basler Jahrbuch vordem auf uns genommen und legen nun auch in diesem Jahre, zu fröhlichem Winteranfang, einen Band desselben in die Hände unserer Freunde, alter und neuer Freunde, bisheriger und neuer uns geneigter Leser; mögen jene uns treu bleiben, mögen diese sich zahlreich einfinden! wir glauben beides auch durch das diesmal Gebotene redlich verdient zu haben.

Des vielgewanderten redseligen Künstlers Martinus Vogt selbstgezeichnetes Lebensbild verdanken wir der Freundlichkeit zunächst seiner eigenen Familie in Colmar, sodann der liebenswürdigen Vermittelung des Herrn Archivar Moßmann ebendort, welcher seine schöne Copie der Originalhandschrift uns mittheilte; zur Ergänzung der Biographie, die nur bis 1818 reicht, können wir hier beifügen, daß Vogt von Arlesheim als Organist nach St. Gallen berufen wurde und 1837 in derselben Eigenschaft nach Colmar kam, wo er am 18. April 1854 starb. Eine Ergänzung oder ein Gegenbild zu dieser Biographie ist die Darstellung des Basler Concertwesens im 18. und beginnenden 19. Jahrhundert: an Stelle des Lettners einer Klosterkirche zeigt sie uns das Podium des Concertsaales zu Basel, an Stelle des etwas verfahrenen Virtuosentums das emsige wenn auch zum Theil dilettantische Streben und Bemühen einer bürgerlichen Corporation. Wie hier ein Vergleich mit dem heutigen musikalischen Basel nahe liegt, so in gleicher Weise ein Vergleich unseres Zeitalters

der Schulhausbauten mit derjenigen Zeit, in welche die Geschichte der Gemeindeschulen 1817—1822 uns hineinführt.

Der neuern Zeit gehört auch die Erzählung zweier Kleinbasler Geschichten aus Helvetik und Mediation an, die Niemand ohne Vergnügen lesen wird; sie erinnern an jene Periode, in welcher der Same gelegt wurde für diejenigen Zerwürfnisse, deren bitterste Frucht der 3. August 1833 war. Das Gedächtniß dieses Tages ist nun zum 50. Male wiedergekehrt; daran glaubten wir durch die Mittheilung des Berichtes eines wackern Mitkämpfers wohl in unserer Weise erinnern zu dürfen und zu sollen.

Die Darstellung von Basels Theilnahme an den Hussitenkriegen führt in ein ferner entlegenes Jahrhundert, in die Zeit, da Basel sich rüstete, den Weg zum Gipfel seiner Macht emporzusteigen; ein kleines Bild aus der Geschichte der Zünfte in jenen Jahren, zugleich ein Angeld künftiger umfassenderer Darstellung, ist der Bericht vom Neubau des Schlüsselzunfthauses, der auch einen wohlbewährten Künstler in einer bisher unbekannten Leistung zeigt.

Dies die „Historien" aus alter und neuerer Zeit; sie finden ihren Abschluß in einem statistischen und einem chronikalischen Rückblicke auf das nächst vergangene Jahr, Abrechnungen mit dem Geleisteten, wie sie vor dem Uebertritt in ein neues Jahr sich wohl geziemen mögen.

Neben den ruhigen Worten der Erzählung ertönt auch in diesem Bande ein Klang der Dichtung; der Mund, dem

er entströmte, ist längst geschlossen; um so mehr wird jeder Leser mit uns an diesen frischen Tönen seine Freude haben.

Des Titelbildes ist im Buche selbst ausführlicher Erwähnung getan. Und so schließen wir unser Vorwort mit herzlichem Danke vorab an diejenigen, die durch Beitrag und Mitarbeit uns in unserm Unternehmen beigestanden haben, mit Dank auch an alle, welche diesem Unternehmen wohlwollend gesinnt sind und mit uns übereinstimmen in der Liebe zu unsrer guten Vaterstadt.

Basel, geschrieben an der Vigilie
des ersten Advents 1883

Albert Burckhardt.
Rudolf Wackernagel.

Inhaltsverzeichniss.

gemacht, denn obwohl alle Sonn- und Feyertage bey dem Vor- und Nachmittags-Gottesdienste Vocal- mit Instrumental-Musik gemacht wurde (nur aus Liebhabern, meistens Professionisten bestehend) so wollte man bey dieser Feierlichkeit doch etwas ausgezeichnetes aufführen. Die Messe die aufgeführt wurde, war soviel ich mich zu erinnern weis, vom Dreyer, damals einen der berühmtesten Kirchen-Componisten.

Kurz vor der Feyerlichkeit der ersten Messe meines Onkels, war ich unwohl; eines abends sang er alles was in einem Amte zu singen vorkommt: ich lag auf einem Bank, und nach den Endworten der Prefation: Sine fine dicentes, fieng ich an, wie es in allen Kirchen Deutschlands beim herausgehen des Priesters am Altar, nach Anstimmung des Gloria, Credo, nach dem Sanctus, Ite missa est und am Ende der Messe üblich ist, einen sogenannten Duschfanfare zu blasen, und da ich schon damals im Gesange ziemliche Fortschritte gemacht, muste ich das Benedictus (canto solo) singen.

Da mein Vater im Gesange alle tage Unterricht ertheilte, um den Gesang in der Kirche immer zu erhalten, war ich im Gesang bald so vorwärts, daß ich alles vom Blatt singen konnte, was man mir vorlegte, denn zu damaliger Zeit wurde keine Messe aufgeführt, wo nicht 2 bis 3 Fugen darin waren. Es war Musik im Kirchenstyle, und nicht Tanzmusik, wie heutiges Tags. Zu selber Zeit noch wurden keine Clavierspieler, sondern Organisten gebildet: deßwegen muste ich den Anfang mit beziffertem Baß machen, lernte die Accorde kennen und konnte in kurzer Zeit die Messen mit Orchester auf der Orgel begleiten. Daß ich Clavierstücke spielen lernte, weis ich mich nicht mehr zu erinnern. Ob ich von meinem Vater Unterricht im Violin spielen erhielt, erinnere ich mich ebenfalls nicht mehr. Wohl ist mir sehr erinnerlich, daß ich am Vorabend

des Namenstages unseres herren Pfarrers, am 5. Jenner, wo ihm eine Nachtmusik aufgeführt wurde, Violin second mitspielte.

Daß ich in meinem zehnten Jahre, bei einem Kaplan unsers Ortes die lateinische Sprache zu erlernen anfangen muste, ist mir noch ganz erinnerlich; ob und was ich aber erlernte, ist mir durchaus unbewußt. Dieser Kaplan hielt vorzüglich viel auf Kirchenzeremonien, und da mein Geburtsort zu Böhmen gehörte, so wurde vor allen das Fest des heiligen Johann von Nepomuk recht feierlich gehalten; nicht nur auf jeder Brucke, sondern in Mitte jedes Ortes ist die Statue dieses Heiligen anzutreffen; die Festlichkeit dauert acht Tage, und alle Abend wird vor der Statue gebethet und gesungen. Während dieser Andacht ist der Platz sehr schön beleuchtet. In meinem Geburtsort ist Johann von Nepomuk sehr schön und groß von Stein. Da nun keine Lichter angebracht werden konnten, so band dieser Kaplan dem Johann von Nepomuk mehrere Laternen, große und kleine, an Stricken um den Hals. Eines dieser Lieder welche bey dieser Feierlichkeit gesungen wurden, ist mir noch wohl bewußt, und heißt:

O Heil'ger Johannes von Neppermuk!
Du Zierde der Prager Bruck!
Prager Bruck,
Neppermuk,
Neppermuk,
Prager Bruck.

Am 22. Aprill 1791 war mein Vater abwesend: ich stieg mit einigen Kameraden in des Pfarrers Garten auf Bäume um Vogelnester zu suchen. Unglücklicher Weise brach ein Ast; ich fiel herunter ohne mir zu schaden; allein der Lärm brachte den Pfarrer herbei, der mir gleich drohte es meinem Vater zu

sagen. Mein Vater war sehr streng; an Schlägen litt ich keinen Mangel bei ihm, meine Mutter hingegen desto nachsichtiger. Mein Vater kam abends spät nach Haus; den andern Tag war Georg- und Feiertag; wie gewöhnlich gieng er vor dem Gottesdienst in den Pfarrhof; zu Haus angelangt, nahm er eine frische birkene Ruthe, deren er immer mehrere in Bereitschaft hatte, legte selbe ins Wasser und gieng gleich in die Kirche. Ich wußte nun was ich zu erwarten habe, und da ich die Ruthe schon im Ueberfluß empfunden hatte, so beschloß ich Vater, Mutter, eine Schwester die ein Jahr jünger war als ich, und noch zwey jüngere Brüder, Namens Joseph und Johann, zu verlassen. Da Feiertag war, hatte ich meine bessere Kleider an; ich machte mich also, sobald ich meinen Vater auf der Orgel hörte, auf den Weg. In Amberg, 12 Stunden von meinem Geburtsort, war ein Bruder meiner Mutter als Student: zu diesem wollte ich mich begeben. In Stadt Kemnath, nur eine Stunde von Kullmain, war ein Franziskanner Kloster, wohin sich viele Leute aus der Umgegend zur Frühmesse begaben; dort traf ich mehrere Bekannte, die mich fragten wo ich hin wolle? Nach Amberg war meine Antwort. Ich mochte vielleicht drey Stunden gewandert seyn, als ich das Städtchen Pressath erblickte. Da ich Hunger fühlte und auch nicht einen Kreuzer im Sack hatte, beschloß ich bey dem dasigen Organisten, der ein guter Bekannter meines Vaters war, anzusprechen; da sie eben am Mittagessen waren, nahm ich die Einladung mit ihnen zu halten gerne an.

Nach dem Mittagessen setzte ich meine Wanderung fort, kam Abends zu einem Verwandten meiner Mutter, der Schullehrer und Organist war, und wurde sehr gut aufgenohmen. Nach dem Nachtessen erzählte ich nun daß ich von Haus fortgeloffen. Man suchte mich dazu zu bereden, wieder nach Haus

zurückzukehren. Da ich aber durchaus nicht dazu zu bereden war, wurde ich den andern Morgens mit 6 Kreuzern versehen um meine Reise fortsetzen zu können. Gegen Abend kam ich dann in Amberg an und erfragte gleich den Bruder meiner Mutter. Dieser war nicht wenig erstaunt mich zu sehen.

Zu damaliger Zeit war beynahe die hälfte der Studenten sogenannte Bettelstudenten, die täglich ihr Mittagessen in Klöstern oder andern gutthätigen Häusern, in zwey Häfelchen die aneinander waren, abholten; was sie dann vom Mittagessen übrig ließen, wurde als Nachtmahl verzehrt. Mein verehrtester Herr Onkel hatte nun auch das Glück unter die Bettelstudenten gezählt zu seyn, und vermuthlich hatte er bey meiner Ankunft einen sehr kargen Kosttag, denn beyde Häfelein waren leer, und Geld hatte der Herr Onkel eben so wenig als ich. Zum Glück wohnte er bey einer alten Jungfer, die als Presidentin der Bettschwestern bekannt war. Diese half aus der Noth und füllte meinen hungerigen Magen mit Brod das sie nicht mehr beißen konnte. Diese Bettschwester hatte auch Studenten in der Kost; wie ich später vernahm, wurden diese aber für ihr ziemliches Kostgeld nicht überfüttert: sie hatte keinen Zahn mehr im Maul, konnte das Fleisch nicht mehr beißen, lullte selbes nur aus, und Nachts bekamen ihre Köstgänger dieses ausgelullte Fleisch wieder gesotten oder gebratten, und ich war so glücklich auch öfters mit diesen bettschwestrischen Ueberbleibslen gesättigt zu werden.

Gleich nach meiner Ankunft schrieb mein Onkel an meinen Vater, sich erkundigend was er mit mir machen solle, fügte meinen Entschluß bey nicht mehr nach Haus zurückkehren zu wollen. In einigen Tagen langte die Antwort meines Vaters an, daß er gerne billige, wenn ich mich zu seinem Herren Bruder, Professor und Musikdirector in Cham, begebe. Auch

legte mein Vater noch etwas weniges Reisegeld bey, und so machte ich mich auf den Weg, begleitet von meinem Herren Onkel, und langten nach 2 Tagen in Cham an.

Meines Vaters Bruder nahm mich sehr gefällig auf; da er aber selbst im Pfarrhof in Kost und Wohnung war, übergab er mich dem Organisten in Kost und Wohnung. Meine Stimme als Sopranist erreichte damals das dreygestrichene F, und die Arien die ich damals sang, schickte mir mein Vater nach Amberg.

Bald nach meiner Ankunft in Cham, war ein Festtag, an dem aus der Umgegend viele Prozessionen ankamen. Ich sang eine Aria von Madlseder, und gleich wurde ich als ein Wundersänger in der ganzen Gegend ausgeposaunt. In dortiger Gegend waren mehrere Klöster, und schon nach einigen tagen erhielt mein Onkel eine Einladung aus dem Kloster Schönthal (Augustiner Ordens) mich dorthin zu schicken. Ich wurde nun in einer Kutsche abgehollt, sang dort das ganze Amt mit und zwey meiner mitgebrachten Arien, die sowohl gefielen, daß man mich fast auf den Händen vom Chor wegtrug. In diesem Kloster waren aus anderen Klöstern wieder Herren anwesend; durch diese wurde ich nun bekannt und muste nun von einem Kloster zum andern wandern.

Mein Onkel in Cham war ausgezeichneter Musiker, und da ich nur sechs Monathe bey ihm war, habe ich doch viel bey ihm gelernt, obwohl seine zeit die er mir widmen konnte, sehr beschränkt war. An Sonn- und Festtagen war ich nie bey ihm, sondern wurde immer in die Klöster abgehollt. Für einige Tage war er einmal abwesend; ich brachte meine Zeit mit Clavierspielen und lateinisch lernen auf seinem Zimmer zu; meine Feder war abgenutzt; ich wollte selbe in Ordnung bringen, hatte aber kein Federmesser; zufällig erblickte ich das

Rasirmesser meines Onkels; ich benutzte selbes sogleich eine Feder zu schneiden: die Feder war zwar nicht geschnitten, das Rasirmesser aber ganz dahin. Ich war freilich in großen Aengsten, deßwegen gestraft zu werden; allein mein Onkel lachte dazu und ich auch.

Anfangs Augst, machte nun mein Vater die Reise von ungefähr 27 bis 28 Stunden um mich zu besuchen, kündete mir auch an daß ich einige Tage vor Michelstag im Kloster Michelfelden eintreffen müsse, wo ich als erster Sopranist angenohmen sey. Anfangs September begleitete mich nun der Bruder meines Vaters nach Amberg, und übergab mich dort dem Bruder meiner Mutter, der mich zu meinen Eltern zurückführte. Bey meiner Ankunft zu Haus, fand ich wieder eine neugebohrne Schwester, Namens Theres, die fünfte meiner Geschwister. Einige Tage vor Michaeli führte mich mein Vater ins Kloster Michelfelden, wo ich sehr gut aufgenohmen wurde. Um damals in einem Kloster als Singknabe aufgenohmen werden zu können, muste man eine Prüfung im Gesange bestehen, und diese bestand darin, daß man dem Sänger eine Fuge aus den ältesten Zeiten vorlegte, die nur vom einfachen Baß begleitet wurde. Mir nun wurde diese Prüfung erlassen, da ich als Sänger bekannt war, der treffe was man ihm vorlege.

In diesem Kloster Michelfelden, eine der herrlichsten Gegenden in Franken, zwischen Bayreuth und Nürnberg, waren nun unser 8 Chorknaben, 4 für Sopran und 4 für Alto; Tenore und Basso wurden von Klosterherren gesungen. Wir hatten folgende Ordnung: Sommer und Winter um 5½ [Uhr] aufstehen; dan seine Aufgaben lernen bis 7 Uhr; um 7 Uhr Messe nur für die Singknaben, während welcher immer einer abwechselnd die Orgel spielte und die andern mitunter deutsche

Lieder sangen. Um $^1/_2$ 8 Uhr, Frühstück mit einer guten Suppe. Um 8 Uhr, kam der Professor uns Unterricht in der lateinischen und deutschen Sprache zu geben. Um 9 Uhr, war täglich Amt mit Instrumentalmusik. Von 10 bis 11 Uhr, Unterricht in der Instrumentalmusik. Um 11 Uhr, Mittagessen, dann Erholung bis 1 Uhr. Von 1 bis 2, Clavier und Orgel-Unterricht; von 2 bis 3, wieder lateinisch und deutsch. Um 3, Vesper, an Sonn- und Festtagen musizirt. Von 4 bis 5, Recreation und Abendessen; von 5 bis 6, wieder Unterricht im Clavier und Orgel. Von 6 bis 7, Repetition der Aufgaben für folgenden tag, oder Repetition der Musik, wenn am folgenden tag ein Sonn- oder Festtag war. Um 7 Uhr, Nachtessen; dann Recreation und um 9 Uhr ins Bett.

Der gröste Theil der Herren dieses Klosters waren Musiker, und darunter ausgezeichnete, sowohl auf Saiten- als Blasinstrumenten. Meinen Unterricht auf der Orgel setzte ich hier, wie bei meinem Vater angefangen, blos in Partiturspielen fort; mein Lehrer war Sebastian Deisenberger, der mehrere Werke für Generalbaß drucken ließ. Pater Sebastian war ausgezeichneter Baßsänger und Pater Nepomuk ein ausgezeichneter Tenorist. Bey einem Duett das sie an einem Festtage sangen, ließ der Bassist seiner Stimme vollen Lauf; die zarte Tenorstimme wurde dadurch übertönt; der Tenorist schwieg und sagte, sich zum Bassisten wendend, ganz laut: Er brüllt wieder wie ein Ochs. Der Bassist Pater Sebastian war immer überspannt: von nun an wurde er so närrisch, daß man ihn binden und bewachen muste. Mit der Zeit wurde sein Zustand zwar besser, muste aber noch immer bewacht werden. Indessen plötzlich verschwand er, ohne entdecken zu können wo er hingekommen. Da die sogenannte Clausur, wo die Religiosen wohnten, immer geschlossen war, und zur Porte niemand außer der

Portner einen Schlüssel hatte, so war es unbegreiflich wo Pater Sebastian hingekommen sey. Es war am Donnerstag wo er vermißt wurde. Alle Freitag wird auf dem Chor, um 9 Uhr morgens, von den Singknaben **Tenebrae factae sunt**, mit der großen Orgel begleitet gesungen. Wie nun der Organist im Pedal das unterste l, 16 Fußton antritt, entsteht ein fürchterlich Gebrüll. Vor Schrecken entlauft der Organist mit uns Singknaben. Wie nun die Religiosen mit den Bedienten herbeieilen, entdecken sie den Pater Sebastian in der großen Orgelpfeiffe. Hinter der großen Orgel befand sich eine Stiege die in [den] Kirchthurm führte: vermuthlich wollte Pater Sebastian in [den] Kirchthurm, verfehlte die Treppe und fiel in die Orgelpfeiffe. Die Pfeiffe wurde nun herausgenohmen, das obere Blatt abgelöst. Pater Sebastian halb todt herausgenohmen, kam nie mehr zum Verstand und starb bald darauf.

Ich bekenne es ganz frei, diesem Kloster habe ich den gröſten Theil meiner musikalischen Bildung zu danken. Nicht nur der gröſte Theil der Religiosen waren ausgezeichnete Musiker, sondern selbst alle Angestellten waren musikalisch, so daß an jedem Sonn- und Festtag wohlbesetzte Musik mit Orchester war. Indessen, wie fast in allen Klöstern Deutschlands, hatten wir Singknaben in diesem Kloster auch keinen Mangel an Schlägen und andern barbarischen Mißhandlungen. Einer meiner Mitschüler, ein Schullehrerssohn aus dortiger Gegend, muſte wegen einem geringen Vergehen acht Tage lang immer auf dem Boden knien, selbst beim Essen. An den drey letzten Tagen konnte er's vor Schmerzen nicht mehr aushalten: er fieng auf den Boden kniend an, den Kopf immer an die Wand zu stoßen. Auf unser Befragen, was er machen wolle? gab er zur Antwort, er wolle sich todt stoßen, um seiner Schmerzen los zu werden. Dieß war Wasser auf unsere Mühle; da wir

auch der Prügelei und anderer Straffen satt waren, glaubten wir davon befreit zu werden, wenn wir ihm in seinem Unternehmen behilflich wären: wir halfen ihm sämmtlich den Kopf an die Wand stoßen, in der Hoffnung, wenn er sich todt gestoßen, wurden doch wir besser behandelt werden. Als er aber den Stoß zu sehr empfand, wollte er doch nicht mehr, sondern entschloß sich davon zu lauffen, das er gleich am andern Morgen that. Aber schon am Nachmittag kam seine Mutter, hollte seine Kleider und sagte dem Professor statt Dank nur Schand und Spott. Auf diesen Vorfall hin wurden wir nur noch übler behandelt, und gleich darauf machten wir an einem Vakanztag einen Spaziergang, kamen zu Haselnußstauden und füllten unsere Nastücher mit Haselnussen, die kaum reif waren. Ein Bedienter des Klosters, der uns auf dem Heimweg antraf, sah die Haselnussen in unsern Nastüchern, und da selbe blos für den Gebrauch des Klosters waren, so wurden wir so durchgeprügelt, daß keiner mehr sitzen konnte. Auf dieses hin nahm ich auch die Flucht. Zu Haus angekommen, verbarg mich meine Mutter vor dem Vater, der eben abwesend war, und ließ mich durch den Schulgehülfen sogleich wieder ins Kloster führen. Da angekommen, wurde ich auf eine Bank gebunden und mit Haselnußstöcken so gehauen, daß ich nicht mehr aufstehen konnte. Der dasige Doctor, damaliger Zeit nur ein Barbier, Aderlasser und Laxirgeber, untersuchte meinen Hintern, der alle Farben wie ein Regenbogen hatte, und um die Schmerzen und Geschwulst zu stillen, muste ich nun warme Ueberschläge darauf machen.

Mit Nahrung und Kleidung waren wir hinlänglich versorgt. An gemeinen Sonntagen hatten wir graue Röcke, kurze Hosen und blaue Strümpfe. An sogenannten Priorfesten, an denen nemlich der Prior das Hochamt hielt, grüne Röcke mit

rothen Krägen, grüne Hosen und graue Strümpfe. An großen Fest oder Prälatenfesten, grüne Röcke mit rothen Krägen und Goldborten darum, grüne Hosen und weiße Strümpfe und Huth mit Goldborten.

Ungefähr 4 Stunden vom Kloster entfernt war eine Wahlfahrtskirche des H. Loreuz und Bartholome, die zum Kloster gehörte, mitten in einem Wald, wo nur an den Patronstagen Gottesdienst gehalten wurde, und dabei befand sich nur allein die Wohnung des Meßners. An den Patronstagen wurde in dieser Kirche feyerlicher Gottesdienst gehalten, der aus der ganzen Umgegend sehr zahlreich besucht war. Am Festtag selbs waren Morgens 4 Uhr zwey vierspännige Kutschen bereit, welche die Herren, die zu diesem Feste bestimmt waren, mit vier Chorknaben an diesen Wahlfahrtsort führten. Als Alt-solo-Sänger muste ich auch mit, und die freüde für diese Reise in einer vierspännigen Kutsche war für uns Knaben über alles. Ich stieg nun Morgens 4 Uhr voller freude in die Kutsche; am Ort selbst angelangt, muste ich dem Professor bey der ersten Messe dienen. Dem Altar gegenüber war die Sakristei, unter dessen Thüre sich viel Volk befand. Während der Messe zeigten diese Leute unter anhaltender Gelächter auf mich, so daß ich auch mitlachte. Als ich zur ersten Einscheukung die Altarstuffen hinauftrat, fieng auch der Professor zu lachen an. Vom Altar herabtrettend, blickte ich abwärts: o welcher Schreck! ich hatte an einem Fuß einen blauen, am andern einen weißen Strumpf. Tags vor der Reise ordnete ich wohl meine Kleider, allein vor lauter Freude auf die Fahrt, betrachtete ich die Strümpfe nicht, und als wir Morgens abfuhren, war es noch dunkel. Nach geendeter Messe aber lief mir alles Volk nach, und während dem Mittagessen, wo auch die benachbarten Geistlichen anwesend waren, muste ich vor den

Tisch stehen, damit alle meine Fußbekleidung betrachten konnten, hatte aber weder Mangel am Essen noch am Trinken.

Ich hatte nun bald zwey Jahr in diesem Kloster zugebracht, und länger als zwey Jahr wurde kein Chorknab behalten. Von Seite des Klosters Michelfelden wurde ich nun mit Empfehlungsbriefen ins Kloster St. Emmeran in Regensburg versehen, und mein Vater machte mit mir die Reise dahin. In Regensburg angekommen, begaben wir uns in St. Emmeran zu Herrn Emerich, einem Verwandten meiner Mutter, der Prefect der Chorsänger zu St. Emmeran war. Dieser führte uns zu Herrn Pater Sebastian Brixi, Chordirector zu St. Emmeran und ausgezeichneter Organist. Im Jahr vorher wurde ein Chorknab aus Michelfelden in St. Emmeran angenohmen, und kurz vor unser Ankunft ist dieser davongeloffen, so daß nun der Chordirector keine Chorknaben von Michelfelden mehr annehmen wollte. Herr Emerich führte uns nun zu Herrn Joob, Prefect im Seminario zu St. Paul: dort wurde ich geprüft und sogleich als Altsänger angenohmen. Dieß war im Monat Juni 1794: ich kehrte allso nach Michelfelden zurück, wo ich bis Ende August noch blieb, und dann zu meinen Eltern zurückkehrte. In den Klöstern Deutschlands war es damals üblich, daß die Chorknaben den Geistlichen nicht nur zu den Namenstägen und neuem Jahre, sondern auch zu den Weihnacht-, Oster- und Pfingstfeyertagen Glück wünschten, und für diesen Wunsch mit Geld beschenkt wurden, welches der Professor aufbewahrte, und jedem bey seinem Austritt seinen Theil einhändigte. Bis Mitte October blieb ich bei meinen Eltern. Der Bruder meines Vaters, Professor in Cham, hollte mich ab und führte mich Ende October nach Regensburg. Am 1. November 1794, trat ich nun als Student auf, mit einem neuen Mantel, denn damals durfte sich kein Student auf der

Gasse ohne Mantel sehen lassen, und als Altist zu St. Paul, bey den Jesuiten. Die Studienklassen waren damals eingetheilt in die 1. und 2. Grammatik, Syntax, Poesie, Rhetorik, Philosophie und Theologie, und in diesen Klassen waren über tausend Studenten. Ich war nun in der ersten Grammatik, in der hundert und in die dreißig Schüler waren. Es scheint mein Professor im Kloster Michelfelden war kein guter Lateiner, oder ich habe nichts lernen wollen, den ich war im lateinischen immer unter den letzten. Im Seminario zu St. Paul waren Studenten aus allen Klassen, selbst Philosophen und Theologen. Unter den 50 bis 60 Studenten im Seminario waren fast alle Musiker, und für die Musik in der Jesuitenkirche verpflichtet, weßwegen sie gar nichts bezahlen durften und ganz frei waren. Nur wenige die nicht zur Kirchenmusik verpflichtet waren, bezahlten das ganze Kostgeld mit 70 Gulden, traf also für die Woche kaum 3 Franken Kostgeld, und die Kost war wirklich gut und im Ueberfluß.

Noch erinnere ich mich mit Vergnügen der herrlichen Kirchenmusik, die wir bey St. Paul hatten, und die als die beste in Regensburg gerühmt wurde. Wir hatten einige Messen, Vespern und Lytaneien von Mozart, die ich seither nie mehr gehört habe. Täglich nach dem Mittagessen, von 12 bis 1 Uhr, wurden Repetitionen für Gesang und Orchester gehalten; Abends von 5 bis 8 Uhr kamen die besten Meister Unterricht im Violin und Blasinstrumenten zu ertheilen. Ich hatte Lust die Oboë zu erlernen, wurde aber wieder Willen zu Erlernung der Violine eingetheilt, da ich schon einen Anfang hatte. Von Tag zu Tag bekam ich mehr Abneigung für die Violine, um so mehr, da unser Lehrer, Herr Kafka, uns nur zu oft und zu stark auf die Finger klopfte, und um der Violine befreit zu werden, griff ich so falsch, daß Herr Kafka selbst dem Herrn

Prefect rieth, mich von der Violine zu befreien, weil ich kein reines Gehör hätte. Im Seminario hatten wir eine Orgel: ich wurde nun zum Unterricht auf der Orgel eingetheilt, und erhielt den berühmten Organisten Pater Sebastian Brixi zum Lehrer.

Ich hatte mich während diesem Schuljahr in der Musik schon sehr vervollkommnet, im lateinischen aber blieb ich immer unter den letzten. In den Schulen der Jesuiten wurden die Schüler nach den durch die Woche gemachten Aufgaben in die Bänke eingetheilt, das nannte man setzen, und so waren diejenigen, welche gar keine oder nur wenige Fehler in ihren Aufgaben hatten, die ersten in den Bänken, und so wurde nach der Anzahl der Fehler fortgesetzt. In jeder Klasse waren nun mehrere Schüler aus unserm Seminario, und der beste muste immer aufzeichnen, der wievielte jeder geworden, so oft gesetzt wurde, und diese Liste dem Herrn Prefect eingeben. Nun war bestimmt, daß wer im Setzen unter die 60—70—80 hinunter kam, muste sein Nachtessen stehend oder gar auf dem Boden sitzend nehmen, und da ich immer unter den letzten war, muste ich mein Nachtessen nur stehend oder auf dem Boden sitzend nehmen.

Das erste Jahr verstrich nun, und ich kehrte Anfangs September zu meinen Eltern in die Vakanz zurück. Während der Vakanz besuchte ich die benachbarten Klöster, wo es sich traf, daß manchmal über hundert Studenten zusammen kamen: die Musiker konnten bleiben, so lang ihnen beliebte, Nichtmusiker durften nur drey Tage bleiben: wollten sie nach drey Tagen nicht abziehen, so kam Morgens nach dem Frühstück der Oekonom mit den Worten: Heute ist doch herrliches Wetter zum reisen; es wäre schade, wenn man es nicht benutzen würde. Und dann wuste man schon, was man zu thun hatte.

Ende October kehrte ich nun wieder nach Regensburg zurück und muste die nemliche Klasse wiederholen: das nannte man sitzen bleiben. Die Schüler-Anzahl war die nemliche, und als das erstemal gesetzt wurde, war ich der neunte, und erhielt mich das ganze Jahr hindurch unter den ersten. Der Professor für dieß Jahr 1795 war ein Jesuit, und nur zwey Stunden von meinem Geburtsort zu Haus, Namens Mur von Waldeck. Dieser Professor war sehr streng und ein Freund vom schlagen: begieng ein Schüler einen großen Fehler, so wurde der Diener, der die Schulzimmer in Ordnung halten muste, gerufen, wir musten die Mäntel überm Kopf nehmen, und dem Schüler wurde der bloße Hintere mit der Ruthe gepeitscht.

Dieses Schuljahr vergieng nun, und im Sommer kamen die Franzosen übern Rhein nach Deutschland, so daß schon Anfangs August die Studenten entlassen werden musten, weil St. Paul zu einem Militärspital bestimmt war. Aus meinem Geburtsort waren noch zwey Studenten in Regensburg. Wir machten uns auf die Reise, musten aber durch die ganze österreichische Armee, und um nicht unter die Franzosen zu kommen, musten wir einen Umweg von wenigstens 12 Stund machen, und zwar zu Fuß. Bald darauf wurden die Franzosen vom Erzherzog Karl bey Amberg und Würzburg geschlagen und Deutschland wieder befreit.

Während der Vakanz begab ich mich nun von einem Kloster zum andern. In Stadt Kemnath war ein Franziskaner Kloster: dorthin wurden alle in der Umgegend befindlichen Studenten einmal in der Vakanz zum Mittagessen geladen. Ueber 40 Studenten waren anwesend. Damit das Bier immer frisch blieb, hatte jeder Student ein halb Schoppenglas vor sich, welches, wenn es leer war, immer von dem Bruder Portner

wieder gefüllt wurde. Um den Bruder Portner immer zu beschäftigen, waren die obern Gläser schon wieder leer, wenn er die untern anfüllte. Er machte die Reihe etlichemal durch, setzte sich dann an seinen Platz und ließ die Gläser leer. Als der Guardian die leeren Gläser sah, rief er dem Portner zu, er möchte doch einschenken: Es nützt nichts, sie trinkens immer leer, war dessen Antwort.

Mit Ende October begab ich mich nun wieder nach Regensburg, meine Studien fortzusetzen, die den 1. November anfiengen. Da aber für dieß Jahr wegen dem Spital das Collegium noch nicht ganz gesäubert war, fiengen die Schulen erst vier Tag nach dem 1. November an. In der 2. Grammatik erhielt ich einen andern Professor, der kein Jesuit, dessen ohngeachtet ein schätzenswerther Mann war. Ich erhielt mich auch dieses Jahr durch unter hundert Schülern immer unter den ersten; in der Musik, besonders im Orgelspiel, kam ich sehr vorwärts, da der damalige Organist mir bey allen Nebengottesdiensten die Orgel spielen ließ.

Wie schon oben bemerkt, hatten wir zum Frühstück nur ein Stück Brod; nur wer Geld hatte, konnte für einen Kreuzer ein Schüsselchen warme Milch haben. Im gleichen Seminario war auch ein Student aus Lindau in Schwaben, dessen Vater in dem dasigen Damenstift Verwalter war. Dieser Student aß nun die Milch gar zu gerne; auf unser Befragen, ob er zu Haus auch so viele Milch geessen, war dessen Antwort: O gewiß, denn mein Vater hatte sechs Stiere im Stall, und da hatten wir täglich Milch genug. Der nemliche Student war auch Sänger, und wurde in einer andern Kirche ein fest gefeyert, wo nicht Singknaben waren, so wurden wir eingeladen da zu singen. Zur alten Kapelle, einer herrlichen und zwar der schönsten Kirche in Regensburg, wurden wir

begehrt Canto und Alto zu singen an einem Hauptfeste. Wie in ganz Deutschland überall üblich, wird bey den Messen nur Musik mit Orchester gemacht; denn Choral wird nur bey den gewöhnlichen Horas in Klöstern gesungen: so wurde nun auch eine Messe mit Orchester an diesem Feste zur alten Kapelle aufgeführt, und wie gewöhnlich wurde zwischen der Epistel und dem Evangelio ein Concert aufgeführt; wurde aber die Orgel nur allein gespielt, so nannte man dieß Episteltanz. An diesem Feste nun wurde ein Violinconcert durch den Hofmusiker von Thurn und Taxis, Namens Schmid, componirt von Ek in München, dessen ich mich noch jetzt wohl zu erinnern weis, aus E major gespielt. Bey seiner Ankunft im Seminario sagte der Lindauer, nichts habe ihm so sehr gefallen als das Violinconcert, denn der Concertgeber spielte immer in der Visicatur (Applicatur).

Unter vielem Lernen im Cornelius und andern Authores, und unter vielem Musiziren, war nun auch das Schuljahr von 1796 vollendet, und ich brachte nun meine Vakanz auf der Reise in den Klöstern, und zwar sehr vergniegt zu. Zum Schuljahr 1796 auf 1797 nach Regensburg zurückgekehrt, blieb ich in der 3. Grammatik oder Syntax, und muste mich mit Ovid, Sallust, den Briefen Cicero's bekannt machen. Aber, aber und abermal aber, der Organist von St. Paul, Namens Beck, war in ein Kloster gegangen, nach der 2. Rhetorik, und Martin Vogt wurde in der 3. Grammatik schon als Organist zu St. Paul angestellt. Wenn heutiges Tags einer etliche Märsche, Walzer und auf die neuere Mode einige Polkas auf dem Clavier herunter klimpern kann, so ist er auch schon ausgezeichneter Organist. Allein mir gieng es nicht so; ich kannte zu damaliger Zeit nichts von diesem Geklimper; ich hatte ganz und gar nichts erlernt als den Generalbaß, und nach dessen Regeln war

mein Orgelspiel, wie noch jetzt in meinen alten Tagen, geordnet. Der Organist in Deutschland muß bey jeder Orchestermusik den Generalbaß mitspielen: wie würden sich manche Organisten heut zu Tag in Verlegenheit finden, wenn sie Messen wie dortmals von Madelseder, Zach, Brixi, wo die schwersten Fugen nur im Generalbaß gesetzt sind, begleiten müsten. Ich behaupte es dreist, wer nicht den Generalbaß in seiner Jugend lernt, wird niemals Organist, aber wohl Clavierspieler auf der Orgel, deren wirklich weit aus die gröste Anzahl der Organisten ist. Der damalige Prefect Weisbirth im Seminario war nicht nur gründlicher Generalbassist, sondern selbst ausgezeichneter Componist; auch befand sich damals ein ausgezeichneter Componist, Namens Knieschek in Regensburg, der die herrlichsten Werke für Kirche componirte: diesen beyden habe ich zu verdanken, daß ich schon damals in meinem fünfzehnten Jahre als tüchtiger Organist bekannt war. In diesem Jahr beschäftigte ich mich nun mehr mit Musik, und fieng auch schon an mich an einige Kirchencompositionen zu setzen.

Unweit dem Seminario St. Paul war Obermünster, ein adeliches Damenstift, dessen Vorsteherin immer Fürstin war. An deren Namenstag wurden nun aus allen Klöstern in Regensburg die Vorsteher zur Tafel geladen, und wir musten Tafelmusik machen, wobei Sinfonien und Chöre aufgeführt wurden. Der oben benannte Lindauer Student war bey dieser Musikaufführung gegenwärtig: im Seminario angekommen wurde er befragt, ob viele Gäste da waren? O sehr viele, Franziskaner, Kapuziner, Benediktiner, Bernhardiner, Minoriten, Augustiner und noch viel dergleichen Lumpenpack, war dessen Antwort. Auch dieses Jahr war ich noch immer unter den ersten in meiner Klasse; auch wurde in diesem Jahr die Zauberflöte von Mozart zum erstenmal in Regensburg

aufgeführt. Die Musiker im Seminario zu St. Paul erhielten die Erlaubniß in diese Oper zu gehen, und diese Oper wurde wenigst 40 bis 50 Mal nacheinander aufgeführt, und immer bey vollem Hause. O wie war ich entzückt dieser Oper beywohnen zu können! In Deutschland gehen nicht nur die Welt-, sondern auch die Klostergeistlichen ins Theater. In der Zauberflöte nun wurde ich mit dem Pater Jacob, aus dem Schottenkloster in Regensburg, bekannt, der ein vorzüglicher Freund der Musik war. In dieses Kloster zu den Jacobinern oder Schotten kommen Knaben aus Schottland, von 10, 11 bis 12 Jahren, meistens aus adeligen Familien. Diese machten ihre Studien im Gymnasio zu Regensburg, kehrten nach vollendeten Studien nach Schottland zurück, oder blieben im Kloster und wurden Benediktiner. So oft es mir nun möglich war, besuchte ich diesen Pater Jacob, und dieser machte mir so große Lobsprüche von dem Schottenkloster in Wien, daß ich ihm versprechen muste, nach vollendeter Rhetorik nach Wien zu gehen. In diesem Jahr habe ich mich nun mehr der Musik als dem Studiren gewidmet, war dessen ungeachtet Ende des Jahres noch immer in meiner Klasse unter den Bessern. Die Vakanz brachte ich wieder in den Klöstern zu, und besuchte in dieser Vakanz die meisten Klöster Bayerns, und kam sogar bis nach Bamberg.

Im Schuljahr von 1797 auf 98, war ich nun in der Poesie oder ersten Rhetorik; allein das Studium der Musik war mir mehr angelegen als Poesie und Rhetorik, und in diesem Jahr wurden schon eine Messe, ein Miserere, eine Lytanie, mehrere Offertorien und Gradualien mit Orchester-Begleitung von meiner Composition aufgeführt. Nach vollendeter Poesie giengen die Studenten den Klöstern zu, und besonders in den sogenannten Bettelklöstern, als Augustinern,

Franziskanern, Minoriten, Kapuziner, wurden die Studenten nach der Poesie gerne angenohmen; aber auch in den Prälaturen muste man sich nach der ersten Rhetorik schon melden, um nach der zweiten Rhetorik im Kloster aufgenohmen werden zu können.

Während dieser Vakanz brachte ich nun die meiste Zeit in den Klöstern zu; kehrte Ende October wieder nach Regensburg zurück und vollendete die 2. Rhetorik. Während diesem Jahr erhielt ich aus mehreren Klöstern Einladungen, mich nach vollendeter Rhetorik dahin zu begeben, wo ich mit Freuden aufgenohmen würde. Allein Pater Jacob aus dem Schottenkloster zeigte mir mehrere Briefe aus Wien vor, die meldeten, daß ich auf dem Chor bey den Schotten in Wien als Musiker aufgenohmen werde. Mein Entschluß nach Wien zu reisen war nun gefaßt. Gegen Ende August besuchte ich nun meine Eltern nochmals, die meinen Entschluß nicht billigen wollten, indem sie gerne gesehen hätten wenn ich mich in ein Kloster in ihrer Nähe begeben hätte; allein mein Entschluß war nicht mehr zu ändern. Nur acht Tage hielt ich mich bei meinen Eltern auf, gieng nach Regensburg, traf da zwey meiner Mitschüler, auch Musiker, die ebenfalls entschlossen waren nach Wien zu gehen, ihre Studien fortzusetzen.

Mit einem Empfehlungsschreiben an den Chordirector der Schotten in Wien und einigen Gulden Reisegeld vom Pater Jacob, begaben wir uns in Regensburg auf das Ulmer Schiff oder Floß, nach Wien, und machten die Reise auf der Donau. Wir waren fest entschlossen, unsere Reise von Regensburg nach Wien auf der Donau zu machen, da diese Reise sehr wohlfeil, wegen der Menge der Mitreisenden für uns junge Leute sehr unterhaltend war; allein auf der ersten Station, wo wir übernachteten, in Straubing, trafen wir mehrere bekannte Studenten,

die während der Vakanz sich nur in Klöstern aufhielten. Diese machten uns eine so angenehme Schilderung von dem Vakanzleben in den Klöstern dieser Gegend, daß wir unser Vorhaben, die Reise nach Wien auf der Donau zu machen, aufgaben und uns entschlossen, mit diesen Studenten den Klöstern nachzuziehen.

Am andern Morgen schon giengen wir in Straubing, einem kleinen Städtchen, das 6 bis 7 Klöster hatte, von einem zum andern, und erhielten überall auf unsere Vorzeige der Testimonien mit dem gewöhnlichen Spruch — (pauper studiosus rogat humiliter viaticum) — Reisegeld. Von Straubing wendeten wir uns nach Bogenberg, einer sehr reichen Prämonstratenser Abtei und berühmten Wahlfart. In diesem Kloster befand sich der damals so berühmte Kirchencomponist Pater Evermod Groll; obwohl seine Compositionen für Kirche alle im theatral Styl waren, so war er doch sehr geschätzt und allenthalben wurden seine Messen mit Beyfall aufgeführt. Von diesem nun wurde ich sehr gut aufgenohmen, um so mehr, da ich einige Stücke aus der Zauberflöte, die damals alles und alles war, auf der Orgel spielte. Bey unserer Abreise erhielten wir zwar alle unser gewöhnliches Viaticum; allein Pater Evermod Groll beschenkte mich noch extra mit einem halben Thaler und einem recommendationsschreiben an Herrn Kraus im Kloster Metten, ein Benediktiner Kloster in einer der angenehmsten Gegenden an der Donau. Ich beeilte mich mein Schreiben an Pater Lampert Kraus abzugeben, muste aber mit Leidwesen vernehmen, daß er wegen zu hohem Alter ganz kindisch wäre. Indeß ich sah ihn, und habe noch jetzt Achtung vor ihm, denn die gut ausgeführten Fugen in seinen Kirchencompositionen sind mir ein sicherer Beweis seiner gründlichen Musikkenntnisse, und noch in meinen alten Tagen

erinnere ich mich mit Vergnügen seines **Requiem's, in solamen omnium fidelium defunctorum**, besonders des **offertoriums**, eines recitativs: **Responde mihi, quantas habeo iniquitates et peccata.**

Von Metten aus besuchten wir die herrlichen Benedictiner Abteyen Ober und Niederalteich. Aus diesen beyden Klöstern wurden beynahe alle Gymnasien Bayerns mit Professoren versehen, da darin in allen Wissenschaften die gelehrtesten Männer gebildet wurden; auch Pater Aegidius Sais war aus diesen Klöstern. Nun gieng es Passau zu, und da wir durch herumwandeln in den Klöstern unsere Geldseckel nicht geleert, sondern vielmehr den Inhalt vermehrt hatten, und da uns auch Studenten in Passau sagten, daß die Studenten in den Klöstern Oestreichs nicht so gut aufgenohmen wurden als in Bayern, so beschlossen wir die Reise wieder auf der Donau zu machen. In Engelhardtszell, dem ersten Ort in Oesterreich, angekommen, muste alles aus dem Schiff; alle Waaren wurden ausgeladen, ausgepackt und visitirt. Wir Studenten musten unsere Tornister auspacken, unsere Zeugnisse vorweisen und waren nun die ersten, die entlassen wurden. Da die Visitation von Morgens 10 bis Abends 4 Uhr dauerte, so wurden wohl alle Waaren wieder auf das Schiff gebracht; man konnte aber nicht mehr weiterfahren, muste nun in Engelhardtszell über Nacht bleiben.

Den andern Morgen fuhrten wir sehr früh ab und kamen Nachts in einem sehr großen Dorfe an, um zu übernachten. In Bayern erblickt man auf beyden Seiten der Donau die herrlichsten Wiesen und Aecker, in Oestreich hingegen die schoensten Reebgelände. Wer nun Geld hat, steigt aus dem Schiffe, um in einem Wirthshause zu übernachten; diejenigen die nicht Geld haben, verlangen von den Bauern

in den Scheuren übernachten zu können. Wir Studenten giengen nun einem Wirthshause zu, worin viele Gäste beim Wein saßen. Wir verlangten Bier, erhielten aber zur Antwort, daß man hier kein Bier habe. In der Beglaubigung nun, daß der Wein blos für reiche Herren und die Geistlichkeit wachse, da wir in Bayern nie Wein, sondern nur Bier in den Wirthshäusern sahen; in der Ueberzeugung nun, daß der Wein sehr theuer und unsere Geldseckel zu sehr leeren würde, getrauten wir uns nicht um den Preis des Weins zu fragen. Doch wir faßten Muth und fragten was der Wein koste: Wir haben achter, zehner und zwölfer, war die Antwort. Auf diese Antwort wußten wir soviel als vorher, bis uns ein Gast bedeutete, daß die Maas ordinären Wein 8 Kreuzer, besseren 10, und vom besten 12 Kreuzer koste. Dies war nun Wasser genug auf unsere Mühle, und wir verlangten sogleich eine Maas achter, und die Maas in Oestreich ist noch von den größten die ich sah, außer Ungarn. Wir ließen uns nun wohl seyn, kannten aber die Kraft des Weines eben so wenig als Noe. Wie viel wir nun getrunken und was mit uns vorgefallen, wußten wir nicht, denn als am Morgen wie immer vor der Abfahrt großer Lärm entstand um alle die mitfahren wollten zu wecken, befanden wir uns in der Scheuer des Wirthshauses, und zwar in einem betrübten Zustand. Es scheint der zu viel genossene Wein wollte nicht bey uns bleiben, und wir waren wie vom Wein übergossen. Um nun die Abfahrt des Schiffes nicht zu versäumen, mußten wir uns aufmachen. Als wir vor dem Wirthshaus vorbeykamen, stand der Wirth unter der Hausthür und rief uns zu: Machet daß ihr fortkommet, denn solche Sauhund habe ich noch keine beherbergt. In den Wirthshäusern Deutschlands war es zu damaliger Zeit noch etwas seltenes auf dem Lande

in Betten übernachten zu können: es wurde nur Stroh in die Wirthsstube gebracht, die Stühle umgekehrt, das Stroh ausgebreitet, worauf man sich dann legte. Warum uns nun diese Lagerstätte nicht zu Theil wurde, erfuhren wir auf dem Schiff. Nur einige der Mitreisenden waren auch in diesem Wirthshause, nicht um zu übernachten, sondern blos um zu trinken: diese erzählten nun, daß wir eine Maas Wein nach der andern kommen ließen, auch andern davon zu trinken gaben, daß unsere Geldseckel immer auf dem Tisch lagen, die wir dann dem Wirth hingaben sich für den gehollten Wein selbst bezahlt zu machen; daß man uns vor dem zu starken Trinken und auch die Geldseckel zu versorgen gewarnt: wir achteten aber keine Ermanung bis wir zu Boden fielen, und der Wirth seinen Knechten befahl uns in die Scheuer zu schleppen. Sogleich suchte ich meinen Geldseckel, der noch zwischen 4 bis 5 Gulden enthalten mochte: dieser war nicht zu finden; auch der des andern Kameraden war weg: der dritte hatte in einer Gurt um den Leib sein Geld, und dieß war gerettet. Vermuthlich haben diejenigen die uns unser nächtliches Abentheuer erzählten, oder die Knechte die uns in die Scheuer schleppten, unser Geld an sich gezogen, um uns für die Zukunft nüchtern zu erhalten. Indessen hatte ich noch 3 große Thaler in meinem Tornister, der auf dem Schiff aufbewahrt war. Das Wetter war an diesem Tag ausgezeichnet schön, und wir konnten unsre Kleider trocknen und reinigen. An Sticheleien hatten wir von den Mitreisenden keinen Mangel; besonders ein junger schöner Mann strich immer mit den Worten um uns herum: Meine jungen Herren, sie hatten gestern eine tüchtige Indigestion vom Wein; nehmen sie sich in Zukunft in acht! Ich hatte nun für lange Zeit Eckel am Wein.

Unsere Fahrt auf der Donau gieng nun über den Wirbel

vnd Strudel ohne Hinderniß vorbey, und wir kamen glücklich in Wien an. Abends gegen 5 Uhr, langten wir in Wien an und begaben uns in ein Schenkhaus. Schon auf unserer Donaureise, hörten wir öfter erzählen daß die Wiener die gutmüthigsten Menschen seyen, nur halten sie alle Menschen die nicht aus Wien sind, und wenn selbe aus Afrika und Amerika kämen, für Schwaben. Um 4 Uhr Abends nimmt jeder Professionist in Wien seinen Hut und Stock, und geht ins Wirthshaus. In dem Schenkhaus nun wo wir eintraten, traffen wir eine ziemliche Anzahl dieser Bürger. Gleich bei unserm Eintritt wurden wir mit den Worten empfangen: „Ha! diese sind Schwaben die auf der Donau angekommen sind!" Neugierig wie die Wiener sind, da sie außer Wien weder Land, Stadt noch Dorf kennen, wurden wir um alles ausgefragt, und da damals die Franzosen unter Moreau oder Jourdan, dessen ich mich nun nicht mehr wohl zu erinnern weis, ziemlich weit vorgedrungen waren in Deutschland, wurden wir nun um alles ausgefragt. Wir erzählten von dem Kriege der Deutschen mit den Franzosen viel; vielleicht zwey drittheil waren erlogen, unter andern daß wir von den Franzosen ausgeplündert wurden, und wir hatten doch nie Franzosen gesehen. Unsere Erzählung rührte die Gutmüthigkeit der Wiener; wir wurden hinlänglich mit Roßbrattle, Bier und Wein versorgt. Ein Männchen von etwa vier Fuß Höhe, das den Ton anzugeben schien, war besonders für uns besorgt. Er setzte sich zu uns, fragte, ob wir schon Zimmer hätten? Auf unsere verneinende Antwort, da wir hier ganz fremd wären, machte er uns den Antrag mit ihm nach Hause zu kommen, da er immer Studenten bey sich habe. Wir nahmen sein Anerbieten freundlich an und giengen mit ihm nach Haus.

Nächst der Getraidmarkt-Kaserne, in einem Haus im

vierten Stock oben angelangt, war nun unser Hausherr ein Schneider, der zwei artige schon erwachsene Töchter und einen Sohn von 10 Jahren hatte: er selbst war Wittiber. Bey unserm Eintritt ins Zimmer spielte eben eine Tochter Clavier; unser neue Hausherr stellte uns seinen Töchtern als Musiker aus Schwaben vor, und wir wurden sehr freundlich von ihnen aufgenohmen. Da jeder Hausherr täglich Abends ins Wirthshaus geht, so scheinet das Nachtessen der Familie zu Haus kurz beysammen zu seyn, denn wir hörten und sahen nichts mehr vom Nachtessen. Indessen war unser Hausherr so höflich uns zu fragen, ob wir vielleicht noch Lust zu weißem, mailänder oder gar plutzer oder horner Bier hätten? Wir bemerkten nun wohl, daß der Hauswirth Lust habe noch eins auf unsere Rechnung zu trinken; wir wollten nun von jeder dieser Gattung Bier haben, und sahen nun daß das weiße so schwarz wie dinte, das mailänder von der Farbe des deutschen Biers, aber viel schwächer, und das plutzer in gestoppelten Krügen war. Wir blieben bis nach Mitternacht bey unserm Bier, und schliefen dann in den Betten der abwesenden Studenten, weil eben Vakanz war.

Am andern Morgen gieng unser Hauswirth mit uns auf die Polizei, wo wir gegen Vorweisung unserer Studienzeugnisse Aufenthaltskarten erhielten. Meine Kameraden, die entweder Jus oder Medicin studiren wollten, trennten sich nun von mir, und ich gieng dann mit meinem Hauswirth wieder nach Haus, wo ich dann meine Wohnung für monatlich 1 Gulden 12 Kreutzer bey ihm nahm. An diesem Tag war ich auch Gast bey meinem Hausherrn zu Mittag, und ich muß bekennen, hätte ich mein Leben lang so gutes Mittagessen gehabt, ich hätte mirs auf dieser Welt nicht besser wünschen können. Nachmittags wollte ich nun ins Schottenkloster, mein Empfehl-

ungsschreiben abzugeben; mein Hausherr bemerkte mir aber, daß es nicht schicklich sey Nachmittags ein Empfelungsschreiben abzugeben: ich solle bis Morgen warten. Am andern Morgen nun gegen 9 Uhr, begab ich mich ins Schottenkloster; aber wer stellt sich meinen Schrecken vor, als ich vernahm, der Chordirektor sey nach Schottland verreist, und der Chor sey für dieß Jahr schon hinlänglich mit Musikern versehen. Die Schotten sind meistens aus adeligen Familien, und kommen in diese Klöster, die nur für Schotten gestiftet sind, ihre Studien zu vollenden: nach vollendeten Studien steht es ihnen nun frei, ins Kloster zu tretten, oder nach Schottland zurückzukehren und einen andern Stand zu wählen. Wie ich nun vernahm war der Chordirektor, der ebenfalls aus einer guten Familie war, mit mehrern jungen Schotten auf der Reise sie in ihr Vaterland zu begleiten, und der damalige Krieg zwischen England und Frankreich werde ihn wohl für längere Zeit in Schottland zurückhalten.

Meine Lage mit nur noch einigen Thalern, ohne Aussicht etwas zu verdienen, war nun nicht die fröhlichste. Ich gieng nun zwischen den Vorstädten und der Stadt umher, allenthalben [gab es] Lebensmittel genug, gesottene und gebratene Würste, und für einen Kreutzer Wurst und einen Kreutzer Brod hatte ich ein hinreichendes Mittagessen zu damaliger Zeit. In meiner betrübten Lage bey meinem Hauswirth angekommen, meldete ich ihm nicht, daß ich bei den Schotten kein Unterkommen fände, und auf seine Einladung mit ihm diesen Abend wieder in sein gewöhnliches Schenkhaus zu gehen, erwiederte ich ihm daß ich lieber ein Schenkhaus vorzöge, wo Musiker anzutreffen seyen. O ja, Sie haben ganz recht, war seine Antwort; ich werde Sie wohin führen, wo Sie deren genug antreffen. Er führte mich zum blauen Bock auf der Wieden, und

da befanden sich Musiker, Studenten von allen Natzionen: Deutsche, Italiener, Böhmen, Ungarn, Mährer, Schlavonier, kurz von allen Natzionen. Man hörte 4stimmigen Männergesang, Quartetten für Streichinstrumente und auch Harmonie-Musik. Mir wurde nun ganz wohl, um so mehr da ich meine Reisekameraden wieder antraf und mit mehrern Musikern Bekanntschaft machen konnte. In diesem Schenkhaus wird nur rother Ofner Wein getrunken, der sehr wohlfeil und sehr gut ist. Mein Hauswirth ließ sichs wohl schmecken, und es scheint er habe es mit seinen Töchtern abgekartet, uns mit nach Haus zu bringen, denn nicht nur meine Kameraden, sondern noch andere lud er ein mit ihm nach Haus zu kommen, erklärte uns aber zugleich, daß wir einige Flaschen Ofner mit nach Haus nehmen müsten. Meine Kameraden und die andern die uns begleiten wollten, lehnten den Antrag Wein mitzunehmen ab, und ich war zu voreilig meinem Hausherrn einen Thaler zu geben, den Wein zu besorgen. Bey meinem Hausherrn angelangt sahen wir wohl auf was es abgesehen war, da sich außer den Töchtern des Hausherrn, noch einige Frauenzimmer da befanden, setzte ich mich ans Clavier und es wurde getanzt bis Morgens 3 Uhr. Für wieviel mein Hausherr aus meinem Thaler Wein gekauft, weis ich nicht; nur soviel weis ich daß er nie mehr davon sprach. Der Thaler war nun weg, und ich hatte nur noch einen und muste nun noch meine Wohnung bezahlen, da dergleichen von Fremden in Wien immer voraus bezahlt werden muß.

Ich war nun in einer betrübten Lage; obwohl noch jung, konnte ich doch nicht schlafen. Nicht weit von meiner Wohnung war die Kirche Maria-Trost, weiter oben die schöne Kirche Maria-Hilf. Ich war früh aufgestanden, und kam eben bey der Maria-Hilf vorbei, wo bey der ersten Messe eben der

Segen gegeben wurde, und das ganze Volk das bekannte Lied: Heilig, singt. Mit meinem abgetragenen Studentenmantel begab ich mich nun in die Kirche: es war Ende October und Morgens 6 Uhr noch nicht ganz Tag. Ganz hinten an der Kirchthür kniete ich nieder, die ganze Messe durch voll Andacht, meinen Huth vor mir liegend. Nach geendeter Messe wurde das Heilig wieder angestimmt und der Segen gegeben. Wie groß war mein Erstaunen, als ich beym Herausgehen besonders viele Frauen Geld in meinen Huth werfen sah. Ich war zwar sehr beschämt darüber; allein da ich keinen Menschen und auch mich niemand kannte, hielt ich dieß in meiner damaligen Lage für eine Schickung Gottes. Als die Kirche leer war, verließ ich auch selbe, und fand in meinem Huth über einen Gulden an verschiedenen kleinen Münzen, eine namhafte Summe zu damaliger Zeit für meine Lage.

Abends gab ich meinem Hausherrn an, ich sey von Studenten eingeladen selbe in ihrer Wohnung zu besuchen, und begab mich nun in das bekannte Studentenwirthshaus, das so zu sagen die Zunft aller nach Wien kommenden Studenten war. Es waren nur noch einige Tage bis Allerheiligen, und die Studenten ruckten von allen Gegenden heran; auch aus Schwaben und Bayern waren wieder angekommen, meistens arme Teufel und Musiker, die in Klöstern unterzukommen oder Kosttage zu erhalten suchten. Am andern Morgen begab ich mich vor Anfang der Messe wieder in die Kirche nach Mariahilf, und ich war so glücklich noch mehr Allmosen in meinen Huth werfen zu sehen als gestern. Dieses Bettlerhandwerk trieb ich nun mehrere Tage. Den Abend vor Allerheiligen war ich wieder im Studentenverein, und hörte vierstimmigen Männergesang. Ich machte bald Bekanntschaft mit diesen Sängern. Einer davon, aus der Gegend von Passau, fragte mich ob ich auch

Sänger sey? Auf mein Bejahen, übergab er mir eine Baßpartie. Ich sang einige Stücke mit ihnen, und die Bekanntschaft war gemacht. Ich stellte diesen Sängern meine gegenwärtige Lage offenherzig dar, und ich wurde eingeladen am Morgen am Allerheiligentag in der Kirche der Franziskaner um 9 Uhr im Amt zu erscheinen. Nun hielt ich mich schon für reich genug und hätte vielleicht mit keinem Prinzen getauscht, und vermuthlich habe ich in meiner zu großen freude ein Glas voll Ofner zu viel getrunken, denn ich erzählte den anwesenden Schwaben und Bayern alles was ich bisher in Wien erlebte, und auch meine schöne Einnahme in der Kirche zu Mariahilf. Wie groß aber war mein Erstaunen am andern Morgen, als ich in die Mariahilfkirche kam, und schon drey Studenten da knien sah, die eben so wie ich Allmosen zu erhalten suchten. Da ich ihnen Abends vorher erzählt hatte, durch welche Quelle ich einiges Geld erhielt, wollten sie diese Hilfsquelle auch benutzen. Ob sie etwas bekommen haben oder nicht, ist mir unbekannt, denn gleich bei ihrem Anblick entfernte ich mich aus der Kirche, und kam auch niemals in dieser Absicht mehr dahin. Um 9 Uhr gieng ich ins Franziskaner Kloster, wurde freundlich aufgenohmen und ersucht im Amt den ersten Baß mitzusingen. Die Messen wurden vierstimmig mit Männerstimmen gesungen, bey jeder Stimme waren vier Studenten, und im Tutti sangen auch noch einige Franziskaner mit. Pater Angelus, ein trefflicher Organist, war zugleich Chordirektor. Zum Offertorio mußte ich ein Solo von seiner Composition singen; meine Stimme war nicht gar stark, aber angenehm; im Treffen war ich geübt genug, und wurde nach dem Amt sogleich als Sänger aufgenohmen und zum Mittagessen eingeladen. Wir Sänger hatten täglich unser Mittagessen um 11 Uhr, mit Suppe, Rindfleisch und Gemüß, und ein Laibchen Brod. Nun war wenigst für

den Hauptunterhalt gesorgt. In der Burg war die damalige Hofmusikhandlung Artaria: auch dahin wurde ich durch Bekannte geführt, und da gab es immer Musik genug zum kopieren, die Seite zu 3 Kreuzer, allso wieder Nebenverdienst.

Von nun an machte ich Bekanntschaft über Bekanntschaft mit Musikern; die Adventzeit rückte heran und ich war täglich zu einem rorate-Amt bestellt. So wie in ganz Deutschland, sind vorzüglich diese rorate-Aemter in Wien während der Adventzeit sehr im Gang, denn es wird nicht leicht eine vermögliche Bürgerfamilie seyn, die nicht ihr rorate-Amt halten läßt; auch sind viele gestiftet die jährlich gehalten werden müssen, und so nehmen diese rorate-Aemter in manchen Kirchen schon Morgens 4 Uhr ihren Anfang, und von halb Stund zu halb Stund immer eins bis 7 Uhr. Die Musiker die in diesen rorate-Aemtern mithelfen, werden bezahlt. Am ersten Adventsonntag begab ich mich Morgens 5 Uhr mit andern Musikern in die Michelskirche ins rorate, und um 6 Uhr in die Augustinerkirche. Nach geendeten rorate riefen mir die Musiker mit ihnen zu kommen eine rorate-Wurst zu essen. Ich folgte ihnen in ein nah gelegenes Schenkhaus, wo jedem ohne Begehren sogleich eine Leberwurst mit Brod und einem Seidel Wein hingestellt wurde. Ohne einen Kreutzer im Sack zu haben, und in der festen Beglaubigung daß diese Wurst der Lohn für unser Musiziren im rorate sey, verzehrte ich selbe mit bestem Appetit. Als ich aber aufstand und mich entfernen wollte, packte mich der Wirth an der Thüre mit den Worten [an]: He, Herr Patrone, 6 Kreutzer bezahlt für Wurst, Wein und Brod! Auf meine Erwiederung daß ich der Meinung war, man bekomme dieses der rorate wegen unentgeldlich, fiengen der Wirth und die anwesenden Gäste herzlich zu lachen an; indeß einer der Musiker sagte dem Wirth er solle mich

gehen lassen, er werde für mich bezahlen. Ich war nun die ganze Adventzeit durch täglich in 2 bis 3 rorate-Aemtern, wo für jedes, nachdem es blos mit Gesang oder mit Instrumental Musik war, für jeden Musiker 6 bis 10 Kreutzer bezahlt wurde.

Nun kam die Zeit mich auf der Universität zu melden, um meine Studien fortzusetzen, mußte aber vernehmen daß jedes Fach das man besuchen wolle, bezahlt werden müsse. Da ich aber zum zahlen gar keine Lust hatte, kehrte ich der Universität den Rücken und wendete mich der Musik zu. Pater Angelus, Organist bey den Franziskanern, componirte viele 3 und 4 stimmige Messen. Da es zu selber Zeit noch nicht üblich war dergleichen Messen drucken zu lassen, so wurden selbe nur abkopirt, und in die Klöster verschickt, wo sie sehr gut bezahlt wurden. Herr Domkaplan Weigl, Verwandter des Componisten Weigl, damals vielleicht der beste Violoncellist in Wien, war sehr viel bei Pater Angelus; auch dieser componirte viel, und mit kopiren hatte auch ich immer Verdienst bey ihm, muste aber alles in seiner Wohnung kopiren, was mir um so angenehmer war, da ich im Winter kein Zimmer zu heitzen vermochte. Durch diesen Herrn Weigl wurde ich im Priester-Seminario bekannt, und durch ihn erhielt ich auch die Erlaubniß die Vorlesungen in der Philosophie unentgeldlich besuchen zu dürfen, nemlich Anthropologie, Logik, Physik und Metaphysik; gestehe es aber aufrichtig, ich war nicht der fleißigste Besucher. Wochentlich drey mal kam der Gesangverein beim blauen Bock auf der Wieden zusammen, von dem ich nun auch Mitglied war. Einmal wollte ich nicht dahin gehen, weil ich kein Geld hatte: man versicherte mich aber, ich könne ohne Sorgen dahin gehen, der Wirth borge ja. Ich ließ mich bereden, gieng hin und ließ mir den Ofner auch wohl schmecken. Der Wirth stand

eben vor mir, ich stand auf, griff und suchte in allen meinen Säcken, und sagte zum Wirth: „O nun habe ich vergessen Geld mitzunehmen!“ — „Geh der Herr nur, ich kenne diese Kniffe schon: hätte er Geld zu Haus, so hätte ers gewies mitgenohmen,“ erwiederte der Wirth. Bei Herrn Weigl war ich nun sehr viel, und jeden Abend spielte er Stundenlang auf dem Violoncello; ich hörte ihm mit Vergnügen zu, besonders wenn er seine Phantasien spielte. Auf seine Frage ob ich nicht auch Lust hätte Cello spielen zu lernen? war meine Antwort daß ich wohl freude es zu erlernen, aber die Mittel nicht dazu hätte. Dem ist bald geholfen, sagte er, gieng ins Nebenzimmer, holte ein Cello heraus, übergab es mir mit den Worten: Morgen wollen wir damit anfangen. Schon früh am andern Morgen war ich am Cello. übte die Gammen und schon einige Wochen [darauf] war ich so glücklich, mit Herrn Weigl Duetten spielen zu können. Ich verwendete nun alle meine Zeit zur Erlernung des Cello, und schon an Ostern war ich soweit, Duetten von Reicha mit ihm spielen zu können. Am Osterdienstag begaben wir uns mit unsern Cellos nach Klosterneuburg, unweit Wien. Nach Tische spielten wir Duetten, und ich wurde als junger Violoncellist allgemein bewundert, mit dem Ersuchen ja doch so oft hieher zu kommen als mir beliebe, und beim Abschied drückte mir noch ein Pater einen Bancozettel von 5 Gulden in die Hand, mit der Einladung doch recht bald wieder zu kommen. Wer war froher über dieses Geschenk als ich, da ich wirklich keinen Kreuzer im Sack hatte. Klosterneuburg ist von Wien aufwärts gegen Krems; man fährt dahin mit Fiakern oder Zeisselwägen, wo 30—40 Persohnen darin Platz haben; allein zurück nach Wien fährt man auf der Donau. Da Herr Weigl im Hinweg für mich bezahlte, war ich mit meinem Bancozettel gleich bereit den Rückweg auch für ihn zu bezahlen; allein er

gab mir den Bancozettel zurück und bezahlte auch die Rückreise. Da die Tage schon länger und es nicht mehr so kalt war, hatte ich das Violoncello bey mir, um mich zu Hause üben zu können. In Wien angekommen begab ich mich sogleich mit meinem Cello zum blauen Bock auf der Wieden, wo die Singgesellschaft versammelt war. Nachdem einige Quartetten gesungen waren, spielte ich ein Adagio auf dem Cello, und da sich unter den Sängern auch mehrere und zwar gute Violinspieler befanden, wurde auch sogleich eine Gesellschaft für Quartette in Saiteninstrumenten errichtet.

Unsere Sing- und Quartettengesellschaft zog nun im blauen Bock immer mehr Gäste zu, denn die Wiener leben und schweben in Musik, besonders wenn man ihnen auch ein lustiges liedchen zum besten giebt, an denen es nie fehlte, und so waren wir Musiker immer zechfrei.

Herr Weigl hatte einen Bruder, der ebenfalls Domkaplan in Sant-Pölten war; mit Herrn Weigl war ich nun in der Vakanz in Sant-Pölten, einer sehr artigen Stadt, wo ein Priesterseminar und ein Franziskaner Kloster ist. Von hier besuchten wir mehrere Klöster, als die berühmte Benedictiner Abtei Mölk, Lilienfeld und noch mehr andere, deren Namen mir entfallen, und im Rückweg nach Wien die schöne Abtei Kettwein. Studenten die Musiker sind, finden in den Klöstern Oesterreichs überall gute Aufnahme, Nichtmusiker aber haben die gastfreundliche Aufnahme nicht zu erwarten, wie in den Klöstern Bayerns, Schwabens und in Franken. Ich kam in dieser Vakanz wohl beschenkt in den Klöstern nach Wien zurück, und traf die meisten meiner alten Bekannten unter den Studenten wieder an; auch unsere Sing- und Saitenquartette wurden wieder fortgesetzt. Gegen Neujahr wurde die Schöpfung Haydn's aufgeführt: da Herr Weigl als Violoncellist mitwirkte,

nahm er auch mich mit, und dieß war die erste große Musikaufführung die ich mitmachte. An Sängern und Instrumentalisten mochten wohl über tausende [gewesen] sein; Haydn selbst dirigirte am Flügel. Bey dieser Aufführung machte ich Bekanntschaft mit vielen Musikern, und man suchte mich für das Theater in der Josephsstadt mit einer fixen Besoldung als Violoncellist zu engagiren; allein Herr Weigl hatte es mir höchst mißrathen, und ich danke ihm jetzt noch dafür, denn ein junger Mensch, ein Bekannter von mir, der zur nemlichen Zeit als Violonist angestellt wurde, ist durch eine Komediantin, mit der er Bekanntschaft unterhielt, so ins Elend gekommen, daß er bei Nacht und Nebel Wien verlassen muste. Einige Jahre später traf ich ihn auf meiner Reise nach Venedig in Villach, als Direktor einer Komediantentruppe, aber auch im höchsten Elend.

Das Jahr 1801 fieng unruhig an; die Franzosen fielen in Deutschland ein. In Wien sowie in allen Städten Oesterreichs wurden freiwillige als Soldaten angeworben; von Morgens 10 Uhr an den ganzen Tag hindurch, zogen Werber mit Geld auf Tellern und Musik voran in den Städten herum, um freiwillige als Soldaten nur für die Kriegsdauer anzuwerben. In jeder Vorstadt hatten diese Werber einige Schenkhäuser, wo Tag und Nacht hindurch getanzt wurde, und wirklich bei der Nacht wurden viel mehr angeworben als bei Tag. Mit einigen meiner Kameraden kam ich auch einmal wieder Willen in eines dieser Werbhäuser; wir wurden da herrlich bewirthet, und man versprach uns alle nur möglichen Avancements, so daß wir in kurzer Frist Generäle seyn konnten. Allein mein Weg führte mich täglich bey der Alster-Kaserne vorbey, wo alle Morgen Executionen mit Spießruthen lauffen, Arschprügeln und dergleichen waren; nur ein, höchstens zwei mal war ich Augenzeuge dieser tyrannischen Behandlung, und

alle Lust zum Soldatenleben war mir benohmen. Indeß die Franzosen näherten sich Oesterreich, und da die Akademiker ein eigenes Bataillon errichteten, dem die Kaserne Maria-Theresia selbst einen Fahnen schickte, bewarb ich mich unter die Musik dieses Bataillons zu kommen, und wurde auch wirklich als zweiter Hornist angestellt, obwohl ich vorher niemals ein Horn an den Mund gebracht hatte. Wir hatten nur einen Marche; wer ihn componirt, weis ich nicht mehr, nur der Marche selbst ist mir noch wohl im Ohr, und die Töne, die ich auf dem Horn zu blasen hatte, waren blos e g c. Indeß glaubte niemand daran, daß wir Wien jemals verlassen müßten; allein wir waren irrig daran, denn unvermuthet kam Befehl zum vorwärtsrücken, da alle Truppen abwesend waren, und wir nur für den Dienst der Garnisonen bestimmt waren. Wir musten allso Wien verlassen, und ich mit meinem Horn mitmarschiren. Am dritten Tag unsers Marsches kamen wir nach Sant-Pölten, wo wir Rasttag hatten. Da ich früher schon da war und Bekannte hatte, wurde ich sehr wohl aufgenohmen. Ob wir in Sant-Pölten bleiben oder noch weiter marschiren sollten, ist mir unbewußt; nur weis ich sehr wohl, ich war den zweiten Tag unserer Ankunft in Sant-Pölten bey den Franziskanern zum Nachtessen eingeladen, als plötzlich Lärm entstand, die Franzosen seyen schon im Anzug. Ich suchte meine Kameraden auf und fand sie schon auf der Flucht Wien zu. Ich schloß mich ihnen eiligst an, und im Schrecken vergaß ich mein Horn mitzunehmen, das bey einem Barbier lag, bey dem ich einquartirt war. Wie ich auf dem Rückmarsch war, habe ich gesehen, daß mehrere unserer Musiker ihre Instrumente zurückgelassen, den in diesem Schrecken in welchem wir uns befanden, würde die Harmonie nicht erbaulich gewesen seyn. Wirklich kamen die Franzosen auch bis Mölk, wo Friede geschlossen

wurde. In den ersten Tagen unserer Ankunft in Wien wurden wir wohl als Vaterlandsvertheidiger überall mit Jubel empfangen, und da wir unsere Heldenthaten erzählten, auch allenthalben wohl bewirthet, und zwar überall gratis: da wir aber nach dem Abschlusse des Friedens nur als Schwaben angesehen wurden, hatten wir keine Lust mehr in Wien zu bleiben, wir errichteten ein Quartett für Streichinstrumente und begaben uns auf Reisen, zuerst durch Ungarn bis Ofen und Pest, wo wir bey den Franziskanern acht Tage lang gastlich bewirthet, aber voll von Gewandläuse zurückkamen.

Unsere zweite Reise gieng durch Mähren, einen Theil von Polen und Böhmen durch Prag. Die dritte Reise gieng durch Steyermarck, wo sehr viele Klöster und wir überall gastlich aufgenohmen wurden. Im Kloster Admont war der damalige Prälat ein ausgezeichneter Violoncellist; er lebte nicht für das Kloster, sondern nur für die Musik. Während unsers Aufenthalts daselbst wurde beinahe immer musizirt, besonders ich muste sehr viele Duetten für Cello mit ihm spielen. Dieser Herr Prälat gewann mich so lieb, daß ich mich entschloß, mich von meinen Kameraden zu trennen und da zu bleiben. Dieses Kloster Admont, wie die meisten Klöster in Steyermark und Kärnthen, haben sehr viele Eisenbergwerke, an denen die daselbst Angestellten fast immer Musiker sind. Ich hatte nun das Vergnügen in dem Winter 1802 mit diesem Herrn Prälaten von einem Hammerwerk zum andern im Schlitten fahren zu können, ein großes Vergnügen in diesen kalten Gegenden. Um diese Zeit erschienen Haydn's sieben Worte in Quartetten, und diese wurden überall durchgemacht. Den folgenden Sommer hindurch versah ich den Organistendienst in einer benachbarten Pfarrey, und die Woche durch ertheilte ich den Zöglingen des Schullehrer-Seminars, die für ganz Steyermark in

Admont versammelt waren, Unterricht im Gesang und Orgel, unter der Leitung des Pater Andreas, dieses Klosters. Dieser Pater Andreas war ausgezeichneter Komponist und Organist; er erhielt alle neuern Musikalien aus Wien, den er war mit allen Komponisten Oesterreichs in Correspondenz. Um diese Zeit erhielt Pater Andreas die sieben Worte von Haydn vom Domorganisten Albrechtsberger für die Orgel arrangirt. Ich übte diese Stücke auf der Orgel ein, und spielte selbe einmal auf der Klosterorgel, in Gegenwart mehrerer Musikliebhaber. Man munterte mich auf, diese Stücke auch an andern Orten zu spielen, und mein Entschluß war bald gefaßt, ich fieng wieder an zu reisen.

Mit Empfehlungsbriefen in die Klöster hinlänglich versehen, gieng ich durch Steyermark nach Kärnthen. In Klagenfurth war alles überfüllt von französischen Gefangenen. Man kann sich keine Vorstellung machen wie wohlfeil man damals in Klagenfurth lebte; in den Kasernen (den ehemaligen Klöstern) konnte man für 6 Kreutzer sehr gut zu Mittag essen. Bald hatte ich Bekanntschaft in Klagenfurth gefunden, und wurde auf die benachbarten Hammerwerke eingeladen, wo ich sehr wohl empfangen und gut bewirthet wurde. Mit einigen Herren kam ich nach Villach, wo eben ein Fest der Bergwerker gefeyert wurde. Bey dem Gottesdienst spielte ich die Orgel, und wurde nachher zur Tafel geladen. Hier machte ich Bekanntschaft mit einigen tyroler Studenten (ebenfalls Musikern), die nach Italien reisten, und ich schloß mich ihnen gerne an. In Villach erhielt ich 5 Gulden Bankozettel. Von da begab ich mich mit diesen Studenten Italien zu, und zwar nach Triest. Der Weg von Villach nach Triest ist sehr bergigt; auf der Höhe angekommen, hat man eine herrliche Aussicht übers Meer; allein in Triest wurde ich mit meinen Empfehlungsschreiben in den

Klöstern nicht so gut aufgenohmen als ich erwartete. Zu damaliger Zeit waren in und in der Umgegend von Triest viele Klöster und auch darin viele Religiosen, besonders aus den österreichischen Staaten; allein die Vorsteher waren immer Italiener und Hasser der Deutschen, besonders zu damaliger Zeit wo die Franzosen beinahe ganz Italien inne hatten. In einem Kaffeehaus traffen wir mehrere Deutsche, die uns ersuchten mit ihnen zu kommen; diese führten uns in keinen der ersten Gasthöfe, aber in ein Schenkhaus, wo gar zu viele Deutsche versammelt waren. Wir ließen dort ein vierstimmiges Lied ertönen; soviel ich mich noch zu erinnern weis, war es das: „Stille, Stille," von Haydn, und wir waren geborgen; von allen Seiten wurde uns zugesprochen am andern Abend wieder zu erscheinen, und wirklich war die Gesellschaft viel zahlreicher als am vorhergehenden Abend. Wir sangen sehr viel, besonders spaßhafte Lieder; ein Deutscher übernahm es für uns einzusammeln, und wir hatten überflüssig die Kosten zur Überfahrt nach Venedig zu decken. Indeß wurden wir eingeladen am andern Tag nochmals in diesem Schenkhause zu singen, und wirklich die Einnahm übertraf unsere Erwartung, denn nun glaubten wir Herren zu seyn. Wir hätten in Triest unsern schönen Lebensunterhalt gefunden; allein einer unserer Reisegefährten wollte durchaus nicht mehr bleiben, und wir begaben uns mit wohlgespickter Börse aufs Meer nach Venedig.

In Venedig angelangt, waren wir betrogen, den in den Gast- Kaffee- und Schenkhäusern allenthalben Gesang genug, und nichts als Gesang in allen nur erdenklichen Sprachen. Da wir Geld hatten, besahen wir das Merkwürdigste, und begaben uns nach Padua, wo wir sehr gastfreundlich von den Franziskanern empfangen wurden. Es war Abends 5 Uhr, als wir da anlangten, und wir wurden eingeladen in der Li-

taney mitzusingen. Ich war noch jung, doch war mir und meinen Kameraden das Spiel des Organisten, eines Italieners, zu eckelhaft, denn aus Deutschland kommend waren wir dieses italienischen Opernspiels in der Kirche nicht gewöhnt. Nach der Litaney zum Nachtessen und auch zum Übernachten bey den Franziskanern eingeladen, nahmen wir die Einladung gerne an, und unterhielten nach dem Nachtessen diese Franziskaner, die vom ersten bis zum letzten alle Italiener waren, mit unserm vierstimmigen Gesang so sehr, daß sie uns noch mit Cypernwein bewirtheten, der erste und auch der letzte den ich in meinem Leben getrunken. Unser Vorhaben war, in dem berühmten Kloster von Padua einige Tage zubringen zu können; des andern Tags aber wurden wir von niemand eingeladen noch länger da zu bleiben. Wir begaben uns also wieder nach Venedig zurück, wo wir durch Vermittlung des Herrn Bratea, der mit uns Student in Wien war, alles sehenswerthe besehen konnten. Ins Inquisitionsgericht eingeführt, verloren wir allen Muth länger in Italien zu bleiben, da die Ansicht der darin verhafteten jedes menschliche Gefühl empört; wir besichtigten nur einige der Behältnisse unterm Kupferdach, wo im Sommer die Hitze so groß, daß die Gefangenen in immerwährendem Schweiß dasitzen. Meine und meiner Kameraden Lust Venedig weiter zu besehen war nun gestillt, und wir schifften wieder nach Triest zurück.

Von Triest aus beschleunigten wir unsere Reise ins Tyrol und kamen glücklich in Insbruck an, vernahmen aber zu unserm gröſten Leid daß in Bayern alle Klöster aufgehoben worden. Einige meiner Kameraden bezogen jährlich Unterstützungen aus den Klöstern Bayerns: da diese nun aufhörten, konnten sie ihre Studien nicht mehr fortsetzen, und wir trennten uns in Insbruck. Ich begab mich nach Fiecht, einem benediktiner Kloster

bey Schwatz, wo ich Herrn Pater Jacob Briefer, von Einsiedlen, antraf. Dieser war als Emigrant in allen Klöstern Oestreichs bekannt, wurde in Salzburg mit Abbé Vogler bekannt, der im Benediktiner Kloster zu Sant-Peter die Orgel nach seiner neuen Art einrichtete. Pater Jacob hatte sehnliches Verlangen den Orgelbau kennen zu lernen, und war immer in Briefwechsel mit Abbé Vogler, und erhielt eben einen Brief von ihm, in dem er meldet daß er sich wirklich in München befinde, wo er die Orgel in der Theatiner-Kirche simplifizire. Pater Jacob machte mir den Antrag die Reise nach München mit ihm zu machen. Ich entschloß mich um so lieber diese Reise mitzumachen, da ich sehnliches Verlangen hatte meine Eltern und Geschwister wieder zu sehen, indem ich volle vier Jahre nichts von ihnen und sie nichts von mir vernohmen. Vor unser Abreise besuchten wir noch das herrliche Bernardiner Kloster Stams. Bald hatten wir die Tyroler Berge hinter uns und kamen in Bayern in den sogenannten Pfaffenwinkel, wo sich von halb Stund zu halb Stund ein Kloster befindet. Aber welch ein trauriger Anblick gegen vorher in diesen Klöstern, alles öde und still, die Küchen und Keller leer, der unentgeldliche Aufenthalt für die reisenden Studenten war verschwunden: sic transit gloria mundi. An dem Chiemsee angekommen, übernachteten wir in einem Dorf am See, wo wir mehrere Religiosen aus den benachbarten aufgehobenen Klöstern antrafen, unter denen sich auch der Organist aus dem aufgehobenen Kloster Chiemsee befand. Wie es bei Musikern geht, wir waren bald miteinander bekannt. Er machte uns den Antrag, er wolle uns am andern Morgen in einem Schifflein ins Kloster rudern, wo wir an der noch gut erhaltenen und berühmten Orgel Vergnügen haben werden. Am frühen Morgen saßen wir schon im Schifflein, und der

geistliche Herr ruderte mit uns dem Kloster zu, das auf einer sehr erhöhten Insel liegt. Alles im Kloster war verschlossen; ein Bruder des Klosters der Koch war, hatte einige Gebaulichkeiten gelehnt und eine Wirthaft errichtet für die zahlreichen Fremden die im Sommer dorthin kamen. Dieser hatte die Schlüssel und wir konnten im Kloster die leeren Zimmer und Säle alle besehen. Da außer dem Kloster gar keine Häuser, also auch keine Pfarrei da war, wurde die Orgel gar nicht mehr gebraucht und auch kein Gottesdienst in der Kirche gehalten; allein ich muß [es] bekennen, die Orgel übertraf meine Erwartung. Der Organist spielte die Orgel; auch er war ausgezeichnet und Meister seines Instrumentes. Wir wurden eingeladen im Wirthshaus ein Frühstück zu nehmen, das wohl sehr mager ausfiel, weil nichts zu haben war als schwarz Brod, Rettig und Bier; indeß vergaßen wir Hunger und Durst bey den Erzählungen des Organisten. Wie er uns erzählte, habe er seine Studien in München vollendet, und konnte selbe als Musiker in den dasigen Klöstern unentgeldlich vollenden. Seine Vakanzen brachte er in Klöstern zu und fand die beste Musik in Chiemsee. Der damalige Prälat des Klosters war so ein leidenschaftlicher Liebhaber der Musik, daß er gar keinen als Bedienter in Kloster nahm, der nicht Musiker war, viel weniger einen der Religios werden wollte. Kaum war der Organist ein halbes Jahr im Kloster, starb der Prälat und dessen Nachfolger war ein Erzfeind der Musiker: er liebte vorzüglich die Jagd und Fischerey und andere Ergötzlichkeiten mehr als die Musik. Auf unser Befragen, welch Ordens sie waren, war seine Antwort: Wir waren regulirte Chorherren exempti ordinis, und zwar im Essen, Trinken und schlaffen regulirt, in Kirche und Chor aber unregulirt. Nicht ganz eine Stunde von diesem Kloster ist auch ein Nonnenkloster im See; wie

uns der Organist erzählte, hatte ein Religios ihres Klosters Bekanntschaft mit einer Klosterfrau; dieser hatte wochentlich ein Schifflein in der Nacht losgemacht, worin er sich zur Klosterfrau begab, die ihn an einer Strickleiter in ihr Zimmer zog. Während er einmal auf dem See war, kam ein Sturm, das Schifflein schlug um, er ertrank und wurde erst nach acht Tagen im See wieder gefunden. Ob dieß war, kann ich nicht bestätigen, denn ich war damals noch nicht auf der Welt, und wäre ich schon da gewesen, so wäre ich doch nicht im Wasser ertrunken, da ich niemals ein Freund vom Wasser war.

Von da weg nahmen wir nun unsern Weg über Rosenheim nach München, aber welcher Abstand gegen früher! Die vielen sich in dieser Gegend befindenden Klöster waren alle leer, und wir musten, wie früher in Klöstern, nun in Wirthshäusern übernachten. In München angelangt traf ich viele meiner ehemaligen Mitschüler, die aus den aufgehobenen Klöstern kamen; alle waren sehr gut mit Geld versehen, und so brachte ich einige vergnügte Tage in München zu. Abbé Vogler war wirklich nicht in München anwesend, und Pater Jacob wollte dessen Ankunft abwarten, ich aber reiste mit einigen Kameraden nach Landshut, wo ich auf der dasigen Universität wieder mehrere meiner alten Mitschüler antraf, und wieder einige Tage sehr vergnügt mit ihnen zubrachte. Von da gieng ich nun nach Regensburg, wo ich vorher sechs Jahre im Seminar zu Sant-Paul zubrachte, und wo ich noch viele meiner Bekannten antraf, und auch einige Tage zubrachte. Von Regensburg bis Amberg besuchte ich noch viele meiner ehmaligen Bekannten, wo ich überall mit Freuden empfangen wurde. In Amberg zum Thor hereintrettend, wurde ich von einem meiner ehmaligen Mitschüler aus Regensburg angeredet, der mich sogleich erkannte: von diesem erfuhr ich nun wer von meinigen

ehmaligen Mitschülern aus Regensburg hier anwesend war. Kaum war eine Stunde verflossen als alle ehmalige Bekannte um mich versammelt waren. Auf einem Berg bey Amberg ist ein Wahlfahrtsort, Mariahilf, wo immer die Geistlichkeit versammelt ist. Dorthin begab ich mich mit meinen Kameraden, und traf da einen meiner besten Freunde, Namens Schoeneker, einen Landsmann aus Boehmen, der mit mir sechs Jahre lang im Seminario zu Sant-Paul in Regensburg war. Er trat nach der Rhetorik ins Kloster Waldsassen, Bernardiner Ordens; als alle Klöster in Pfalz und Bayern aufgehoben wurden, setzte er seine Studien mit erhaltener Pension in Amberg fort. In dem Wahlfahrtswirthshaus, wo alle meine Bekannten versammelt waren, machten wir uns lustig. Bey der Trennung gab mir mein ehemaliger Freund Schoeneker 6 Batzen, mit dem Bemerken als Almosen, und dieß schmerzte mich so sehr, daß ich nicht Abschied von ihm nehmen konnte. Die andern Kameraden begleiteten mich in mein Absteigquartier: ihnen meine Bekränkung über Schoenekers Behandlung mittheilend, sagten sie mir daß ers allen andern seinen ehmaligen Bekannten so mache, denn aus einem reichen Kloster austrettend, beziehe er eine Pension gleich einem Domherrn.

Von da begab ich mich nun nach Haus zu meinen Eltern, langte in der Nacht um 11 Uhr sehr ermattet dort an, klopfte an der Hausthüre und auf Befragen meiner ältern Schwester: „Wer klopfe?" nannte ich ihr meinen Namen, sie kam mir öffnen, fiel mir um den Hals mit den Worten: „Ach! lieber Bruder, wie freut es uns dich wieder zu sehen! Wir glaubten dich nie wieder zu sehen." Meine Eltern und Geschwister waren sogleich da mich zu umarmen, und verweilten bis gegen Morgen, indem ich ihnen meine Erlebnisse und Reiseabenteuer erzählen muste. Der Bruder meines Vaters war Pfarrer in meinem

Geburtsort, zugleich der Prior des aufgehobenen Klosters Weissenohe, ebenfalls meines Vaters Bruders, beyde ausgezeichnete Musiker, bey ihm, und da am Tag nach meiner Ankunft zu Haus Sonntag war, spielte ich im Amt die Orgel und wurde nach dem Amt von allen Freunden und Bekannten bewillkommt. Ich hatte im Amt mehrere neue Orgelstücke gespielt, die ich aus Oestreich mitgebracht, die allgemein gefielen. Die wenigen Tage die ich bey meinen Eltern zubrachte, war ich fast immer auf der Orgel, oder es wurde im Zimmer musizirt, denn die benachbarten Geistlichen aus den aufgehobenen Klöstern waren immer bey uns auf Besuch; allein meine Eltern hatten dadurch gar keine Unkosten, da wir immer bey Herrn Graf von Morawitzky zur Tafel geladen waren.

Der Aufenthalt bey meinen Eltern währte nicht lange; schon acht Tage nach meiner Ankunft erhielt ich einen Brief von Pater Jacob aus München, daß ich mich Mitte October in München einfinden möchte, indem er für einen Platz im Benedictiner Stift in Salzburg auf dem Chor für mich besorgt war, und ich die Reise von München dahin mit ihm unentgeldlich machen könne. Die Trennung von meinen Eltern war wohl schmerzhaft, denn ich sah sie zum letzten Mal, und ich hatte keine andere Wahl, muste nothgedrungen den Wanderstab wieder in die Hand nehmen. Auf meiner Reise nach Amberg gieng es mir sehr wohl; fast in jedem Ort traf ich Studenten auf der Reise dahin mit wohlgefüllten Geldseckeln. In Amberg selbst war die gewöhnliche Zusammenkunft auf dem Mariahilfsberg. Von Amberg bis Regensburg gieng es eben so; die Reisegesellschaft vermehrte sich von Ort zu Ort, so daß wir so zu sagen wie ein ganzes Regiment in Regensburg, oder vielmehr im Bayrischen Hof, wo jedes andere Haus eine Bierbrauerei ist, einzogen und dort übernachteten. In der Gegend

von Amberg und Regensburg befinden sich sehr viele Klöster aller nur erdenklichen Orden; daher kam es daß so viele Studierende in Regensburg zusammenströmten, die theils die Profession schon abgelegt, ins Priesterseminar tratten um Geistlich zu werden, oder diejenigen welche die Profession noch nicht abgelegt hatten, erhielten hinlänglich Geld ihre Studien fortsetzen zu können. Ich verlebte also unter diesen aus den Klöstern vertriebene Jugendfreunden in dulci jubilo mehrere Tage. In Regensburg sammelte sich wieder Gesellschaft nach Landshut, meistens aber Juristen und Mediziner, wenige Theologen. In Landshut hielt ich mich wieder einige Tage [auf]; meine ehemaligen Kameraden begleiteten mich einige Stunden weit, und so kam ich Morgens 10 Uhr in München am nemlichen Tage an, an dem abbé Vogler sein letztes Orgel-Concert in der Theatinerkirche gab, welche Stücke nachher bey Falter in München der Königin von Bayern gewidmet, unter dem Titel Pelymelos für das Clavier arrangirt herauskamen. Schon am andern Morgen reiste ich mit Pater Jacob nach Salzburg ab, und wurde auf dessen Empfehlung hin sogleich auf dem Chor im Kloster zu Sant-Peter angenohmen.

Die Musik in der Kirche war blos von Studenten besetzt und fast lauter Studenten aus Schwaben, denn da in Bayern die Klöster alle aufgehoben waren und die Studenten die Musiker waren, nun keinen Unterhalt mehr fanden, so strömte alles Östreich und Salzburg zu. Michel Haydn war Kapellmeister in der Domkirche, und dirigirte zugleich das Orchester zu Sant Peter. Für Sopran und Alto waren 24 bis 30 Studenten aus den erstern lateinischen Klassen, die im Kloster täglich ihr Mittag- und Nachtessen bekamen. Die Tenor und Basse, so wie die Streichinstrumente waren durch

die größere Studenten besetzt, und diese Anzahl war immer 40 bis 50. Blasinstrumente waren außer Horn und Trompetten keine andern. Diese größern Studenten waren nun in zwei gleiche Parthien getheilt; während die eine Parthie ihr gewöhnliches Mittagessen mit Suppe, Fleisch und Gemüß erhielt, begab sich die andere Parthie ins Convent und erhielt die Speisen die vom Tisch der Religiosen abgetragen wurden, denn es durften auf dem Tisch der Religiosen nie aufgewärmte Speisen aufgetragen werden, und so kam es daß die Parthie die im Convent war, manchmal mit hungrigen Magen abziehen muste, und nichts bekam als die Gerstensuppe die immer am Ende des Essens noch aufgetragen wurde; indessen wurde auch manchmal so viel abgetragen, daß wir davon im Überfluß gesättigt wurden, und noch davon verkaufen konnten, wozu sich im Klosterhof immer Abnehmer fanden die darauf warteten, besonders an Festtagen. Auch hatte die Parthie die Mittags im Convent war, den Vortheil zum Nachtessen auch dahin gehen zu können, außer im Advent und [in] der Fasten, wo hingegen die andere Parthie nie etwas zum Nachtessen bekam, und so wechselten diese beide Partheien täglich [ab]. Überdieß bekam noch jeder täglich 1 ℔ Brod, das von drei zu drei Tagen ausgetheilt wurde.

Die Kirchenmusik im Kloster Sant-Peter war für einen Musiker wirklich ein Kunstgenuß. Außer den Kirchencompositionen von Michel Haydn und den Compositionen vom Domkapellmeister Michel, wurden nur classische Kirchencompositionen aus ältern Zeiten aufgeführt, und zwar Messen, Vespern, Litanien, denn täglich war Amt und Vesper mit figural Musik, auch sehr oft Litanien in der Klosterkirche oder in einer andern Kirche der Stadt, wobei wir zu erscheinen verpflichtet waren.

Pater Aegidius Jais war Rector magnificus an

der Universität, und ich war nun Theolog; Professor der Kirchengeschichte war ein Benediktiner aus dem Kloster Weingarten, ausgezeichneter Musiker und auch Compositeur; bei diesem brachte ich weit mehrere Stunden in der Musik als in der Kirchengeschichte zu. So wie in Wien war auch in Salzburg Mangel weder an Quartettgesang noch an Quartetten für Streichinstrumente. Bey den Augustinern, wo Michel Haydn alle Abende bey dem guten Bier zubrachte, war alle Abend Quartettgesang; von da gieng es in die Schenke zu Sant-Peter, zu dem guten Offner Wein, und von da zu dem Hofwirth, der eine Wirthschaft nächst der Residenz hatte, denn der Fürst von Salzburg hatte für alle vier Jahreszeiten eine andere Residenz. Bey diesem Hofwirth nun, der ledig und vorzüglicher Freund der Musik war, war unsere Quartettgesellschaft sowohl für Gesang als Streichinstrumente alle Abend versammelt, und deßwegen kamen auch die besten Bürger aus der Stadt dahin, da der Wirth selbst wegen seiner Heiterkeit, da er noch ledig war, und auch unsere Musik sie anzog. Der Wirth selbst war beinahe alle Abend so berauscht, daß man ihn ins Bett tragen muste. Wie überall in Deutschland hangen an den Wänden schwarze Tafeln worauf Numero gezeichnet sind; jeder Gast der täglich erscheint, hat sein Glas mit einem zinnernen Deckel, worauf ebenfalls ein Numero gezeichnet ist, und so viele Gläser er austrinkt, eben so viele Striche werden mit der Kreide auf der an der Wand hangenden Tafel gemacht, um zu wissen wie viele Schoppen er getrunken. Die Studenten, wie überall gebrauchlich, waren nicht gewöhnt täglich ihre Zeche zu zahlen; deßwegen wurde aufgeschrieben und immer aufgeschrieben, und war nun die Tafel ganz mit weißen Strichen angefüllt, so trug der Wirth den Kellnerinen auf die Studenten bezahlen zu machen. Was geschah nun? Sobald

der Wirth zu Bette gebracht war, fieng man zu tanzen an, worauf sich die Kellnerinen schon den ganzen Tag durch freuten. Unser erster Violinspieler Namens Leonard, der immer am wenigsten Geld und am meisten Durst hatte, hatte auch gewöhnlich die meisten Striche auf der schwarzen Tafel; während dem Tanz stellte er sich als glitsche er aus, fiel an die schwarze Tafel, rieb mit seinem breiten Buckel darauf herum und wischte die weißen Striche aus. Die Kellnerinen jammerten freilich, allein die Sache wurde dadurch wieder gut gemacht, daß jeder soviel an seine Zeche bezahlte, als er Geld im Sack hatte. Indeß hatte der Wirth doch keinen Schaden an uns, denn unser musiziren brachte ihm viele Gäste zu, die uns öfters bewirtheten, welches dem Wirth schönen Gewinn brachte. Für diese Gesellschaft componirte ich nun sehr viele drey und vierstimmige Lieder, wovon die meisten bei Häcker in Salzburg gedruckt wurden. Da man immer wieder etwas Neues hören wollte, machte ich mich bey meiner Ankunft zu Hause, Nachts um 11 oder 12 Uhr, an die Arbeit, und am Morgen war wieder etwas Neues componirt und copirt. Es nahm mich seither schon oft Wunder, wie ich mich bey so wenigem Schlaf so wohl befinden konnte. Ich hatte ein ganz kleines Zimmerchen, und da ich das Papier für Copirung der Noten selbst rastrirte, so war öfters davon nicht nur Tisch und Kommode, sondern sogar Bett und der Boden voll. Ein Augustiner kam einmal zu mir, mit dem Ersuchen Abends in der Litanei bey ihnen die Orgel zu spielen. Bey seinem Eintritt muste ich erst das frisch rastrirte Notenpapier vom Boden wegräumen: zu Haus erzählte er nun daß er heute bei einem Musiker war, der diesen Namen auch in Wahrheit verdiene, denn dieser sitze, gehe, stehe und liege auf Noten.

Auch in dem Keller zu Sant-Peter fanden wir uns

Abends sehr oft entweder beim Bier oder guten Offner Wein. Auch hier ließen wir wie gewöhnlich auf die schwarze Tafel weiße Striche machen; allein wir kamen hier nicht so wohlfeil weg als beim Hofwirth, denn länger als einen Monath wurde nicht geborgt: konnte dann einer nicht bezahlen, so gieng der Kellner zum Chordirector und legte Arrest auf das was wir für Leichen oder andere Gottesdienste, wofür wir bezahlt wurden, zu beziehen hatten, und dennoch blieben immer noch von mehreren weiße Striche bey ihrer Abreise von Salzburg auf der schwarzen Tafel stehen, denn beim Herannahen der Vakanz betheuerte jeder auf Leben und Tod daß er Salzburg nicht verlassen werde, weil immer die Hälfte zur Unterhaltung der Kirchenmusik auch in der Vakanz dableiben muste. Wer nun viele weiße Striche auf der schwarzen Tafel hatte, blieb beim Anfang der Vakanz noch einige Tage, gieng alle Abende in den Keller, den Kellnern glauben zu machen er bleibe da; aber plötzlich ist er verschwunden, und so gieng es auch mir: wenn meine weißen Striche auf der schwarzen Tafel nach meiner Abreise von Salzburg nicht ausgewischt worden sind, so stehen sie gewiß noch jetzt dort.

Im Seminario der Domkirche gab Michel Haydn den Zöglingen die für Gesang in der Domkirche bestimmt waren, Unterricht in der Composition und dazu hatte jeder Student mit Bewilligung Michel Haydns Zutritt, und diesen Unterricht besuchte ich weit fleißiger als meinen theologischen. Michel Haydn war damals schon ziemlich alt; konnte er den Unterricht nicht ertheilen, so waren von seinen Schülern da, die Unterricht gaben, so Hacker, Pater Martin von Sant-Peter und noch viele andere ausgezeichnete Theoretiker. Pater Martin von Sant-Peter, der die Leitung und Anordnung der Musik in der Stiftskirche zu Sant-Peter zu besorgen hatte, war ein

Schüler Michel Haydns und Theoretiker dergleichen es vielleicht wenige giebt; er brachte viele seiner Compositionen als Messen, Vespern, Litaneien, auf dem Chor zur Aufführung; die Composition selbst war ohne Tadel und ganz schulgerecht, allein ohne Saft und Kraft, ohne Gedanken und Erfindung; deßwegen wurden diese Compositionen immer mit Wiederwillen und ohne Begeisterung aufgeführt. Sein musikalischer Unterricht in der Composition hingegen war ausgezeichnet. Auch der Domorganist Paris componirte viel für Kirche, aber wie? Er war weder Organist noch Componist, wurde vom Erzbischoff Colloredo auf Kosten des Domstiftes nach Italien geschickt, sich für die Musik auszubilden, und wie Michel Haydn sagte, er gieng als Esel nach Italien und kam als Esel nach Salzburg zurück. Als die geistlichen Fürsten ihrer Länder beraubt wurden, bekam der Erzherzog Ferdinand, Bruder des Kaisers Franz von Östreich, Grosherzog von Toskana, Salzburg als Grosherzogthum; dieser brachte einen geistlichen Kapellmeister, Namens Gade, aus Italien mit, und Paris wurde pensionirt. Der Erzherzog Ferdinand war, wie alle Prinzen des Hauses Östreich, nicht nur ausgezeichneter Musiker auf mehreren Instrumenten, sondern selbst Componist, so wie dessen Herr Bruder Rudolph, Erzbischoff in Ollmütz und Cardinal, Schüler Beethovens, der mehrere Messen componirte und vorzüglicher Protector des Sohnes Mozart war, den er wahrlich fürstlich unterstützte.

Bei seiner Ankunft in Salzburg, brachte der Großherzog nur einige Musiker von seiner Hofkapelle, meistens Deutsche, mit; durch die Protection eines Kaufmanns in Salzburg, wurde ich als Violoncellist für die Winterconcerte angestellt, so wie auch im Theater, wo wochentlich zwei Opern gegeben wurden, und ich befand mich in oekonomischer Hinsicht sehr

wohl, und wurde wohl Salzburg nie mehr verlassen haben, wenn ich nicht dazu gezwungen werden wäre. Im Jahr 1805 rückten die Franzosen, Ende October, in Salzburg ein; am 1. November konnte nirgends Gottesdienst gehalten werden, da alle Kirchen mit öſtreichiſchen Gefangenen angefüllt waren. Noch muß ich beifügen daß während dieſem Sommer abbé Vogler die Orgel zu Sant-Peter nach ſeinem Simplifications-Syſtem errichtete und Anfangs October noch einige Concerte darauf gab. Nachdem Abbé Vogler verreist war, begab ich mich mit mehreren Studenten auf eine Reiſe durch das Salzburgiſche; allein allenthalben trafen wir ſchon öſtreichiſche Truppen an, die Deutſchland zu marſchirten. Gegen Ende October vernahmen wir allenthalben daß die Öſtreicher unter General Mack in Ulm kapitulirt, die ganze öſtreichiſche Armee gefangen ſey. Auf dieſe Nachricht hin tratten wir unſere Rückreiſe nach Salzburg ſogleich an, und zwar über die Gebirge, da ſich mehrere Studenten zu uns geſellten, die alle Gebirge wohl kannten. In Berchtoldsgaden angekommen, ſuchten wir eine Fuhre die uns am nemlichen Tage noch nach Salzburg bringen ſollte. Mit vieler Mühe konnten wir einen Fuhrmann dazu bewegen uns zu führen; allein kaum eine halbe Stunde von Berchtoldsgaden entfernt, ſahen wir ſchon von weitem franzöſiſche Huſaren gegen uns kommen. Der Fuhrmann kehrte ſeinen Wagen um, jagte in vollem Gallopp wieder Berchtoldsgaden zu, ohne von uns eine Bezahlung zu fordern; wir aber blieben ſtehen bis die Huſaren bei uns waren. Der Unteroffizier dieſer Huſaren ſprach ſehr gut deutſch, und ſagte uns daß wir heute nicht in die Stadt könnten, indem wir mit ihnen ins Lager muſten, das eine Stunde außer der Stadt ſey. Es war ſchon ziemlich dunkel als wir bey den erſten Vorpoſten ankamen, und dieſe Truppen waren

bayerische Dragoner. Die Offiziers sagten uns ebenfalls daß wir heute nicht mehr in die Stadt könnten, indem wir von den vielen Truppen nicht durchgelassen würden, und da in den umliegenden Gegenden alle Häuser mit Soldaten überfüllt waren, blieb uns keine andere Wahl, als die Nacht im Lager zuzubringen. Wir setzten uns zu den Soldaten ans Feuer, und wurden im Überfluß mit Bier, Brandwein und Brod versehen. Morgens zwischen 4 und 5 Uhr gerieth alles in Bewegung, und die Truppen marschirten der Stadt [zu]. Wir folgten den Soldaten nach und kamen erst gegen 9 Uhr in die Stadt. Es war der Vorabend von Allerheiligen, an welchem Tage wir uns Musiker alle auf dem Chor zu Sant-Peter in der Vesper einfinden sollten. Bey unserer Ankunft in Salzburg waren alle Häuser so mit Soldaten angefüllt, daß wir nicht einmal in unsere Wohnungen konnten. Wir giengen alsogleich nach Sant-Peter, und waren sehr willkommen, denn wir wurden sogleich beordert den Soldaten Speis und Trank zu bringen. Außer der Clausur waren alle Zimmer so mit Soldaten überfüllt, daß selbst noch in dem großen Klosterhof Tische aufgerichtet werden musten. Ein Theil von uns Studenten hollte nun die Speisen aus den Küchen, die andern das Getränk aus den Kellern. Der Ab- und Zugang der Soldaten war Tag und Nacht gleich, so daß wir unaufhörlich mit Aufträgen beschäftigt waren. Indessen befanden wir uns sehr wohl dabey; manchen Laibbrod, manches Stück Fleisch und manche Kanne Bier machten wir auf die Seite, wozu wir immer Liebhaber fanden, die uns selbe gerne abkauften. Am Allerheiligentag hörte man in der ganzen Stadt keine Glocke; in keiner Kirche war Gottesdienst, denn alle Kirchen waren mit östreichischen Gefangenen angefüllt. Bernadotte wohnte im Winter-Pallast des Grosherzogs, und verließ am

3. November Salzburg; mit ihm zog der gröste Theil der Truppen ab, und zwar nach Östreich, Steyermark und Tyrol. Der größere Theil der Truppen die noch in Salzburg zurückblieben, waren Bayern und Würtenberger. Nur sieben Stunden von Salzburg, in Lofer, ist der Durchpaß zwischen engen Bergen ins Tyrol. Diese Berge waren von den tyroler Scharfschützen besetzt. Die Bayern wollten den Durchpaß zwingen; allein am andern Tag schon wurde der bayrische General mit vielen Wägen voll Blessirten nach Salzburg gebracht. Leider zeigte ein Verräther den Bayern die Wege über die Berge, und die Tyroler musten weichen, um nicht gefangen zu werden. Die Universität wurde nun als Spital benutzt und wir hatten Ferien. Zum Glück für uns wurde das Theater wieder eröffnet, und wir Musiker bekamen wieder Verdienst. Erst nach der Schlacht von Austerlitz wurde die Universität wieder eröffnet, und Salzburg kam an Östreich. Ich glaubte mich nun geborgen, und lebte in der sichersten Hoffnung nun für immer in Salzburg bleiben zu können. Da aber in Deutschland alles geändert wurde, so kam auch mein Vaterort an Bayern. Für alle Ausländer die auf der Universität waren, denn die wenigsten Akademiker waren Salzburger, der gröste Theil waren Bayern, Würtenberger und Badenser, wurde diese Länderumkehrung bald fühlbar. Schon gegen Ostern wurde uns Ausländern angezeigt, wer seine Studien auf der Universität in Salzburg fortsetzen wolle, müsse von seiner nunmehrigen Landesregierung die Bewilligung hiezu vorweisen.

In Salzburg befand sich schon seit einigen Monaten ein Schmiedeknecht aus meinem Geburtsort, der mich öfters besuchte. Es war am 1. Mai 1806, an welchem Tag immer die Keller mit dem Merzen= oder Lagerbier eröffnet wurden. Ich besuchte mit meinen Kameraden mehrere Keller und kam spät nach

Haus. Am andern morgen sagte mir mein Hausherr, daß mein Landsmann da war, der mich ersuchen lasse zu ihm zu kommen. Sogleich begab ich mich zu ihm, und er gab mir einen Brief von meinem Vater der an ihn addressirt war. Mein Vater meldete mir daß er vom Landgericht Stadt Kemnath die Weisung erhalten habe, mir anzuzeigen daß ich mich nach Verfluß von drey Monaten zu Haus einfinden solle, da ich der Conscription unterworffen und spielen müsse. Vor Schrecken entfiel der Brief meinen Händen; ich wußte mir weder zu rathen noch zu helfen. Nach Verfluß von einigen Wochen, war schon der größte Theil der Akademiker die Ausländer waren, aufgefordert sich in ihrem Geburtsorte einzufinden, und da eben damals der ganze Rheinbund oder beinahe ganz Deutschland an das Sklavenjoch Napoleons gespannt war, so hatten die wenigsten von uns Lust unters Militair und sich für Napoleon todt schießen zu lassen. Täglich entwarfen wir für unsere Zukunft einen andern Plan, denn wir Theologen konnten uns unmöglich darzu verstehen, für die Dogmatik und Moral unterm Arm, ein Gewehr auf die Schulter zu nehmen. Wir Musiker wollten uns nun durchaus nicht trennen, besonders unsere Quartettgesellschaft für Gesang und Streichinstrumente, und wir waren fest entschlossen eine musikalische Reise durch Ungarn und von da entweder nach Rußland oder gar in die Türkei zu unternehmen. Allein homo proponit, Deus disponit. Unser erster Violinspieler bekam eine Anstellung im Orchester beim Erzherzog Ferdinand, der für Salzburg Würzburg bekam, und dadurch wurde unsere Quartettgesellschaft aufgelöst. Ich schloß mich nun einer andern Gesellschaft an, die nach Rom zu den Redemptoristen gehen wollte, und war auch schon ganz dazu entschlossen, als Pater Jacob von Einsiedeln nach Salzburg kam. Dieser machte mir nun den Vorschlag mit ihm in die

Schweiz zu gehen, wozu ich sogleich entschlossen war. Ich machte nun mit Pater Jacob, der sein eigen Pferd und Kutsche hatte, die Reise bis Regensburg, in der festen Hoffnung meine Schriften für ins Ausland erhalten zu können. Ich wendete mich deßhalb an einige bekannte Professoren, erhielt aber die traurige Antwort, daß ich mich hiefür nur nicht bemühen solle, denn Fürst Primas Dalberg sey ein eingefleischter Napoleonist, und da ohnehin Bayern durch die Aufhebung der Klöster von Geistlichen nur zu überladen sey, so liefere Fürst Primas dem Napoleon lieber Soldaten. Ich wollte auch meine Eltern nochmals besuchen; es wurde mir von jedem Bekannten mißrathen und mir gerathen Bayern so geschwind als möglich zu verlassen. Da Pater Jacob seinen Weg durch Franken nahm, indem sich Abbé Vogler eben damals in Würzburg befand, so wendete ich mich Augsburg zu, um desto geschwinder in der Schweiz zu seyn. Am 1. August wanderte ich früh Morgens Augsburg zu; da ich sehr viele Leute in Sonntagskleidern antraff, vernahm ich daß bei den Franziskanern in Augsburg das Portiunculafest gefeyert werde. Welch freudige Nachricht für mich! In Augsburg angelangt, begab ich mich sogleich auf den Chor zu den Franziskanern, da das Amt schon angefangen hatte. Eine vierstimmige Messe wurde aufgeführt, und ohne dazu aufgefordert zu seyn, stellte ich mich zum zweiten Baß. Gleich nach dem Amt nahm uns der Organist, ein Franziskaner, mit ins Refectorium, wo wir zum Mittagessen eingeladen wurden, und erst da bemerkte ich daß alle Sänger die auf dem Chor waren, Studenten, Theils aus Augsburg oder München, waren, meist Theologen, die am Anfange der Vakanz sich zu diesem Feste hieher begaben. Am Mittagessen waren über hundert Gäste anwesend, Theils aus Augsburg selbst, vorzüglich aber viele Geistliche aus der Umgegend. Meine

Bekanntschaft mit den Studenten war bald gemacht, und da ich mehrere Quartette für Gesang vom Michel Haydn bey mir hatte, die diesen Sängern noch ganz unbekannt waren, so drangen alle in mich eines dieser Quartette singen zu lassen. Wir machten nun den Anfang mit dem Quartett: Leise, leise, von Michel Haydn, das so wohl gefiel daß wir es drei Mal wiederhohlen musten. Nachdem dieses Quartett vollendet war, kamen mehrere Geistliche zu mir, unter denen auch Herr Bühler, der berühmte Kirchencomponist und Chordirector an der Domkirche in Augsburg. Ich wollte am nemlichen Tag schon wieder von Augsburg verreisen; allein Herr Bühler drang in mich noch einige Tage bey ihm zu bleiben, welche Einladung ich mit Freuden annahm. Ich hielt mich noch drey Tage in Augsburg [auf], und Herr Bühler nahm mich jeden Abend in eine Musikgesellschaft mit, gab mir bey meiner Abreise ein schönes Reisegeld und noch eine Marschroute, in welcher ich von Augsburg weg bis Lindau an alle Pfarrherrn und die noch existirenden Klöster anempfohlen war.

Ich benutzte nun meine Marschroute. Traf ich Mittags in einem Pfarrhof ein, wurde ich zum Mittagessen geladen; ebenso zu Nacht; bey den andern Pfarrherrn wo ich weder zu Mittag noch Nacht ansprach, bekam ich immer Reisegeld. Am 3. oder 4. Tag meiner Reise kam ich in einen Pfarrhof, zeigte mein Empfehlungsschreiben und wurde gleich zum Mittagessen eingeladen. Der Herr Pfarrer war ein Klostergeistlicher aus der Benediktiner Abtey in Regensburg, und als ich ihm erzählte daß ich ebenfalls sechs Jahre im Seminario zu Sant-Paul in Regensburg zugebracht, war ich ihm nun desto willkommener. Der Herr Pfarrer hatte ein schönes Clavier, denn in Deutschland giebt es wenige Pfarrhöfe, wo man nicht ein Saiten- oder Blasinstrument antrift. Ich spielte nun Varia-

tionen: „Zu Stephan sprach im Traume," von Mozart, dann noch die Fantasie in c mol von Mozart. Als diese geendet, packte mich jemand rückwärts am Kopf und gab mir einen Kuß: ich sah mich um, und wieder ein Benediktiner, aus der berühmten Abtey Ottobeuren, und zwar der Organist und Chordirektor, stand vor mir. Dieser wollte mich noch diesen Abend mit ins Kloster nehmen, allein der Herr Pfarrer bey dem ich zu Mittag war, ließ mich nicht fort, versprach aber mich den andern Morgen selbst nach Ottobeuren zu begleiten. Gegen abend begleiteten wir diesen Herrn von Ottobeuren eine Strecke weit; bei unserer Zurückkunft im Pfarrhof war der Tisch schon für mehrere Personen gedeckt, und bald darauf erschien ein Edelmann mit drey Frauenzimmern aus der Nachbarschaft. Ich hatte das Glück neben einer Dame zu sitzen, die man Gräfin nannte, leider erinnere ich mich des Geschlechts nicht mehr; indessen waren alle große Musikliebhaber. Nach dem Nachtessen muste ich auf Verlangen des Herrn Pfarrers die Variationen von Mozart wiederhohlen, und noch wußte ich nicht daß der Herr Pfarrer selbst Clavierspieler sey, bis er die Sonate von Mozart zu vier Händen in c aufs Clavier legte, die wir dann miteinander spielten. Bis nach Mitternacht wurde nun musizirt, und beym Abschied druckte mir der Edelmann 2 Kronenthaler in die Hand. Am Morgen vor 6 Uhr weckte mich der Herr Pfarrer schon, ich muste ihm während der Messe die Orgel spielen. Nach dem Frühstück begaben wir uns auf den Weg nach Ottobeuren, wo wir am Thor vom Organisten schon erwartet wurden. Nachdem wir dem Herrn Prälaten vorgestellt waren, wurden wir ins Tafelzimmer zum Mittagessen geführt, wo schon mehrere Gäste versammelt waren. Gleich nach der Tafel führte man mich in die herrliche Kirche, wo sich drey herrliche Orgeln befinden. Zuerst

spielten wir auf den drey Orgeln abwechselnd, dann spielte ich mehrere Fugen auf der großen Orgel allein. Ins Tafelzimmer zurückgekehrt, spielte ich noch einige Stücke auf dem Violon cello allein; als ich geendet, kam der Herr Prälat und sagte mir: „Wäre unser Kloster nicht aufgehoben, wir würden Sie nicht mehr von uns fortlassen." Als wir uns am Tisch zum Nachtessen setzten, kam der Organist, verlangte mein Testimonium und gieng damit fort. Als er zurückkam, übergab er mir mein Testimonium auf einem Teller, der mit 6 und 12 Kreutzerstücke belegt war; der Organist gieng nemlich mit meinem Testimonio ins Refectorio, wo noch über achtzig Religiosen beym Nachtessen versammelt waren, und sammelte für mich; auch brachte er mir noch 4 Kronenthaler vom Herrn Prälaten. Nach dem Nachtessen begleiteten wir den Herrn Pfarrer, der mich ins Kloster gebracht hatte. Nach der Zurückkunft ins Kloster verlangte ich mich zur Ruhe begeben zu dürfen, denn ich hatte keine Ruhe mehr bis ich wußte wie reich ich nun sey. Als ich von Augsburg verreiste, hatte ich noch 10 Gulden, und nun war ich 84 Gulden reich. Am andern Morgen war ich sehr früh auf und wollte weiter reisen; allein ich muste noch im Amt, wo die drey Orgeln gespielt wurden, auch noch beim Mittagessen bleiben; dann aber ließ mir mein Reichthum keine Ruhe mehr, ich muste weiters. Man gab mir noch Empfehlungsschreiben nach Memmingen und Kempten mit.

Dieser Theil des Schwabenlandes war vorher östreichisch; nach der Schlacht von Austerlitz wurde er bayrisch, und deßwegen stark mit bayrischen Truppen und Franzosen besetzt. Die Klöster waren zwar alle schon aufgehoben; die Religiosen musten aber noch beysammen bleiben, weil die Pensionen noch nicht geregelt waren. Weder in Memmingen noch in Kempten waren mir meine Empfehlungsschreiben von großem Nutzen,

denn beyde Städte waren mit Soldaten überfüllt, und jedermann hatte genug für sich zu sorgen; außerdem war alles sehr theuer, und da man mir gerathen, wegen den immerwährenden hin- und herzügen der Soldaten lieber zu fahren als die Reise bis Lindau zu Fuß zu machen, so befolgte ich diesen Rath zum großen Nachtheil meines Geldseckels. In Lindau wollte ich einen Kameraden besuchen, der mehrere Jahre mit mir im Seminario zu Sant-Paul in Regensburg war und dessen Vater Verwalter in dem adelichen Damenstift in Lindau war; allein mein Kamerad war schon unter dem bayrischen Militär. Ich wollte Abends auf dem See nach Rorschach, gieng indessen in dem Städtchen herum, hörte in einer Bierbrauerei 4stimmigen Männergesang, trat ein und fand da eine Gesellschaft Studenten, von denen zwei auch am Porticiuncula [fast] bey den Franziskanern in Augsburg waren, und die mich gleich erkannten. Ich blieb bey dieser Gesellschaft sitzen, während dem das Schiff nach Rorschach abfuhr. Indessen überredeten sie mich am andern Morgen mit ihnen eine Reise ins Vorarlberg zu machen.

Wir giengen über Bregenz in die eine halbe Stunde von da entfernte Benediktiner Abtey Mererau, die auch schon aufgehoben war, und wo eben bayrische Kommissarien anwesend waren, das Inventarium aufzunehmen. Nach dem Mittagessen begaben wir uns wieder nach Bregenz und von da in ein benachbartes Bad, wo sehr viele Badgäste waren. Wir blieben da über Nacht, und ich ließ mich zum Spiel verleiten; man setzte nemlich etwas gewisses auf eine Karte; mir war das Glück gar nicht günstig und ich verlor die Hälfte meiner Barschaft. Den andern Morgen giengen wir auf den Adlerberg im Gebirge herum, und kamen Abends wieder in das nemliche Bad zurück; ich versuchte mein Glück nochmals im

Spiel, allein umsonst; das Glück war mir nur zu ungünstig. Ohne Abschied von meinen Reisegefährten zu nehmen, wanderte ich am andern Morgen sehr früh Lindau zu, und hatte eben noch so viel Geld um ein Frühstück und die Überfahrt nach Rorschach bezahlen zu können. Ohne Geld kam ich nun in Sant-Gallen; in der sichern Erwartung etwas Reisegeld zu bekommen, gieng ich gleich dem Kloster zu, wurde aber am Thor von einem Polizeidiener zurückgewiesen. Ich erkundigte mich ob noch Klöster in der Nähe wären? Man nannte mir Teufen, ein Frauenkloster. Ich wanderte den Weg hinauf; die Nacht überfiel mich und ich muste in einem Bauernhaus auf dem Heustock übernachten. Am andern Morgen, es war Sonntag, gieng ich im Kloster Teufen in das Amt, meldete mich nachher im Kloster und wurde zu dem Beichtiger geführt. Dieser war ein Religios des Klosters Fischingen, und nahm mich sehr freundschaftlich auf. Während dem Mittagessen erzählte ich ihm meine Lage; er gab mir einen Kronenthaler Reisegeld und Empfehlungsschreiben an benachbarte Frauenklöster, die ich alle besuchte. Endlich am 14. Augst, gegen Mittag, kam ich in Einsiedeln an, und da ich mehrere Empfehlungsschreiben hatte, wurde ich sehr wohl aufgenohmen. Da am 15. Augst Mariahimmelfahrt und ein großes Fest war, wurde die Vesper am Vorabend feierlich gehalten. Ich spielte die Orgel, die eben vom Herrn Orgelbauer Bergenzel verfertiget und noch nicht vollendet war. Am 15. August selbst, schon Morgens 5 Uhr, war ein Amt, und so von Stund zu Stund; um 9 Uhr das Hochamt. In allen diesen Ämtern half ich mitmusizieren, bald auf diesem oder jenem Instrumente oder der Orgel. Am 16. war wieder ein feierliches Hochamt, in welchem der damalige Fürstabt den Contrabaß und ich neben ihm Violoncello spielte. Nach dem Gottesdienste wurde ich zu dem Fürst-

abt Beda Kittel beruffen, der mir ein schriftliches Zeugniß übergab, daß ich mit Freuden in dem Stifte Einsiedeln aufgenohmen werde, wenn ich nebst der landesherrlichen auch die bischöfliche Entlassnng beybringen könne. Der Fürstabt sagte mir noch mündlich, daß sie mich wegen meinen musikalischen Talenten gar so gerne in dem Stifte aufnehmen würden, allein ohne diese Entlassungen könnte es nicht geschehen, indem sie erst kürzlich einen talentvollen Mann aus dem Vorarlberg, das eben von Östreich getrennt und mit ganz Tirol zu Bayern kam, aufgenohmen, den sie wieder entlassen musten, und der sogleich in Bregenz unter das bayrische militär genohmen wurde. Da ich versichert war daß ich die Entlassung nicht erhalten werde, wollte ich nicht wieder nach Bayern zurück, sondern entschloß mich die Schweiz zu durchreisen. Ich kam nach Zürich, kehrte beim Raben ein, traf da mehrere Deutsche, unter denen auch Studenten, die sich unter die Schweizer Truppen in französischen Dienst hatten anwerben lassen. Die Werber, so wohl als die Angeworbenen, umgaben mich gleich und machten mir Anträge. Da ich aber niemals Lust zum Militär hatte, so war mir in der Lage in der ich mich nun befand, nicht mehr ganz wohl. Ein honett gekleideter Mann, der meine Verlegenheit mochte bemerkt haben, winkte mir ihm zu folgen; drauſſen sagte er mir: „Junger Mensch, wenn sie nicht Lust haben Soldat zu werden, so trachten sie so geschwind als möglich von hier fortzukommen." Ich befolgte dessen Rath und gieng Baden zu. Eine halbe Stunde hieher Baden hörte ich in dem dasigen Bernhardiner Kloster Wettingen mit allen Glocken läuten; auf mein Befragen was dieses bedeute, erhielt ich die Antwort, daß Morgens am Bernhardstag das Hauptfest sey. Ich meldete mich an, wurde in ein Zimmer geführt wo schon viele Musiker aus der Umgegend für das morgige

Fest versammelt waren. Nach dem Nachtessen wurde die Messe für folgenden Tag probirt; da am Morgen noch mehr Musiker, besonders aus Zürich, erwartet wurden und jetzt schon jedes Instrument doppelt, ja dreifach besetzt war, blieb ich Zuhörer, und wirklich am andern Tag war der Chor so voll, daß die Musiker sich selbst kaum bewegen konnten. Die Menge der Gäste war so groß, daß ich mich gleich nach dem Mittagessen entfernte und Baden zu gieng. In Baden angekommen, sah ich vor einem Wirthshaus die nemlichen Werber die in Zürich waren, mit mehreren Rekruten; ich kehrte sogleich um und gieng Basel zu; den Werbern auszuweichen, vermied ich nun die Landstraße und nahm Seitenwege. Da ich auch vernahm daß sich in Basel mehrere Werbungen befanden, gieng ich auch nicht in die Stadt Basel, sondern auf Seitenwegen in das Badische.

Nicht weit noch von Basel entfernt, sah ich auf einem hohen Berge ein Gebäude das einem Kloster glich: ich gieng dahin und dieß war eine Propstey des berühmten Stiftes Sant-Blasien, nemlich Bürglen. Der damalige Probst, Pater Martin, nahm mich gastfreundlich auf. Von diesem erfuhr ich nun daß die Klöster im Badischen ebenfalls alle aufgehoben und dem Fürstabt von Sant-Blasien vom Kaiser in Östreich ein Kloster in Kärnthen angewiesen worden, das er mit seinen Religiosen, die Lust zum auswandern haben, als Eigenthum beziehen könne. Wie mir der Herr Probst sagte, werden die jüngern Religiosen und Novitzen alle mit dem Fürstabt nach Kärnthen wandern, und wie er vernohmen, werden sich dieser Wanderung aus dem benachbarten Kloster Sant-Trudpert auch noch Religiosen und Novitzen anschließen. Ich nahm nun meinen Weg Sant-Trudpert zu, und langte am andern Morgen gegen Mittag daselbst an. Im Klosterhof angelangt, traf

ich einen Religiosen, den ich als Student um ein Viaticum ansprach; er langte in [den] Sack und gab mir ein 24 Kreuzerstück. Da es eben Mittag war, erinnerte mich mein Magen auch an sein gewöhnliches Bedürfniß, und ich sprach diesen Herren auch um ein Mittagessen an. Er nahm mich mit ins Kloster, führte mich ins Zimmer zu einem jungen Bruder, der eben Violin spielte, und empfahl diesem für mich das Mittagessen zu besorgen. Dieser Bruder spielte eben das Thema über das bekannte Lied: „Ä Schüsserl und ä Rainerl," und ich fand daß es sehr musikalisch war. Der Bruder gieng nun ins Convent zum Mittagessen; auch mir wurde das Mittagessen gebracht. Während dem Essen nahm ich das Papier in die Hand worauf das Thema geschrieben war, das der Bruder gespielt hat; ich fand noch Raum darauf und schrieb noch etliche Variationen dazu. Wie mir der Bediente sagte, der mir das Essen brachte, seyen im Convent viele Gäste anwesend die noch längere Zeit am Tisch bleiben werden. Da ich ganz allein war und lange Weile bekam, nahm ich das Violoncello das an der Wand hieng und spielte darauf. Das Speisezimmer war nicht weit von dem Zimmer entfernt, in dem ich mich befand, und ich hörte wohl daß man dort zimlich lebhaft war; nicht lange spielte ich auf dem Cello, als ich auch merkte daß es dort stille wurde. Während ich das zweite Stück spielte, öffnete sich die Zimmerthüre und herein trat der Religios den ich im Klosterhof antraf, mit noch einem andern Religiosen und dem Bruder. Bey ihrem Eintritt hörte ich zu spielen auf; sie drangen aber in mich fort zu spielen, und als ich geendet, nahm mir der Bruder das Violoncello aus der Hand, und ich muste mit ihnen in den Speisesaal. Hier waren Religiosen aus den benachbarten Klöstern und auch weltliche Beamte aus der Umgegend versammelt. Ich spielte mehrere

Stücke auf dem Violoncello, wurde von der ganzen Gesellschaft umringt und wurde befragt, ob ich nicht auch Orgel spiele? Als ich dieß bejahte, gieng die ganze Gesellschaft in die Kirche; ich wurde auf die große Orgel geführt und ersucht etwas zu spielen. Ich spielte eine Phantasie im gebundenen Style, und darauf eine Fuge von Albrechtsberger, nach deren Beendigung ich ersucht wurde das Thema das man mir auf der untern Orgel im Choral Chor angaben werde, zu beantworten. Der Organist der auf der untern Orgel spielte, war ein Religios aus dem Kloster Sant-Trudpert, Namens Augustin Violand, der mehrere Messen componirt, die gedruckt wurden. Dieser fieng nun, dessen ich mich noch sehr gut erinnere, aus d mol zu spielen an, immer im freien Styl, den ich auf der großen Orgel immer wiederhohlte. Nun wurde auf der untern Orgel ein Fugen Thema in f dur und zwar nur der Führer angegeben, und ich führte dieß Thema in allen 4 Stimmen durch; beim Wiedereintritt des Thema mit 4 Stimmen fiel ich durch den verminderten Sept Accord auf Dis in c dur; statt aber dieß Thema in e zu beantworten, blieb die untere Orgel still, und Pater Roman, ebenfalls Religios in Sant-Trudpert und einer der ausgezeichnetsten Organisten damals bekannt, wußte durch diesen Übergang von f ins e das Thema nicht mehr zu finden. Von allen wurde ich nun mit dem Ruf umringt: „Oh! der hat ihn erwischt!“ Pater Augustin und Pater Roman kamen nun auch auf die große Orgel, und letzterer gab mir noch einige Fugen Thema an, die ich durchführte. Auch der Herr Prälat kam auf die Orgel; auch ihm mußte ich noch einige Stücke spielen. Da es schon Abend wurde, entfernten sich die meisten Gäste, ich speiste mit den Religiosen im Convent zu Nacht, wurde dann auf die Abtei geführt, wo ich noch auf dem Clavier und Violoncello spielen muste, wo auch der

Herr Prälat anwesend war, der mich nun einlud bey ihnen zu bleiben. Herr Blasius Metzger, Großkellner, war ein sehr guter Clarinettist; Herr Trudpert Müller ein guter Violinist und Baßsänger, und Bruder Joseph ebenfalls guter Violinist. Als ich zu spielen aufhörte, kam der Bruder mit dem Notenblatt, worauf ich ihm zu dem Thema einige Variationen geschrieben, und fragte ob ich diese Variationen aufgesetzt? Als ich es bejahte, ersuchte er mich noch einige dazu zu schreiben. Als ich nun ins Schlafzimmer geführt wurde, verlangte ich noch rastrirtes Notenpapier, Dinte und Federn; man brachte mir das Verlangte; ich fieng zu schreiben und verfertigte ein Quartett für Clarinett, Violin, Viola und Violoncello. Unter Tags schrieb ich die Stimmen aus, und nach dem Nachtessen wurde das Quartett mit großem Beyfall aufgeführt, und so brachte ich fast täglich etwas neues, entweder für Gesang oder [für] Instrumente; auch am ersten Sonntag meiner Anwesenheit führten wir schon eine Messe für 4 Männerstimmen und Orgel von mir auf.

Ich verlebte da mehrere glückliche Wochen, bis endlich zwei Kommissäre aus Karlsruhe zur Aufhebung des Klosters ankamen, und da beide Kommissäre vorzügliche Musikliebhaber waren, so führten wir fort alle Abende zu musiziren. Der Herr Prälat kam weder Mittags noch Abends zum Tisch; er war leidenschaftlicher Liebhaber der Jagd, und wurde auf einer Jagd aus Unvorsichtigkeit von einem Jäger in den Hintern geschossen; deßwegen konnte er nicht sitzen, und wie man mir erzählte, war dort die Jagd so ergiebig, daß man die Rehe, Hirschen und Wildschweine von den Klosterfenstern aus schießen konnte. Während der Anwesenheit der Kommissäre kam Herr Professor Hebel, Verfasser der Allemanischen Gedichte auf Besuch: ich setzte die meisten dieser Gedichte für Gesang

mit Clavier oder Guittaren Begleitung, die nachher in Karlsruhe gedruckt wurden.

Die Zeit der Auflösung des Klosters rückte nun heran, und mir wurden zu meiner künftigen Versorgung die vortheilhaftesten Anträge gemacht; ich konnte mich aber zu nichts entschließen bis Pater Joseph aus Mariastein, der mit Pater Aloys als Emigrant in Sant-Trudpert war, zu mir kam, und mir anzeigte daß er eben einen Brief aus dem Klöster Mariastein erhalten, mit der Anzeige daß der dortige Organist Pater Ambrosius gestorben, und man dort einen Organisten suche. Wieder in einem Kloster unterkommen zu können war mein Wunsch, und ich entschloß mich nach Mariastein zu gehen: Bevor ich aber Sant-Trudpert verließ, wurde ich noch am Narrenseil geführt. Der dasige Conventdiener Hans hatte Bekanntschaft mit einer Bauerntochter auf einem Berg, eine gute Stunde weit vom Kloster, und jedermann wußte daß er alle Abende dorthin gieng, zu Kilt gehen, wie ers nannte. Wenn wir Nachts länger aufblieben als sonst gewöhnlich, und der Hans gerufen wurde um noch Wein zu bringen, hieß es gewöhnlich: „Oh! der ist schon zu Kilt gegangen!“ Neugierig was dieses Kiltgehen bedeute, sagte er mir gleich er wolle mich einmal mitnehmen. Schon nach etlich Tagen fragte er mich nach dem Nachtessen, ob ich heute mit ihm zu Kilt gehen wolle? Und ich war dazu bereit. Nach 9 Uhr Nachts, es war eine stockfinstere Nacht, giengen wir aus dem Kloster und den Berg hinauf. Beim obersten Bauernhaus angekommen, führte er mich an der Hand in einen Holzschopf und befahl mir ja vorzüglich an mich recht still zu halten, daß mich der Hund nicht wittere, der sehr bös sey, und mich zerreissen würde, und da es schon Mitte Oktober und ziemlich kalt war, versprach er mir mich bald ins Haus hinein abzuhohlen. Ich setzte mich

in das Eck wohin er mich geführt hatte, und getraute mich wegen dem Hund nicht zu bewegen, und war vor Kälte fast ganz steif, aber der Hans kam nicht mich abzuhohlen. Endlich als ich beinahe schon halb verfroren war, kam der Hans, nahm mich bey der Hand und gieng statt ins Haus hinein mit mir wieder den Berg hinab. Ich fluchte den ganzen Weg ab und Hans lachte. Um 4 Uhr Morgens im Kloster angekommen, gieng ich gleich zu Bette, konnte mich aber nicht erwärmen. Kaum war der Tag angebrochen, trommelten Religiosen und Bediente an meiner Zimmerthüre und fragten ob der Kiltgang lustig war, denn Hans hatte es vorher schon allen im Kloster erzählt, welch Possen er mir auf den Kiltgang spielen werde.

Herr Pater Joseph erhielt nun einen Brief aus Mariastein, mit der Anzeige daß ich dort erwartet werde. Herr Großkellner und Herr Trudpert begleiteten mich bis Schliengen; dort nahm ich einen Lohnkutscher der mich nach Basel führte. Bey Herrn Beda, Religios von Mariastein und katholischer Pfarrer in Basel, stieg ich ab; da ich nicht übernachten wollte, begleitete mich der herr Pfarrer zum Thor hinaus und zeigte mir den Weg nach Mariastein. Als ich am Berg ankam, wurde es schon dunkel; ich gieng den Berg hinauf, und statt ins Kloster, gieng ich in die französische Festung Landskron. Eine Dame die am Thore stand, fragte mich, zu wem ich wolle? Als ich ihr sagte daß ich den Herrn Prälaten zu sprechen wünsche, fragte sie mich ob ich vielleicht der Organist sey den man erwarte? Als ich dieß bejahte, gab sie mir einen Bedienten mit, der mich ins Kloster führte.

Man war am Nachtessen als ich dort ankam. Noch waren mehrere Religiosen dieses Klosters in auswärtigen Klöstern in Emigration; nur Herr Prälat mit noch einigen

Religiosen war anwesend. Während der Revolution in den 90er Jahren wurde das Kloster Mariastein, ganz an der Grenze Frankreich, beinahe gänzlich zerstört; bey meiner Ankunft daselbst war man in voller Arbeit selbes wieder herzustellen. Herr Prälat Placidus war großer Liebhaber der Musik, und da schon seit einigen Jahren das Knabeninstitut wieder errichtet war, war es leicht die Musik wieder empor zu bringen. Vom verstorbenen Organisten Pater Ambrosius waren noch mehrere 3stimmige Messen da, die ich durch die meinigen vermehrte, und so fiengen wir auch bald mit instrumental Musik an. Pater Columban war sehr guter Clarinettist und wir brachten es so weit daß wir schon an Fastnacht eine kleine Operette, der Telegraph, mit schwacher instrumental Begleitung aufführen konnten. Beim Sopran und Alt waren immer ausgezeichnete Stimmen. Dort setzte ich ein Heiliggeistlied, das noch jetzt in der Schweitz und im Ellsaß unter dem Namen: „der große heilig Geist," bekannt ist. An den drei Pfingsttagen wurde in Dornach bey den Kapuzinern die Seeligsprechung des Bruders Krispin gefeiert, wo wir an den drey Tagen Amt und Vesper mit instrumental Musik machten. Alle Religiosen und Studenten aus Mariastein, die Musiker waren, befanden sich an diesen drey Tagen in Dornach. Das war wirklich ein seeliges Leben, und hätte diese Feyerlichkeit nur noch drey Tage gedauert, so wären wir alle seelig geworden.

Ich war dortmals noch gar zu großer Liebhaber vom Bier, und da in Mariastein keins zu bekommen war, gab mir der Herr Prälat an Vakanztagen öfters Geld, um in Basel Bier trinken zu können. Pater Johann Baptist, ebenfalls Religios aus Mariastein und Pfarrvicar in Basel, war ebenfalls großer Liebhaber vom Biertrinken; einmal giengen wir zusammen auf die Gerberzunft, wo immer das beste Bier

in Flaschen zu haben war. Herr Pfarrer wußte wo wir uns beim Bier befanden, und da wir um 7 Uhr zum Nachtessen nicht erschienen, kam er uns abzuhohlen; allein der Tisch an dem wir saßen war so mit Bierflaschen überfüllt, daß er uns gar nicht sah. Endlich bemerkte er uns hinter den Bierflaschen, und wir begaben uns mit nach Haus. Beim Nachtessen war der Herr Vicar sehr gesprächig; immer rief er: „O Herr Pfarrer! mir ist wohl, keinem Menschen ist so wohl wie mir; ich höre die Engel singen!“ Diese Ausrufungen dauerten so lange bis der Herr Vicar todtenblaß wurde, und wir ihn ins Bett bringen mußten.

Am Endsfest der Studenten führten wir ebenfalls wieder eine kleine Oper auf, und nachdem uns die Studenten alle verlassen hatten, machte ich auch eine Vakanzreise durch die Schweitz. Ich gieng nun, wie gewöhnlich in Deutschland, den Klöstern nach, und kam bis Dissentiß in Graubündten. Dieses Kloster wurde in den 90er Jahren, wo sich die Östreicher mit den Franzosen daselbst schlugen, ganz abgebrannt, der Prior des Klosters erschossen; nur die Mauer des Klosters blieb noch stehen. Als ich nach Dissentiß kam, war das Kloster wieder soweit hergestellt, daß man es bewohnen konnte. Ich wurde in Dissentiß sehr gut aufgenohmen, und Herr Prälat sowohl als alle Religiosen drangen in mich bey ihnen zu bleiben. In dieser Gegend von Graubündten wird Romansch gesprochen, ein Gemisch aus allen Sprachen, vorzüglich aber italienisch, und wie man mich versicherte, lerne dieses Volk alle andern Sprachen am leichtesten. Die Sprache sowohl als die geringe Liebhaberei für Musik hielten mich davon ab da zu bleiben, denn ein musikalisches Amt das ich da mitmachte, bestand aus zwey Singstimmen, einer Violine, einer Flöte, einer kleinen und großen Trommel. Außer gedörrten Rind=

und Bärenfleisch kömt in dieser Gegend kein anders Fleisch auf den Tisch; selbst die Suppe ist von diesem Fleisch, und für Brod wird meistens nur Käs, wovon immer ein Laib wie bey uns Brod auf dem Tische steht, in die Suppe gebrockt. Die Viehzucht ist in dieser Gegend zwar sehr groß; allein man mästet das Vieh, treibt es nach dem Herbst nach Italien und verhandelt es gegen Wein. Der Veltliner Wein ist [ein] ausgezeichnet rother Wein, und für den gewöhnlichen Gebrauch zu theuer; deßwegen wird meistens Brandwein getrunken. Mit einem Herren von Illanz, der früher in römischen Diensten, Liebhaber der Musik und auf Besuch in Dissentiß war, verließ ich nun das Kloster und gieng mit nach Illanz. Herr Planta, so hieß dieser Herr aus Illanz, hatte ein Clavier das seine Frau aus Italien mitbrachte, und schon am ersten Abend unserer Ankunft in Illanz, war beynahe das ganze Städtchen bey Herrn Planta versammelt, um Clavier spielen zu hören; selbst der Herr Pfarrer mit Frau und Töchtern war anwesend, und da ihm Herr Planta sagte daß ich auch Orgel spiele, wurde ich vom Herrn Pfarrer eingeladen den folgenden Tag die Orgel in der Kirche zu spielen. In der ganzen Umgegend befanden sich viele adelige Gutsbesitzer, die alle eingeladen wurden und Nachmittags 3 Uhr war die Kirche ganz von Menschen angefüllt. Ich spielte fast bis 6 Uhr Abends, und wurde ersucht am folgenden Tag nochmals auf der Orgel zu spielen. Herr Planta machte durch mich gute Geschäfte, denn als wir aus der Kirche giengen, strömte alles seinem Wirthshause zu, und ich spielte wieder bis nach Mitternacht auf dem Clavier. Am andern Mittag kamen mehrere Gutsbesitzer aus der Umgegend zum Mittagessen, und [um] 3 Uhr begab ich mich auf die Orgel, und die Kirche war wieder überfüllt von Menschen. Eine Stunde lang hatte ich auf der Orgel gespielt,

als der Herr Pfarrer kam und mich ersuchte ein wenig auszuruhen. Die Orgel war nun still und der Herr Pfarrer sprach zu den Zuhörern: Der Herr Vogt hatte schon gestern und auch heute die Gefälligkeit uns die Orgel zu spielen; er wünsche daß man für diese Gefälligkeit erkenntlich sey, und er werde nun eine freiwillige Beisteuer einsammeln. Ich fieng nun wieder an zu spielen, und der Herr Pfarrer gieng in der Kirche herum einzusammeln. Bey Herr Planta angekommen, brachte mir der Herr Pfarrer 5 Louisd'or in Gold, auch war ein schönes Nachtessen bereitet. Als selbes vollendet, setzte ich mich wieder ans Clavier; man ersuchte mich Tänze zu spielen und bis um hellen Morgen wurde nun getanzt. Den andern Morgen führte mich Herr Planta in seiner Kutsche nach Reichenau, wo ehmals in dem dasigen Institut König Louis Philipp als Professor war; man zeigte mir noch dessen Zimmer. Ich wollte von Reichenau sogleich nach Chur; allein Herr Planta hielt mich noch zum Mittagessen zurück. Nach Vollendung desselben, wanderte ich Chur zu.

In Chur angekommen gieng ich ins erste Wirthshaus das ich antraf; in dem Gastzimmer stand ein Clavier, worauf ein Mann spielte, und ich vernahm daß der Wirth Organist in der Stadtkirche sey; unsere Bekanntschaft war bald gemacht, und ich wurde sehr wohl bewirthet. Am andern Tag verließ ich Chur und kam nach Ragatz. Die vielen Kutschen die ich da antraf machten mich neugierig, und auf mein Befragen erhielt ich die Antwort, daß diese Kutschen Reisenden wären die sich im Pfäffers Bade befänden. Ich wußte nun daß das Kloster Pfäffers nicht weit sey; ich gieng den Berg hinauf und kam ins Kloster, wo ich über Nacht blieb. Am andern Morgen nach dem Frühstück äußerte ich den Wunsch die Bäder besehen zu können; man sagte mir daß ich mich beeilen müsse, indem

heute die meisten Badgäste verreisen werden. Man beauftragte einen Bedienten mich in die Bäder zu führen. Im Bad angekommen führte mich der Bediente in einen Saal wo man sich eben zu Tisch setzte, und sagte zu dem Badverwalter: „Hier ist noch ein Herr." Dieser nahm mir gleich meinen Huth und Regenschirm ab, und wies mir einen Platz am Tische an. Da ich niemand kannte, ließ ich mir das Essen wohl schmecken. Als die Gesellschaft vom Tische aufstand, erhob ich mich ebenfalls, nahm Huth und Regenschirm und wollte zur Thür hinaus; der Verwalter hielt mich mit diesen Worten an: „Hat der Herr schon bezahlt?" Ich sagte ihm ganz trocken, ich sey ein Student und habe kein Geld. Er nahm mich am Arm, führte mich oder stieß mich vielmehr zur Thüre mit den Worten hinaus: „Lumpenhund! warum setzest du dich zur Tafel, wenn du kein Geld hast? Packe dich so geschwind als du kannst!" Und ich gieng sogleich den Berg hinab, ohne nochmals ins Kloster zurückzukehren. Wie ich nachher erfuhr, hat diese Gesellschaft die verreiste, das Mittagsmahl früher genohmen, und da man mir im Kloster sagte, ich solle mich beeilen und der Bediente mich dem Badverwalter übergab, so glaubte ich sicher man habe mich dahin geschickt, um da zu Mittag zu essen. In Ragatz erwartete ich die Churer Post, und fuhr mit nach Zürich, wo ich mich einige Tage aufhielt, um meines Geldes los zu werden. Von Zürich begab ich mich nach Kloster Muri, verweilte einige Tage und war eben anwesend als der neue schöne große Saal eingeweiht wurde, wo ich ein Violoncello Concert spielte. Von Muri gieng ich nach Kloster Saut-Urban; da man eben ein Knabeninstitut errichtete, machte man mir Anträge als Organist und Musiklehrer bey ihnen zu bleiben. Ich begab mich von da nach Basel, wo ich bey Herrn Pfarrer Beda den Herrn Pfarrer Berger von Hüningen antraf, der mir

sagte daß er den Auftrag habe, mich für das Institut des Herrn Moll in Eschenzweiler als Musiklehrer zu engagiren, und als ich in Mariastein ankam, war wirklich schon ein Brief vom Herrn Moll da, der mir nebst freier Kost und Wohnung 12 Louisd'or Besoldung antrug. Ich zeigte diesen Brief dem Herrn Prälaten, der die Besoldung sehr hoch fand, und sagte daß man in den Klöstern nicht so hohe Besoldungen geben könne, indem man die gute Kost hoch anschlagen müsse; indessen gab er mir den Rath, ich sollte selbst nach Eschenzweiler gehen um zu sehen wie es mir gefalle.

Den andern Tag früh Morgens trat ich meine Reise an, und war Abends schon in Eschenzweiler. Herr Moll, der Director des Instituts, war ein Geistlicher des aufgehobenen Malthefer Ordens; sein Herr Bruder Peter und ein Schwestersohn, Herr Lecoeur, waren ihm im Lehrfach behilflich. Herr Moll [der] Johanniter, war ein leidenschaftlicher Musikliebhaber; sein Herr Bruder Peter hingegen war ausgezeichneter Clavier- und Violinspieler; auch war noch Herr Alexander, Einnehmer in Eschenzweiler, ebenfalls ein Bruder und auch musikalisch. Schon am ersten Abend meiner Ankunft wurde bis Mitternacht Musik gemacht. Am andern Morgen sagte ich Herrn Moll zu bey ihm zu bleiben, gieng nach Mariastein zurück und war am dritten Tag darauf schon wieder in Eschenzweiler um da zu bleiben. Im Institut befanden sich 30 bis 40 Knaben aus den bessern Häusern im Elsaß; die meisten davon lernten Clavier, nur einige Violin. Alle Abend nach dem Nachtessen wurde Musik gemacht bis 10 oder 11 Uhr. Herr Moll [der] Johanniter lernte sogar noch Violoncello bey mir, und so blieb ich ganze Nächte auf, Musik zu verfertigen und zu schreiben, die wir am andern Abend einstudierten, und so vergieng der Winter bis in der Woche vor der Charwoche,

Herr Moll krank wurde und am siebenten Tag seiner Krankheit starb. Dieser Todesfall brachte mich nun wieder in Verlegenheit, denn ich war in diesem Hause ebenso angesehen als gehörte ich zur Familie. Herr Peter Moll behielt nach dem Absterben seines Herrn Bruders das Institut noch bey, allein er bekam eine Anstellung in Düsseldorf und das Institut löste sich auf.

Ich machte nun wieder eine Reise in die Schweiz, vernahm in Basel daß man in Sant-Urban vernohmen daß ich nun ohne Anstellung [sey] und mich dahin zu engagiren suche. Ich begab mich nun sogleich nach Sant-Urban, und da die Zöglinge des Institutes erst seit etlich Tagen angekommen waren, wurde ich sogleich als Musiklehrer im Institut und als Organist in der Kirche angestellt. Der Herr Prälat des Klosters Sant-Urban war Herr Ambrosius Glutz, eine der besten Familien in Solothurn, dessen Herr Bruder Schultheiß in Solothurn war, und gleich nach meiner Ankunft in Sant-Urban, daselbst zum spanischen Ritter geschlagen wurde. Acht Tage nach dieser Feierlichkeit, am Karlstag, machten wir nach dem Nachtessen Quartettmusik im Zimmer des Herrn Lorenz Fremer, Kornherrn, dem der Metz[g]er, Bäcker und Müller den Betrag der an Auswärtige verkauften Waren alle Abende abliefern muste. Wir spielten eben ein Quartett von Pleyel, als der Bediente kam und meldete daß Gäste aus Luzern angekommen seyen. Der Herr Großkelner Friedrich Pfluger, der Violin second spielte, entfernte sich die Gäste zu empfangen; bald darauf wurde auch Herr Kanzler geruffen, der Violin prim spielte. Da wir nicht weiter spielen konnten, wollten wir uns am Wein erfreuen; allein kaum hatten wir die Gläser in die Hand, wurde an der Thüre des Herrn Kornherrn geklopft, Herr Stadtschreiber Amrhyn mit einem Secretaire und

Standesweibel wendete sich mit den Worten an Herrn Kornherrn: „Wir sind von der hohen Regierung in Luzern beauftragt ihre Schriften und Gelder zu versiegeln." „Wie Sie befehlen, gab Herr Kornherr zur Antwort; nur muß ich Sie durch mein Schlafzimmer ins innere Zimmer führen, wo sich die Schriften und Gelder befinden." Er öffnete die Thüre; die Abgeordneten giengen voran, und Herr Kornherr deutete uns noch auf zwey Körbchen, die auf seinem Schreibpult standen; in diesen zwey Körbchen befand sich das an diesem Tage abgelieferte Geld, und Herr Pater Martin, Herr Steiner, ein ehemaliger Officier in napolitanischen Diensten, der als Professor für die französische und italienische Sprache und auch fürs Exerciren angestellt war, und ich, wir leerten den Inhalt dieser Körbchen in unsere Taschen; allein es war sehr wenig, und wir wollten den Abgeordneten nur die Mühe ersparen, selbes nicht auch zu versiegeln. Kaum aber hatten sich die Abgeordneten aus dem Zimmer entfernt, so vernahmen wir schon daß auch beym Herrn Prälat, bey Herrn Großkellner und Herrn Kanzler alles versiegelt sey.

Am andern Tag wurden alle Religiosen des Klosters ins Kapitel beruffen; der Regierungscommissär zeigte ihnen an daß die Regierung von Luzern schon seit mehreren Jahren vom Herrn Prälaten einen Ausweis über die Einnahmen und Ausgaben des Klosters verlange, und da sich der Herr Prälat immer weigere diesen Ausweis der Regierung zu übergeben, so sey er nun von der Regierung gesandt die sämtlichen Religiosen des Klosters zu fragen, ob sie sich auch weigern werden der Regierung Rechnung zu stellen. Als sich alle Religiosen einstimmig zur Ablegung der Rechnung erklärten, wurde sogleich der Standesweibel nach Luzern abgeschickt, und schon am andern Abend kam der Standesweibel mit noch einem

Commissär und 20 Mann Cavallerie aus Luzern zurück. Der Herr Prälat bekam sogleich zwey Mann Wache vor sein Zimmer. Nochmals begaben sich die Commissäre, so wie auch alle Religiosen zum Herrn Prälaten, ihn zu Ablegung der Rechnung zu bewegen; allein er war nicht dazu zu bewegen, und am andern Morgen wurde er als Gefangener nach Luzern abgeführt.

Im Kloster war nun alles drunter und drüber; die Zöglinge des Institutes wurden alle von ihren Eltern und Verwandten abgehollt. Ich war allso wieder ohne Anstellung; doch wollte man mich nicht entlassen und mich als Organisten behalten, indem man hoffte daß das Institut wieder hergestellt werde. Herr Steiner, der als Sprachlehrer ebenfalls ohne Beschäftigung und aus Luzern war, machte mir den Antrag mit ihm nach Luzern zu gehen. Überall hörte man nur von der Gefangennehmung des Hern Prälaten von Sant-Urban reden, und folgendes wurde uns erzählt.

Als während der Revolution die Franzosen in die Schweitz drangen, verließ der Herr Prälat das Kloster und gieng ins Ausland, wo er mehrere Jahre blieb. Als es in der Schweitz wieder ruhig war, kam der Herr Prälat wieder ins Kloster zurück. Da die Religiosen während den Unruhen immer im Kloster beysamen blieben, und da die meisten aus den bessern Familien der Stadt Luzern waren, so scheint es habe man sich an die Regierung in Luzern gewendet, um zu erfahren wie das Kloster in finanzieller Hinsicht stehe. Auch vernahmen wir daß zur Gefangennehmung des Herrn Prälaten vorzüglich viel dazu beigetragen, da als sein Herr Bruder, Schultheiß Glutz in Solothurn, im Kloster Sant-Urban zum spanischen Ritter geschlagen wurde, nebst allen auswärtigen Gesandten auch aus allen benachbarten Kantonen Regierungsräthe eingeladen, und

aus Luzern gar niemand dazu eingeladen wurde. Der Herr Prälat war nun als Gefangener im Franziskaner Kloster, und im Kloster Sant-Urban blieb Herr Stadtschreiber Amrhyn [samt] Herrn Rusconi und Herrn Schmidlin aus Luzern, die das Inventarium machten. Beynahe ein halbes Jahr hatten diese daran zu arbeiten, und als alles fertig war, wurde der Herr Prälat abgesetzt, erhielt eine Pension, die er aber nicht im Kanton Luzern verzehren durfte. Im Kloster selbst wurde eine Commission ernannt aus Herrn Prior, Herrn Großkellner und Herrn Kornherrn, die die Verwaltung des Klosters besorgten.

Das Pensionat wurde nun aufgehoben, und ich hatte nun keine andere Beschäftigung als während der Woche im Amt, Vesper und Complet die Orgel zu spielen, und an Sonn- und Festtagen beim Gottesdienst das Orchester zu dirigiren. Nebenbey übte ich mich täglich noch einige Stunden auf der Orgel, besonders die Fügen von Bach und andern ältern Meistern; auch machten wir den ganzen Winter durch alle Abende nach dem Nachtessen Quartetten für zwey Violin, Viola und Violoncello, wobey die Quartetten von Pleyel, Gyrowetz, Fränzel immer den Vorzug hatten; auch von Haydn und Mozart wurden die Quartetten eingeübt; die „Sieben Worte" von Haydn in Quartetten blieben aber immer die Lieblingsstücke, so daß wir öfters nach der Epistel oder statt dem Offertorio davon spielten. Es ist in ganz Deutschland üblich, nach der Epistel wird an einem Festtag eine Symphonie oder ein Concertstück auf einem Instrumente gespielt, und dieß nennt man Episteltanz. In Sant-Urban spielte ich dann an Festtagen ein Flöten- oder Clarinettsolo.

Ich wurde nun in Langenthal, einem berühmten Handelsstädtchen im Kanton Bern bekannt, und man ersuchte mich in

mehreren vornehmen Häusern den Kindern Unterricht in der Musik zu geben. Ich konnte mich während der Woche um so leichter vom Kloster entfernen, da Langenthal nur eine kleine Stunde von Sant-Urban entfernt war, und Bruder Michel das Choral gut spielen konnte; Versetten hingegen spielte er immer und immer die nemlichen. Einmal sagte Herr Prior in Gegenwart des Bruder Michel zu mir, ich möchte ihm doch einige andere Versetten und Stücke lehrnen, denn es sey gar so langweilig Jahr aus Jahr ein das nemliche zu hören. „Herr Prior, antwortete Bruder Michel, wenn Sie einmal ein anders Dominus vobiscum singen, dann werde ich auch andere Stücke auf der Orgel spielen."

Fast täglich waren fremde Gäste anwesend, besonders am Hauptfest Bernhard aus der ganzen Gegend umher versammelten sich an diesem Tage die Musiker aus Luzern, dem Stift Münster, Sursee; auch Herr Conradin Kreuzer war im ersten Jahr als ich da war, an diesem Tage anwesend und erfreute uns Abends mit seinem Spiel auf dem Panmelodicon. An diesem Feste lernte ich Herrn Chorherr Mohr und Herrn Kaplan Lipps, aus dem Stifte Münster, kennen. Diese luden mich ein an ihrem Hauptfeste Michaeli nach Münster zu kommen, indem an diesem Tage die Musiker alle aus der Umgegend sich dort versammeln.

Am Tag vor Michaeli gab mir der Herr Prior ein Empfehlungsschreiben nach Münster. Ich kam Abends in Münster an, und gab mein Empfehlungsschreiben auf der Kapitelstube ab, wo alle Musiker die ankamen eingeschrieben wurden. Von da weg besuchte ich Herrn Kaplan Lipps, der mich um 7 Uhr auf die Kapitelstube führte. Alle angekommene Musiker waren schon da versammelt, und deren Namen abgelesen. Endlich wurde auch abgelesen: „Seiner Hochwürden Herr Pater Martin Vogt, Organist in Sant-Urban." „Dreck ist er Hochwürden!"

brüllte Herr Kaplan Lipps darin. Ich glaubte vor Scham umsinken zu müssen, denn unter unaufhörlichem Gelächter sah alles auf mich. Derjenige der die Namen der Ankommenden einschrieb, hat mich nicht gesehen, und hielt mich nach dem Empfehlungsschreiben für einen Religiosen des Klosters Sant-Urban. Am Festtag selbst durfte ich mich nicht auf der Gasse sehen [lassen], denn jedermann zeigte mit den Fingern auf mich mit den Worten: „Dieß ist der Dreck-Hochwürden." Im Hochamt spielte ich dann ein Concert auf der Orgel, und erhielt 6 Neuthaler Gratification. Von den andern anwesenden Musikern erhielt jeder einen Michelspfenning, eine Silbermünze ungefähr 3 fr. an Werth. Als ich am Montag verreisen wollte, machte mir Herr Chorherr Mohr den Antrag, er werde mich begleiten und den kürzesten Weg nach Sant-Urban führen. Nicht nur Herr Chorherr Mohr, sondern auch Herr Kaplan Lipps begleitete mich. In allen Wirthshäusern wurde eingekehrt und tüchtig gezecht: schon im ersten Wirthshaus in dem wir einkehrten, entschuldigten sich beyde, Geld mitzunehmen vergessen zu haben. Beide begleiteten mich nun so weit, bis ich von meinen 6 Thalern keinen Kreutzer mehr hatte. So lang ich in Sant-Urban war, kamen beide auf das Bernhardsfest nach Sant-Urban und luden mich ein am Michelsfest nach Münster zu kommen; allein die Lust zu diesem Feste zu gehen ist mir schon im ersten Mal vergangen, und ich kam nicht mehr nach Münster.

Es war nun Herbst und täglich waren viele fremde Gäste da; das Kloster hatte viele Waldungen, und aus [der] Umgegend kamen viele Herrn zur Jagd. Nach dem Nachtessen wurde immer Musik gemacht. Obwohl wir keine fremde Hilfe zur Musik hatten, nur die Religiosen des Klosters für Gesang und Instrumente, und einige Bediente für Blasinstrumente, so

wurden unsere Messen an Sonntagen sehr gut aufgeführt. Bruder Michel sang den Tenor, hatte während dem Gesang immer eine Brille auf der Nase; war ein Stück gesungen, nahm er die Brille ab und legte selbe auf das Notenpult. Einmal nach dem Gloria legte Bruder Michel seine Brille wieder aufs Pult und kam zu mir wie gewöhnlich, wenn er nicht zu singen hatte, an die Orgel; Pater Martin und Pater Vincenz nahmen indessen die Gläser aus der Brille; beym Credo setzte er die Brille ohne Gläser wieder auf die Nase und sang das Credo mit; erst nach vollendetem Credo zeigte man ihm daß er keine Gläser in der Brille habe. Als Organist hatte ich 5 Louisd'or Besoldung, nebst freier Kost und Wohnung. Die Kost war wirklich fürstlich; früher war ich mit an der Tafel des Herrn Prälaten; nachdem dieser nach Luzern abgeführt war, speisten alle im Convent beysammen; nur wenn Gäste mit Frauenzimmern kamen, wurde auf der Abtei gespeist, wo nur einige Herren mitspeisten. Um diese Zeit erschienen die Werke von Mozart und Haydn für Clavier. Diese wurden alle angeschafft, und was zu dieser Zeit immer Neues herauskam, erhielt ich aus der Musikhandlung des Herrn Hans Georg Naegeli in Zürich. Drey Nachmittage in der Woche brachte ich in Langenthal mit Unterricht in der Musik zu; die andere Zeit studierte ich die Werke Mozarts und Haydens, so daß ich selbe alle auswendig spielen konnte. Durch die vielen Gäste die immer nach Sant-Urban kamen, wurden nun meine Compositionen in der Schweitz bekannt, und hätte ich alle Bestellungen befriedigen wollen, so hätte ich Tag und Nacht schreiben müssen. Besonders ins Frauenkloster nach Zug lieferte ich viele Compositionen, gieng auch alle Herbst dahin auf Besuch, blieb manchmal acht Tage da: allein Tag und Nacht muste ich Musik schreiben. Eine meiner Schülerinnen im Clavier in

Langenthal war Jungfer Desgouttes, Tochter eines Advocaten; diese hatte einen Bruder der erst von einer Universität aus Deutschland zurückkam; er sollte ebenfalls Advocat werden; allein er blieb nie zu Haus, schweifte immer herum und führte ein lüderliches Leben, das seinen Eltern großen Kummer verursachte. Wenn er seinem Vater Geld stehlen konnte, machte er sich damit davon und kam nicht zurück bis ihn die Noth dazu zwang. Einmal war er im strengsten Winter schon über vierzehn Tage von Haus fort; ich war bey seinen Eltern, die mir klagten daß sie, aller Nachforschungen ungeachtet, nichts von ihm erfahren können. Kaum war ich Abends in Sant-Urban angelangt, wurde ich ins Wirthshaus geruffen, und traf dort Desgouttes an. Er hielt bey mir dringend an, ich sollte ihn bey mir über Nacht behalten. Da er sehr betrunken war, blieb ich noch bis 10 Uhr bey ihm im Wirthshaus, und nahm ihn dann mit in mein Zimmer. Er hatte einen Husarensäbel bey sich, den er mit ins Bett nahm. Er rief mir unaufhörlich, ich sollte zu ihm ins Bett kommen; allein ich hatte furcht vor ihm, setzte mich ans Pult und fieng zu schreiben an. Bis gegen 2 Uhr rief er mir noch immer zu ihm ins Bett zu kommen; da ich durchaus nicht kommen wollte, und vorgab daß ich noch bis Morgen früh nothwendig Musik abschreiben müsse, wurde er still und schlief ein. Morgens 5 Uhr muste ich in die Kirche und als ich zurückkam, war er fort. Nachmittags gieng ich nach Langenthal und wollte es seinen Eltern anzeigen, daß er verflossene Nacht bey mir war; seine Mutter sagte mir daß er diesen Morgen angekommen sey, sie habe ihn aber im Hause verborgen müssen, damit ihn der Vater nicht sehe. Schon war ich einige Jahre in Arlesheim, als mich Herr Statthalter Gysendörfer rufen ließ und mich fragte ob ich einen jungen Advokaten Namens Desgouttes in Langenthal gekannt habe:

als ich dieß bejahte, zeigte er mir an daß er vom Criminalgericht in Bern ein Schreiben erhalten habe, worin angezeigt wird daß dieser Desgouttes den Schreiber seines Vaters umgebracht habe und nun im Gefängniß in Bern sey. In seinen Verhören habe er bekennt daß er einmal über Nacht bey mir in Sant-Urban war, und da er wußte daß man aus meinem Zimmer durch die Thüre, wovor mein Schreibpult stand, in das Zimmer des Kornherrn kommen konnte, wo er die Gelder der täglichen Einnahmen hatte, so wollte er erst mich umbringen, dann ins Zimmer des Kornherrn dringen, auch diesen umbringen, die Gelder nehmen und sich damit auf und davon machen. Die Verhöre des Desgouttes wurden in Bern zum Verkauf gedruckt; allein da die Familie Desgouttes eine der vornehmen Familien in Bern war, wurden alle Exemplare von ihnen zusammengekauft und vertilgt. Desgouttes hat in seinen Verhören drey verübte Mordthaten eingestanden, und wurde gerädert.

Im Jahr 1809 war das erste schweizerische Musikfest in Zürich; ich gieng mit Herrn Kornherrn und Herrn Pfarrer in Pfaffnau zu diesem Feste; wir wurden bey den Bürgern einquartirt; Herr Kornherr und ich kamen zu einer alten Wittfrau, die uns ein Schlafzimmer mit zwey Betten anwies, wo wir übernachteten. Den andern Tag war die Aufführung des Concerts; nach selbe ein Essen dem alle Musiker beywohnten. Wir kamen den ganzen Tag nicht in unser Quartier, und als wir um Mitternacht an der Hausglocke zogen, rief die Frau zum Fenster heraus: „Wer läutet?“ „Wir!“ war unsere Antwort. „Bey so später Nacht wird mein Haus nicht mehr geöffnet.“ Wir begaben uns in ein Wirthaus zum übernachten. Am andern Morgen schickte mich Herr Kornherr in das Quartier seinen Reisesack zu hollen, da er nicht mehr

in dieses Haus wollte, und gab mir einen halben Thaler, selben der Magd als Trinkgeld zu geben; ich hollte den Reisesack, behielt aber den halben Thaler in meinem Sack.

Besonders im Herbst wenn die Jagdzeit kam, war es in Sant-Urban lebhaft: von allen Seiten strömten die Jagdliebhaber herbey; während des Tages waren sie immer auf der Jagd, und des Nachts nach dem Nachtessen, wurde dann manchmal bis am hellen Morgen mit Karten gespielt, und zwar sehr hoch. Zu den Jagden waren immer die Herren Suter und Sutermeister von Zoffingen gekommen; auch Chorherren aus Münster kamen gewöhnlich dazu. Ich war bey diesen Herren sehr beliebt, und wenn sie die ganze Nacht spielten, muste ich bey ihnen aufbleiben, lustige Lieder singen und Spaße erzählen. Wenn dann ein hohes Spiel stand, manchmal zwey bis drey und mehr Louisd'or, sagte einer: „Vogt, halte den Daumen, wenn ichs gewinne, gebe ich dir fünf Batzen." Ein anderer sagte sechs Batzen und andere noch mehr. Auch richtig erhielt ich immer etwas, so daß ich manchmal drey bis vier Neuthaler am Morgen beysammen hatte. Diese Herren von Zoffingen giengen auch jährlich ein oder zwey Mal zu den Kapuzinern nach Olten zum Mittagessen, und brachten ein Faß Wein, Wildbrett oder Geflügel mit. Bey einer dieser Jagden wurde nun auch so eine Zusammenkunft nach Olten verabredet, und bestimmt daß man ein Kalb kaufen wolle, das aber ich selbst nach Olten führen müsse. Herr Doktor Ruckstuhl und Pater Martin waren nun auch von der Partie, und durch vieles Anhalten brachte ich es dahin einen Knaben mitnehmen zu dürfen, der das Kalb führe. Am bestimmten Tage kam ein Knabe aus einem Lehnhof des Klosters mit einem schönen Kalb. Wir machten uns auf den Weg. Beym ersten Haus in Arburg, das im Kanton Argau

ist, kam ein Landjäger auf uns zu, mit der Frage: „Wem dieses Kalb gehöre?“ Der Knab deutete auf mich. Der Landjäger fragte mich: „Ob ich einen Erlaubnißschein habe dieses Kalb außer dem Kanton führen zu dürfen?“ Da ich ihm erwiederte daß dieß Kalb nur ein Geschenk für die Kapuziner in Olten sey, erklärte er mir, ich müsse mit ihm zum Burgermeister aufs Rathhaus. Ich muste nun dem Landjäger folgen, und Pater Martin mit Herrn Doktor Ruckstuhl kamen unter unaufhörlichem Lachen langsam nach. Im Städtchen selbst waren alle Fenster besetzt; man sah nichts als Köpfe und hörte nichts als Gelächter. Auf dem Rathhaus wurde ich wieder um einen Schein zur Ausfuhr des Kalbs befragt: da ich keinen hatte, da das Kalb nur als Geschenk für die Kapuziner bestimmt sey, wurde mir angezeigt das Kalb sey nun konfiszirt; ich habe aber drey Tage Gefängnißstrafe auszuhalten. Kaum war das Urtheil mir angekündet, öffnete sich eine Seitenthüre und die Herren von Zoffingen traten unter unaufhörlichem Lachen ein, und ich sah nun daß ich ihnen den Narren habe machen müssen. Wir giengen nun alle nach Olten, wo wir beym Mittagessen alle sehr lustig waren.

In dem Jahr 1809 machten Herr Doktor Ruckstuhl und ich die Osterbeicht bey den Kapuzinern in Olten; von dort begaben wir uns auf die Kreutzstraße zum Mittagessen. Während dem Mittagessen kam ein Reisender an, mit der Nachricht daß die Östreicher von den Franzosen in Eckmühl gänzlich geschlagen wurden, und die Franzosen vermuthlich schon in Wien seyen. Doktor Ruckstuhl war ein Anhänger Napoleons dergleichen es wenige gab; [er] war über diese Neuigkeit so erfreut, daß er von den besten Weinen die man da hatte, kommen ließ, allen einschenkte die da waren, und

aufs Wohl Napoleons mit ihnen trank; mir aber als eingefleischter Östreicher schmeckte weder essen noch trinken mehr. Unsere Heimreise war dann nicht gar erbaulich, denn wir packten einander bey den Haaren.

In diesem Jahr lernte ich auch Herrn Stiftskaplan Baumgartner in Luzern und Herrn Xaver Schnyder von Wartensee kennen; sie waren einige Tage bey uns in Sant-Urban, und wir musizirten Tag und Nacht ohne Aufhören fort. Auf ihrer Rückreise begleitete ich sie; Mittags kamen wir nach Uffheim [sic]; da der Herr Pfarrer abwesend war, lud uns die Köchin zum Mittagessen ein. Da ich weder Herrn Pfarrer noch die Köchin kannte, sprach ich kein Wort. Während dem Essen war die Köchin doch begierig zu wissen wer ich sey. Sie gaben ihr an ich sey ein Italiener, war einige Tage im Kloster Sant-Urban; da sie aber gefunden daß ich ein Lump sey, so seyn sie von den Herrn in Sant-Urban ersucht worden mich nach Luzern mitzunehmen, damit ich wieder nach Italien zurückreisen könne. Da die Köchin sah, daß ich weder aß noch trank, so winkte sie mir um mich dazu aufzumuntern; meine Begleiter aber sagten ihr, sie brauche mich nicht aufzumuntern; denn wenn ich einmal zu saufen anfange, wird sie wohl nicht Wein genug herbeibringen können, worauf mich die Köchin scharf ansah und sagte: „Man sieht es ihm wohl an daß er gern sauft;" worauf ich nun das Lachen nicht mehr erhalten konnte, und nun war ich statt einem Italiener wieder der Organist von Sant-Urban. Von da weg begleitete ich beide noch bis Sursee zu Herrn Amtsschreiber Schnyder, der ein trefflicher Musiker und dessen Frau, eine Schülerin Clementi's, ausgezeichnete Clavierspielerin war. Die ganze Nacht hindurch wurde nun wieder musizirt; am Morgen giengen beide wieder [nach] Luzern, und ich Sant-Urban zu. Herr Xaver Schny-

der widmete sich nun ganz der Musik, begab sich nach Wien Unterricht in der Composition bey Beethoven zu nehmen; mehrere Jahre hielt er sich dann in Frankfurt auf, wo er nebst vielen andern Compositionen auch eine Oper componirte; die Ouverture davon wurde 1840 beim schweitzerischen Musikfest unter seiner Direction in Basel aufgeführt. Mit Herrn Kaplan Baumgartner hatte ich mehrere Jahre lang Briefwechsel; 1834 besuchte ich ihn noch von St. Gallen aus, und brachte noch einige sehr vergnügte Tage bey ihm zu: schon im folgenden Jahr starb er.

In diesem Jahr kam auch Herr Conradin Kreutzer mit dem von Herrn Leppich erfundenen Paumelodicon von Luzern aus nach Sant-Urban, und gab im großen Saale Concert auf diesem Instrumente. Ich hörte seither dieses Instrument weder mehr spielen, noch auch davon reden. Der Ton dieses Instruments glich dem einer Orgue expressive, und die Bauart ebenso; vermuthlich sind für das Panmelodicon die Orgues expressives entstanden, denn niemals hörte ich mehr etwas von diesem Panmelodicon. Nach dem Concert machten wir im freien noch einige Adagio mit einer B-Clarinette, zwey Violen und Violoncello, und diese Musik war dem Panmelodicon so ganz ähnlich, daß man in der Ferne das Panmelodicon zu hören glaubte. Ich begleitete nun Herrn Kreutzer nach Bern und Thun, wo er auf dem Panmelodicon Concerte gab; besonders in Thun machte er gute Geschäfte, wo sich damals mehrere vornehme griechische Familien auf der Flucht befanden. Mehrere Jahre darauf traf ich Herrn Kreutzer auf einer Kunstreise in Basel [an], wo er Clavier Concerte gab; ich fragte ihn wo sich nun das Panmelodicon befinde? Er sagte mir, Herr Leppich habe selbes nach Rußland mitgenohmen; da sich eben damals die Franzosen in Rußland befanden, habe Leppich

eine Maschine erfunden die ganz Moskau in Brand steckte, und Herr Leppich befinde sich nun wohl in Rußland; Herr Kreutzer, habe seither nie mehr etwas von dem Instrumente Panmelodicon vernohmen; selbst die innere Einrichtung dieses Instrumentes war ihm gänzlich unbekannt.

Herr Pfarrer Lutz in Lauffelfingen, ein Basler, kam sehr oft ins Kloster, und brachte auch öfters Herren aus Basel mit; diesen muste ich nun die Orgel spielen und wurde auch durch diese Herren in Basel bekannt. Im Spätherbst des Jahrs 1811 kam Herr Pfarrer Lutz mit Herrn Sulger-Sprecher und seiner Frau aus Basel, und wurden im Kloster gastfreundlich aufgenohmen. Nach dem Mittagessen spielte ich lange auf der Orgel; dann giengen wir in den Hofgarten. Herr Sulger gieng mit mir im Garten auf und ab, während die andern das Treibhaus und die Blumen besahen. Herr Sulger fragte mich ob ich nicht Lust hätte mich in Basel niederzulassen, entweder als Organist oder Unterricht im Clavier zu geben, wozu er mir hinlänglich Stunden verschaffen könnte. Da ich ihm erwiederte dieß vorher überlegen zu wollen, lud er mich ein zu ihm für einige Tage nach Basel auf Besuch zu kommen. Ich sagte Herrn Sulger diesen Besuch zu. Schon seit längerer Zeit hatte ich Bekanntschaft mit Jungfer Adam, der Schwester des Wirths in Sant-Urban; dieser theilte ich meine Unterredung mit Herrn Sulger mit, und sie rieth mir die Reise nach Basel zu machen. Schon die andere Woche darauf, machte ich mich auf die Reise nach Basel; besuchte aber bevor ich nach Basel gieng Herrn Vicar Vogelsang in Dornach; da traf ich auch Herrn General Vicar und Domherr von Mahler [an], der mich von Mariastein aus noch kannte, und der mich einlud mit ihm nach Arlesheim zu kommen und bei ihm zu übernachten. Ich nahm diese Einladung

gern an und gieng mit Herrn von Mahler nach Arlesheim. Bey dem Nachtessen schenkte mir Herr von Mahler von seinen guten Weinen tüchtig ein; die Zunge war mir durch seine guten Weine gelöst, und ich gestand ihm daß ich wirklich auf Antrag von Baseler Herren auf der Reise sey mich in Basel als Organist oder als Musiklehrer zu setzen; setzte ihm aber bey daß ich gerne hiezu bereit wäre, wenn mir nicht die Schriften zur Niederlassung fehlten, die ich nicht erhalten kann, da ich der Conscription entflohen bin. Herr von Mahler sagte mir er könne mich dieser Verlegenheit entziehen; der Organist in Arlesheim, der zugleich Schullehrer war, sey schon seit längerer Zeit wegen Altersschwäche unfähig diesen Platz zu versehen, und wenn ich Lust habe diesen Platz zu übernehmen, so könne er mir dazu behilflich seyn, und da Arlesheim zu Frankreich gehört, so brauche ich später keine Schriften mehr, falls ich mich in Basel niederlassen wolle. Mir war dieses Wasser auf meine Mühle. Schon am andern Morgen gieng Herr von Mahler mit mir zum Herrn Maire Fontenay, einem französischen pensionirten Officier; dieser ließ den Gemeindrath bey sich versammeln; ich muste mit dem Gemeindrath auf die Orgel. Nachdem ich eine Stund lang auf dieser prächtigen Orgel gespielt, kehrten wir in die Wohnung des Herrn Maire zurück, und sogleich wurde meine Anstellung als Organist und Schullehrer in Arlesheim ausgefertigt. Den andern Tag gieng ich nach Basel, und zeigte dort meine Anstellung in Arlesheim vor, und diese Herren die mich gern in Basel gehabt hätten, waren um so mehr erfreut, da sie mich nun in der Nähe hatten. Ich kehrte nach Sant-Urban zurück, machte meine Sachen zusammen; mehrere Herrn des Klosters begleiteten mich bis Olten, wo wir bey den Kapuzinern uns beym Mittagessen recht lustig machten, und ich wanderte nun Arlesheim zu.

Eben als ich dieses schreibe, den 28. August 1853, muß ich in meiner Lebensbeschreibung um fast 60 Jahre zurück. Ich war nemlich im Jahr 1793 zu Sant-Paul in Regensburg im Seminario als Altist, und sowohl meine Stimme als auch mein Vortrag im Gesang fand überal Beyfall, und so wurde ich in den damaligen Klöstern an Hauptfesten zum Singen verlangt. Eben an diesem Tag war das Hauptfest der Augustiner; der Herr Präfekt des Seminars wurde ersucht mir die Erlaubniß zu geben in der Litaney des Abends ein solo zu singen, das der damalige Organist bey den Augustinern eigends für mich componirte. Das Solo wurde nach Wunsch gesungen; ich muste beym Nachtessen bleiben, und die Herren Augustiner machten mich so voll von ihrem guten Bier, daß man mich nach Hause tragen muste. Der Herr Präfekt hatte Mitleid mit mir, in der Meinung dieß könne meiner Stimme schaden; gab aber dem Chor-Director der Augustiner einen derben Verweis, und ich durfte von da an in keiner andern Kirche mehr singen.

Ich tratt nun gleich nach dem neuen Jahr 1812 meinen neuen Berufsposten in Arlesheim an. Viele Jahre war diese Gemeinde während der französischen Revolution ohne Pfarrer und ohne Schule. Bey meinem Antritt war der dasige Pfarrer ein Mann in den achzig Jahren; er konnte weder Amt noch Vesper mehr halten; auch in der Schule hatte man kein anders Unterrichtsbuch für die Kinder zum lesen, als den französischen Katechismus Napoleons. Indessen schon nach zwey Monaten wurde Herr Gürtler aus Allschweiller, der Vicar in Schlettstadt war, als Pfarrer in Arlesheim angestellt, und so wurde nun der Gottesdienst, wie auch die Schule, wieder in Ordnung gehalten. Schon im ersten Monate meines Aufenthaltes wurde ich von Herren in Basel ersucht, Musikunterricht in Basel zu

geben; auch wurde ich ersucht in den Concerten, wovon alle Sonnabende Probe und Sonntag Abends Concert war, mitzuwirken. Dieß war nun sehr mühsam für mich, da die Proben immer bis nach 10 Uhr dauerten, und ich allso in der Mitternacht noch nach Arlesheim zurückkehren muste, um Sonntag Morgens im Gottesdienste zu seyn. Abends gieng ich wieder ins Concert nach Basel. Da ich schon in Sant-Urban immer Schüler für Musik hatte, theils Schweitzer, theils Deutsche, so wollten mehrere von diesen den Unterricht bey mir in Arlesheim wieder fortsetzen. Da ich selbst in die Kost gieng, so konnte ich diese Schüler nicht annehmen; ich verheurathete mich mit Jungfer Adam aus Sant-Urban, und da ich nun eigene Haushaltung hatte, konnte ich diese Schüler annehmen, um so lieber da unter ihnen immer Schullehrer waren, die für mich die Schule hielten, und ich konnte dem Musikunterricht in Basel ungehindert nachkommen, der sich so vermehrte, daß ich den ganzen Tag beschäftigt war. Ich befand mich nun bey meiner vielen Arbeit sehr wohl; allein am 21. Dezember 1813, Abends 3 Uhr, kamen die deutschen Truppen von Basel her in Arlesheim an, und bis Nachts war die ganze Umgegend so mit Truppen überfüllt, daß in keinem Hause mehr Platz war. Ich hatte sechs Stockböhmen im Quartier, und da meine Frau Kindbetterin war, bediente ich diese Soldaten mit Zwetschenwasser, wovon wir dieß Jahr sehr viel gemacht hatten. Sie waren bey mir sehr wohl zufrieden und marschirten am Morgen um 5 Uhr wieder ab. Täglich gabs nun Einquartirungen, wovon ich aber nun befreit war, da ich in der Mairerie die Einquartirungsbillete schreiben muste. Einmal da schon alle Häuser voll einquartirt waren, kam noch ein Östreichischer Hauptmann, und verlangte das beste Quartier. Es war schon dunkel Nacht: ich sagte dem

Bannwarth, er solle eine Laterne nehmen und diesen Officier in das Schloß des Herrn von Andlau führen. Der Officier nahm dem Bannwarth die Laterne aus der Hand, übergab sie mir mit den Worten: „Du must mich dahin führen." Was wollte ich machen? Ich nahm die Laterne, gieng voraus; zwischen zwey Gärten in einem engen Gäßchen, stolperte er, machte sich auf und hieb mir mit seinem Rohr eins tüchtig übern Buckel. Ich warf die Laterne im Garten hinein, lief das Gäßchen hinab; er brüllte immer: „Halt! du schweizer Kuh!" Leider war es sehr finster; ich muste übern Bach der sehr angelauffen war, verfehlte den Steeg und fiel in [den] Bach. Der Meßmer der gerade gegenüber wohnte, das Haus auch voll Soldaten hatte und eben vorm Haus stand, hörte den Fall, glaubte es wäre ein Soldat und rief: „Gottlob, es hätt so en Hund! Versauf du!" Ich hatte durch meinen Fall weiter keinen Schaden außer ganz durchnäßt [zu seyn] und verlohr die Kappe, die man erst im Frühjahr auf den Matten wieder fand.

Noch lästiger als die Einquartierungen waren die Lieferungen ins Lager nach Häsingen, wegen der Belagerung von Hüningen. Da muste wochentlich Brod, Wein, Fleisch, Gemüse, Holz und noch andere Artickel geliefert werden. Die Kirche in Häsingen war voll geliefertes Brod, wovon der gröste Theil verschimmelte. In der Weihnachts Nacht wurde Hüningen am stärksten bombardirt, so daß selbst in Arlesheim alle Fenster zitterten. Ein einziges Mal hatten wir Kosaken im Quartier, und diese betrugen sich weit besser als die Böhmen, Ungarn, Polaken und auch die Deutschen; wenn die Kosaken nur Brantwein genug hatten, dann waren sie zufrieden.

Nachdem nun die Alliirten in Paris eingezogen waren, wurde es in unserer Gegend ruhiger, und die Einquartirungen

waren nicht mehr so zahlreich, denn das Fürstenthum Pruntrut wurde von Frankreich getrennt und Baron von Andlau wurde als gouverneur ernannt, und residirte als gouverneur in seinem Schlosse in Arlesheim. Jedermann erwartete daß der Fürstbischof das Land wieder in Besitz nehmen werde; allein Herr von Andlau blieb gouverneur bis nach dem Wiener Congreß, wo das ganze ehemalige Bisthum Pruntrut zur Schweitz kam; nur die nächst um Basel liegenden Ortschaften, darunter Arlesheim, kamen zu Basel, das ganze Fürstenthum zu Bern. In Basel waren noch längere Zeit immer deutsche Truppen, besonders Östreicher und die Officiers waren gröstentheils ausgezeichnete Musiker, im Clavier, Flöte oder Violin; sie kannten aber außer Mozart, Haydn und Beethoven, keine andere Claviermusik. Im Frühjahr kam Herr Sulger-Sprecher aus Basel, mit einigen östreichischen Officieren nach Arlesheim, den englischen Garten des Herrn von Andlau zu besehen. Herr Sulger kam mit diesen Officieren zu mir; auf meinem Clavier lagen Compositionen von oben genannten Componisten; ein Officier setzte sich sogleich ans Clavier, spielte Sonaten von Mozart und Beethoven ausgezeichnet; wir spielten noch zusammen die Sonate in c von Mozart zu vier Händen; ich begleitete sie in den englischen Garten, von da auf die schöne Orgel, wo ich sie mit einigen Fugen ganz entzückte. Am andern Morgen erhielt ich schon ein Billet von Herrn Sulger, mit der Einladung heute zum Mittagessen zu ihm zu kommen. Um 1 Uhr war ich schon bey ihm; nach dem Mittagessen giengen wir auf die Orgel in der Peterskirche, wo sich mehrere Officiers einfanden; von da weg wieder zu Herrn Sulger, wo bis spät in die Nacht hinein Clavier theils vierhändig, theils mit Begleitung der Violin und der Flöte gespielt wurde, und so gieng es fort solang die Officiers in Basel waren.

Sobald die deutschen Truppen die Schweitz verlassen hatten, fieng ich die Unterrichtsstunden in Basel wieder an, und da ich mehrere Schüler hatte die die Schule versehen konnten, so war ich dienstag, donnerstag, samstag immer in Basel, und hatte den ganzen Tag hindurch, von Morgen 8 Uhr bis Abends 6 Uhr, immer Unterrichtsstunden. Herr Tollmann, der damalige Musik-Direktor in Basel, ein Mann für die Musik dergleichen wenige mehr gefunden werden, sorgte mehr für fremde Künstler, die nach Basel kamen, als für sich und die Seinigen. Kam ein ausgezeichneter Musiker nach Basel, so war er unermüdet demselben ein einträgliches Concert zu Wege zu bringen. Bey ihm waren alle Künstler wie zu Hause, und eben bey ihm lernte ich kennen Fränzl aus München, den berühmten Violinspieler und compositeur, Winter, Kapellmeister in München, der mehrere Jahre nacheinander eine seiner Schülerinnen als Sängerin für die Winterconcerte nach Basel brachte, Carl Maria von Weber, der zwey Concerte gab, Kapellmeister Spohr, Vioncellist Romberg und noch viele andere. Herr Tollmann kam mit all diesen Künstlern zu mir nach Arlesheim. An einem Tage, da ich eben nach Basel sollte, an dem ich auch der ältern Tochter des Herrn Tollmann Clavierstunde geben sollte, und ich mich nicht von Haus entfernen konnte, da meine Frau Kindbetterin war, kam Nachmittags Herr Tollmann mit dem Sohn des berühmten Mozart. Angenehmer hätte mir kein Besuch kommen können, da ich schon von Jugend auf ein leidenschaftlicher Anbeter Mozarts war. Mozart gab dann ein Concert in Basel, in dem er nur Compositionen von seinem Vater spielte. Aber immer erfreut es mich herzlich den Sohn Mozarts gesehen und gesprochen zu haben.

Da wir schon zwey Kinder hatten, so quälte mich meine

Frau unaufhörlich, sie wolle eine Gais haben, der gesunden Milch wegen für sie und die Kinder. Ich wollte ihren Willen erfüllen, nahm einen Knaben mit mir, gieng nach Grellingen eine Gais zu kauffen. Als Abends die Heerde von der Weide zurückkam, wurde die Gais in meiner Gegenwart gemelkt; sie gab viel Milch, und ich kaufte selbe um zwey Neuthaler. Es wurde schon dunkel als wir von Grellingen mit der Gais abgiengen. In Dornach beym Scherno befanden sich noch mehrere von Arlesheim, der Knabe führte die Gais in den Stall, und wir giengen zu den andern ins Wirthshaus. Es war schon zimlich spät als wir nach Arlesheim kamen; wir führten die Gais in den Stall und giengen ins Bett. Sehr früh am andern Morgen wekte mich meine Frau mit den Worten, sie wisse nicht was vorgehe, vor dem Stall seyen viele Menschen versammelt, die unaufhörlich lachen. Ich machte mich eiligst auf, kleidete mich an, gieng hinunter und wurde mit unaufhörlichem Lachen begrüßt, den im Stall war statt einer Gais ein Bock. Allein die Verwechslung klärte sich bald auf: im Wirthshaus zu Dornach befanden sich mehrere lustige Kameraden; während wir tranken, stellten sie statt der Gais einen Bock von der nemlichen Farbe in den Stall, und da es sehr Finster war, führten wir den Bock. Aber schon am andern Tag als ich nach Basel kam, fragten mich alle Bekannte was der Bock mache, und der Spaß daß Vogt statt einer Gais einen Bock nach Haus gebracht, war in der ganzen Umgegend bekannt.

Um diese Zeit wurde von einem Orgelmacher aus Stauffen im Breisgau in die Sant-Martinskirche in Basel eine neue Orgel gemacht, welche ich bey der Einweihung spielen muste; da die Orgel aber nur ein Clavier hatte, so wurde ich von allen Seiten bestürmt doch auf der Orgel in der Sant-Peterskirche, die ein Werk von Silbermann war, ein Orgelconcert

zu geben. Ich ließ mich dazu bereden, und das Concert war sehr zahlreich besucht. Gleich nach diesem Concert drang man wieder in mich, doch den Platz als Organist in der Sant=Peterskirche anzunehmen, da der damalige Organist schon sehr alt war, und den Platz nicht gehörig mehr versehen konnte. Die Anträge waren so vortheilhaft daß ich gantz entschlossen war den Platz anzunehmen; allein meine Frau hatte im Kloster Sant=Urban einen Oncle, der Geistlicher im Kloster war, und dieser wuste meine Frau dahin zu bereden daß sie in mich drang doch keinen Platz als Organist in einer protestantischen Kirche anzunehmen, und ich ließ mich überreden, blieb in Arlesheim und hatte Unterrichtsstunden genug in Basel. Auch in den Winterconcerten wurde ich als Violoncellist angestellt und hatte sowohl für Probe als auch für die Aufführung jedesmal einen Neuthaler. Von der gemeinnützigen Gesellschaft in Basel wurden nun zwey junge Musiker ausgesucht, die mir übergeben wurden sie zu Organisten zu bilden, Namens Matzinger und Fäsch. Während der Woche gab ich ihnen Unterricht in der Theorie; an Sonntagen kamen sie zu mir nach Arlesheim, wo ich ihnen Unterricht auf der Orgel gab. Beyde bildeten sich zu tüchtigen Organisten, Herr Matzinger wurde als Organist zu Sant=Peter und Herr Fäsch zu Sant=Theodor angestellt; leider ist Herr Matzinger in seinen besten Jahren schon gestorben. In dem Hause des Herrn Imhof, in der Papiermühle zu Sant=Alban, war ich wie zu Haus; ich hatte zwey Söhne und eine Tochter im Clavier=Unterricht; wochentlich wurde bey dieser Familie ein Concert gegeben, wobey nur die Kinder und einige Liebhaber mitwirkten. Nach dem Concert hatten wir immer Nachtessen, und ich blieb dann dort über Nacht. Auch bey Herrn Sulger=Sprecher, zu den Hörnern in der freyen Straße, war ich wie bey Hause; ich war wochentlich ein bis zwey Mal bey

ihm zum Mittagessen. Herr Sulger war sowohl ausgezeichneter Theoretiker als auch Clavierspieler; wir arbeiteten zusammen viel in Theorie, und spielten alle Werke von Haydn, Mozart, Clementi für Clavier manchmal durch. Ich hatte mehrere 3 und 4stimmige Messen componirt, die ich an Sonn- und Festtagen mit jungen Leuten in Arlesheim aufführte; Herr Domherr von Mahler hatte immer die Güte die Baßpartie zu übernehmen, und besonders im Sommer hatten wir immer viele Zuhörer aus Basel und der Umgegend. Während dem Sommer war auch Herr Hofmeister Nadler mit der Familie des Herrn Baron von Andlau, ein ausgezeichneter Musiker, [da] so wie der Secretaire des Herrn von Andlau in Arlesheim, und an diesen hatten wir für unsere Kirchenmusik große Beyhilfe. Da meine Messen in der Schweitz mehr bekannt wurden, erhielt ich auch einen Brief vom Herrn Dolder, katholischen Pfarrer in Bern, der ehvor Kaplan im Stift Münster, Kanton Lutzern, war, der mich ersuchte ihm eine meiner Messen zu senden. Ich schickte Herrn Pfarrer Dolder eine 4stimmige Messe mit Orgelbegleitung, erhielt aber bald wieder einen Brief von ihm, worin er mich dringend ersucht, doch selbst nach Bern zu kommen, diese Messe auf der Orgel zu begleiten, indem mir die Reisekosten hinlänglich vergütet würden. Ich begab mich nach Bern, und die Katholiken hielten das erstemal ihren feyerlichen Gottesdienst in der französischen Kirche, bey welcher Feierlichkeit ich diese Messe auf der vor kurzem vom Herrn Moser in Freyburg neu erbauten Orgel begleitete. Herr von Talleyrand war französischer Gesandter in Bern, nicht nur Liebhaber sondern selbst ausgezeichneter Musiker; dieser war im Gottesdienste gegenwärtig, und mir ward die Ehre mit Herrn Dolder bey ihm zum Mittagessen geladen zu werden. Nach dem Mittagessen wurde ich ersucht auch auf der Orgel im

Münster zu spielen. Herr von Talleyrand und Herr Pfarrer Dolder hatten hievon mehreren Gesandten und andern Musikliebhabern in Bern die Anzeige machen lassen. Ich spielte von Abends 5 bis 7 Uhr vor vielen Zuhörern, und nach geendetem Spiele wurde ich schon ersucht ein Orgelconcert zu geben.

Den darauf folgenden Tag, 13. April 1818, wurde das Concert im Bernerblat auf den 14. angezeigt. Sämtliche Ambasadoren, viele der grösten Gutsbesitzer der Umgegend, eine große anzahl der Einwohner von Bern waren gegenwärtig, so daß die Kirche von Zuhörern angefüllt war. Abends wurde ich von Talleyrand zum Nachtessen eingeladen, während dessen er mir immer von Paris sprach und mich engagirte mit ihm zu gehen, er werde sorgen für mich und die ganze Familie, und für mein Glük zu machen sey gesorgt. Nach der Ankunft in Arlesheim, machte ich den Vorschlag von Herrn Talleyrand meiner Frau kund; da ich schon eine zahlreiche Familie hatte, so bat mich meine Frau weinend diesem Vorhaben zu entsprechen. In Basel wurde die sache auch bekannt, und gleich wurde eine Deputation nach Arlesheim gesandt, bestehend von Baron von Andlau, [Herrn] Sulger-Sprecher, Imhof, Tollman und Merian, mit dem Auftrag aller meiner Schüler, sie nicht zu verlassen, und willigte auch ein hier zu bleiben. Durch diesen Entschluß wurde die Freundschaft aller Bekanten noch enger geschlossen, so daß ich in allen Familien wie zu Hause war. Im Sommer und Herbst war Basel sehr besucht mit Fremden; fast jeden Sontag gab ich abends Concert auf der Orgel in der Peterskirche oder im Temple neuf und in der Münsterkirche, auch in Arlesheim selbst gab ich Sonntag öfters Concert. An den Montagen gewöhnlich kamen viele fremde Engländer, Russen, Franzosen &c. nach Arlesheim; obwohl selbe mich in Basel Tags vorher schon gehört, mußte ich in Arlesheim wieder auf die Orgel. Ein zweiter Vorschlag

wurde mir wieder gemacht am 15. Weinmonath 1819. Ich gab ein großes Concert in der Peterskirche den 14. Des andern tags, Montag, kam herr Tollmann mit zwei Engländern aus London, zu mir nach Arlesheim, ich mußte wieder auf die Orgel, und verlangten noch einmal die große Fuge von Haendel, die sie gestern im Concert gehört hatten. Nach geendetem Spiel führten mich die Herrn in den Gasthof zum Ochsen, wo vorher ein prachtvolles Abendessen bestellt wurde. Während dem Essen nahm einer der Herrn das Wort und sagte mir: „Herr Vogt, ich bin beauftragt ihnen einen Organistendienst in London anzutragen mit einem Gehalt von 200 liv. sterl. und die Reisekosten bezahlt, machen sie einen Versuch von drei Monat, gefällt es Ihnen nicht, so sind sie frei, die Rükreise wird verköstiget und Ihrer frau werden 25 liv. sterl. hinterlegt um Ihren Verdienst während den drey Monaten zu ersetzen.“ Herr Tollmann machte große Augen und sagte zu diesen Herrn: „Hätte ich Ihre Absicht gewußt, so würde ich Sie nicht nach Arlesheim begleitet haben: Herr Vogt wird und kann diese Gegend nicht verlassen, wo er so geschätzt und geachtet ist von allen seinen Freunden in der Stadt wie auf dem Land.“

Zum Titelbild.

Als künstlerische Beilage zu unserm Jahrbuch geben wir dieses Mal ein Bild, welches gewiß von manchem unsrer Freunde mit Interesse und Freude aufgenommen wird, es ist dies wohl eine der ältesten Ansichten unsrer Vaterstadt. Dieselbe findet sich als Holzschnitt in der 1493 zu Nürnberg bei Anton Koburger erschienenen Weltchronik des Hartmann Schedel, einem Geschichtswerk, welches als ein Vorläufer von Sebastian Münsters Cosmographie zu betrachten ist. Schedel schrieb seine Chronik in lateinischer Sprache, allein dieselbe wurde bald nach ihrem Erscheinen durch Georg Alt ins Deutsche übertragen und fand so im ganzen deutschen Reiche eine allgemeine Verbreitung. Zu ihrer Berühmtheit mögen nicht wenig die vielen Bilder beigetragen haben, welche theilweise von bedeutenden Nürnberger Künstlern der damaligen Zeit, wie von Michael Wohlgemuth, herrühren.

Die beiliegende Abbildung Basels läßt zwar in mehrfacher Hinsicht vieles zu wünschen übrig. Der Zeichner hat sich keiner kleinlichen Genauigkeit beflissen und ist manchmal besonders im Verkürzen mit kindlicher Unbefangenheit vorgegangen; auch in der Darstellung der einzelnen öffentlichen Gebäude, wie der Kirchen, der Thore, der Kapellen und Schwibbogen hält

er sich durchaus nicht an die Wirklichkeit, sondern er giebt die Gegenstände wieder, wie er sich dieselben vorstellt, wie sie ihm und seiner Zeit typisch geworden sind. Manches ist auch geradezu verkehrt gezeichnet, wie die beiden Münsterthürme, von welchen auf unserm Bilde der Georgsthurm als unvollendet mit dem Krahn erscheint, während doch dazumal nur noch der kleinere St. Martinsthurm seinem Abschluß entgegen sah. Andere Verstöße ähnlicher Art aufzufinden, wird dem aufmerksamen Beschauer nicht schwer fallen. Nichtsdestoweniger behält gerade diese Abbildung ihren Werth, nicht nur wegen ihres hohen Alters und ihrer kräftigen Zeichnung, sondern auch des Umstandes halber, weil trotz aller Freiheit, der Künstler sich bestrebt, eine individuelle Ansicht des damaligen Basels zu geben. Wer die Kirchen auf dem Bilde genau verfolgt, wird sehen, daß auch nicht eines unsrer gottesdienstlichen Gebäude vergessen ist, sogar die längst verschwundene kleine Kapelle vor dem Riehenthor hat hier ihre Wiedergabe gefunden. Wir erkennen die Linde auf der Pfalz, die Eisbrecher an der Rheinbrücke, das Rheinthor, die Universität und den Salzthurm; drohend ragen über der Stadt die Felsen des Jura, wohl des Gempenstollens empor, während der Rhein friedlich an den Halden von St. Alban und der Augustinergasse vorbei zieht. Stattlichkeit und Wohlhabenheit, welche Eigenschaften schon Aeneas Sylvius als den Charakter Basels hervorhebt, kennzeichnen auch dieses Bild, und wenn schon die Befestigungen den Anforderungen des italienischen Beschreibers nicht entsprechen, so offenbart sich doch in denselben eine Wehrhaftigkeit, welche für deutsche Begriffe hinreichend erschien, besonders wenn hinter diesen Mauern und auf den Thürmen eine muthige und einige Bürgerschaft als Vertheidiger zu erblicken war.

Statt einer weitern Beschreibung lassen wir nun den

Chronisten Schedel selbst sein Urtheil über unsre Vaterstadt abgeben, dasselbe lautet folgendermaßen:

„Basel ist eine weyte und fast namhaftige statt schweytzerlands an ein königclichen ende erpaut. dann so dise statt lateinisch genennt wirdt, so ist es nach art des kriechischen gezüngs sovil als königclich gesprochen. Oder aber dise statt hat iren namen von dem mangel der grundfeste auß ursachen der vilfeltigen erdpiden und auß bedeutnus des lateinischen namens diser statt. wiewol man in der gemainde sagt, das etwen ein Basilisck alda verborgen gelegen sey von dannen her diser statt ir namen entstannden und pliben sey. Der Rhein fleußt schier mitten durch dise statt, doch ist darüber ein prugk von einem teyl zu dem andern. Derselb fluß des Rheins entspringt in dem gepirg und wirdt durch mancherley anstöße zwischen gehen scharpffen felsen also eingezwengt, das er einen erschrecklichen saus von ime gibt, sunderlich fleußt er bey Schafhausen mit großer ungestümigkeit uberwaltzende, und under dem stetlein Lauffenberg wirdt er mit felsen also eingedrenngt, das er vor zwanckfale und gestöße als ein weisser schaym erscheint. Von dannen rinnet er grausamlich schaymende in weytem Schlund bis gein Basel, dieselben statt und prugk heymlich beschedigende, dann er flößet die gestadt hin sucht neue genng, hölert das ertreich und füllet es dann mit wind und wasser. Daher kömbts, das dise statt mermals mit erdpidem beschedigt worden ist. Dise statt hat von dem Rhein darauff man daselbsthin und von dannen in schiffen vil gütere füret große nutzperkeit. Sant Ursula die heillige iunckfrau hat auch (als die hystorien sagen) mit iren weggeferten von Cölm auff dem Rhein gein Basel auffgeschiffet. Und wiewol der Rhein den die dabey wohnen zu zeiten vil schadens zufügt, so gibt er inen doch einen fruchtpern erdpodem. Diser statt ist in unßern zeiten mit

zygelstaynin nenen fast schönen behausungen grossen Clöstern und Kirchen mit weyten spitalen und andern einer statt notturftigen dingen mit grossem umbkrays und zynnen und mit tieffen greben geziert und befestigt und hat zwischen den pergen ein weyte feldung, an getrayd unnd gutem wein fast fruchtper. Aber wiewol in diser löblichen und alten statt vil anzaigung und überbleibung ser alter gepeu erscheinen, so sind doch dieselben aus paufelligkeit und erdpidem auch auß alter also entstelt, das man nicht erkennen kan, was gestaltnus und zu welchem geprauch dieselben gepeue gemacht gewesen seyen. Aber dise statt ist wunderperlich geanffet und nach dem erdpidem wider erpaut, unnd zu unszern zeitten daselbst ein hohe schul auffgericht. Dise statt ligt im Elßas ettwen Schweitz genant ettwen Galliaz yetzo in teutsche land gehörende.

Als Ludwig der Viennisch delphin die von Basel schier mit aller gallischen ritterschaft überfiele, do schickten die Schweitzer ire aydgenossen 4000 woltüchtiger mann zu hilff, davon hernach weyter meldung beschicht. Dise statt hat zwo seyten. In der grössern seyten sind drey berg auff dem einen ist die bischöflich kirch, der heiligen iunckfrauen Marie thumstift mit hilff des seligen Kaiser Heinrichs des anderen gezieret. Auff dem andern wonen die geregelten Chorherren zu sant Leonhart. Auff dem dritten ligt sant Peters kirch. Das erst closter mit der ebbtey zu sannt Alban ligt an der spitz diser stat. In diser seyten haben auch die parfüßer Augustiner und prediger brüder ire clöster und die creutzherren und teutschen herren ire heußer, auch die closterfrauen zu sant Katherinen zu sant Claren und zu sant Mariam Magdalenen ire clöster. Aber in der klainen seyten ist ein fast treffenlichs carthaußer closter und sant Theodora (sic!) und sant Niclasen kirch und andere gotzheußer. In diser statt ist auch nicht wenig heyligthumbs."

Die Gemeindeschulen der Stadt Basel

in den Jahren 1817—1822.

Von

J. W. Heß.

Die folgende historische Darstellung beruht auf den Akten, welche zum ersten Protokoll der Aufsichtsbehörde der hiesigen Gemeindeschulen, der Inspektion, gehören. Außerdem sind noch andere Berichte, amtliche und nicht amtliche, verschiedener Art benützt worden. Jene Akten enthalten in Bezug auf Persönlichkeiten und Zustände allerlei Bemerkungen und Mittheilungen, welche, oft von ganz individueller Natur, keineswegs den Vorwurf der Schönfärberei verdienen. Sie geben den momentanen Eindruck des eben Angeschauten, Beobachteten und Gehörten wieder und gewinnen auf diese Weise eine Unmittelbarkeit und Frische, welche wir namentlich jetzt mit Dank begrüßen, wo die Reihen derer sich immer rascher lichten, welche uns aus eigener Erfahrung über den Gegenstand zu berichten im Stande sind, den wir zu behandeln uns vorgenommen haben. Wenn heute, nach beinahe 70 Jahren, jene den Akten entnommenen Mittheilungen, welche zunächst nur für den engen Kreis einer aus wenigen Mitgliedern bestehenden Schulbehörde

bestimmt waren, zur Schilderung damaliger Schulzustände benützt werden, so glaube ich dies thun zu dürfen, ohne mich dem Vorwurfe auszusetzen, als verletze ich über dem historischen Interesse die den Persönlichkeiten und den damaligen Einrichtungen schuldigen Pietätsrücksichten.

Daß unser städtisches Schulwesen verbessert und auf einen befriedigenden Stand gebracht werde, war seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts der Wunsch und das Streben aller der Männer gewesen, welche von der geläuterten Einsicht des aufwachsenden Geschlechtes eine Neubelebung und eine ersprießlichere politische und soziale Einrichtung unseres ins Stocken gerathenen Staatswesens erwarteten. Männer wie Johannes Bernoulli der Ältere, der große Mathematiker, und später Isaak Iselin, der für alles Edle und Gemeinnützige begeisterte Menschenfreund, wendeten einen großen Theil ihrer Thätigkeit den auf die Hebung des Schulwesens gerichteten Bestrebungen zu. Ihren einsichtigen Rathschlägen war es unter der Mitwirkung anderer bedeutender Männer zu verdanken, daß zuerst im Jahre 1729, darauf im Jahre 1760 nicht unwesentliche Umgestaltungen und wichtige Verbesserungen hatten vorgenommen werden können. Der letzte im 18. Jahrhundert der Hebung des Schulwesens gewidmete Versuch, im Jahre 1796, fiel in eine politisch zu ungünstige Zeit, als daß namhafte Änderungen die Folge gewesen wären.

Kaum schien nach den Stürmen der Revolutionsjahre und der Helvetik wieder einige Ruhe einzukehren, als auch der Wunsch nach Verbesserung der Unterrichtsanstalten sich neuerdings geltend machte. Zunächst galt diese Absicht der Umgestaltung und Hebung der zwar altehrwürdigen, aber hinter den Anforderungen der Zeit bedenklich zurückgebliebenen Universität. Am 9. Oktober 1805 wurde durch den Großen Rath eine be-

sondere, aus 8 Mitgliedern bestehende Universitätskommission niedergesetzt mit dem Auftrage, „darüber zu berathen und ein Gutachten abzugeben, wie die Universität auf eine den Zeiten angemessene Weise könne eingerichtet und gemeinnütziger gemacht werden."

Die Kommission beeilte sich mit der Lösung ihrer Aufgabe keineswegs; sei es daß die politischen Zeitumstände der Beschäftigung mit einem auf die Pflege der Wissenschaften gerichteten Gegenstande überhaupt nicht günstig waren, sei es daß die Schwierigkeit der Sache ein längeres Erdauern und Erwägen gebot, genug, es gieng bis zum 17. Mai des Jahres 1813, bis der Kleine Rath der gesetzgebenden Behörde einen auf das Gutachten der Kommission sich stützenden Gesetzesentwurf über die Neugestaltung der Universität vorlegen konnte. Die weitere Entwicklung dieser Umgestaltung, soweit dieselbe die Hochschule angeht, berührt uns hier nicht. Wir haben aber der Sache darum Erwähnung thun müssen, weil durch das Gutachten der Universitätskommission die Frage der Reorganisation der Schulen überhaupt und damit auch der Gemeindeschulen war angeregt worden.

Die Mitglieder der Kommission waren nämlich zu der Überzeugung gelangt, daß mit einer Umgestaltung der Universität allein nicht viel geholfen wäre; „es sollte vielmehr bei der genauen Verbindung der niedern Schulen und der auf sie folgenden, zu höhern Studien vorbereitenden Lehranstalten mit der Universität jenen Schulen nothwendigerweise eine solche Einrichtung gegeben werden, daß von der niedrigsten bis zur höchsten ein angemessener Stufengang im Unterrichte beobachtet und durch zweckmäßige Verbindung der einzelnen Anstalten zu einem wohlgeordneten Ganzen die wohlthätige Absicht des Großen Rathes erreicht werde." Auf Grund dieser Anregung wur-

den neue Untersuchungen über die Einrichtung und Umgestaltung der untern und mittlern Schulen angestellt. Das Ergebniß dieser Berathung war ein Gutachten über die Organisation der Stadt-Gemeindeschulen, der Realschule, des Gymnasiums und des Pädagogiums nebst einem Gesetzesentwurfe über die öffentlichen Lehranstalten, welcher am 13. Juni 1817 vom Kleinen und fünf Tage darauf vom Großen Rathe angenommen wurde.

Bei dieser Gelegenheit, wo die Verhältnisse aller unserer Schulanstalten einer eingehenden, auf alle damit im Zusammenhange stehenden Fragen sich erstreckenden Untersuchung unterworfen wurden, war die Prüfung speziell der Gemeindeschulen einer besondern Kommission zugewiesen worden. Ihrem vom 15. Oktober 1817 datirten Berichte entnehmen wir größtentheils die folgenden Angaben.

Für die Knaben bestanden vier, für die Mädchen zwei Gemeindeschulen in der Stadt. Jede Knabenschule bestand aus zwei Abtheilungen, einer Ober- und einer Unterklasse, jene unter dem eigentlichen „Schulmeister", diese unter einem „Provisor" stehend. Für die Mädchen gab es nur in Großbasel eine Schule mit zwei Abtheilungen; die Schülerinnen der Kleinen Stadt bildeten eine einzige Klasse. Es mag bei dieser Gelegenheit nicht ohne Interesse sein, die Frequenzverhältnisse aus dem Oktober 1817 zusammenzustellen. Die Knabenschulen wurden besucht:

1. Münsterschule:	Unterklasse	von 67	Schülern	
	Oberklasse	„ 43	„	110 Sch.
2. St. Petersschule:	Unterklasse	„ 51	„	
	Oberklasse	„ 45	„	96 Sch.
			Übertrag	206 Sch.

			Übertrag	206 Sch.
3. St. Leonhardsschule (zu Barfüßern):	Unterklasse	von 43	Schülern	
	Oberklasse	„ 33	„	76 Sch.
4. St. Theodor:	Unterklasse	„ 52	„	
	Oberklasse	„ 20	„	72 Sch.
			Zusammen	354 Sch.

Zur Vergleichung führen wir an, daß im Mai 1883 die Knabenprimarschulen in 47 Klassen zusammen 2130 Schüler zählten, von denen auf die 32 „ in Großbasel 1457 „
„ „ 15 „ in Kleinbasel 673 „
kamen.

Für die Mädchen-Gemeindeschulen ist uns aus dem Jahre 1817 kein Verzeichniß aufbehalten. Wir besitzen Angaben über die Frequenz erst aus dem November 1819. Damals betrug die Anzahl der Schülerinnen

1. zu Barfüßern: Unterklasse 87 Sch.		
Oberklasse 58 „	145	Schülerinnen
2. zu St. Theodor — angeblich, siehe unten —	40	„
Mädchen Total	185	Schülerinnen
Knaben	354	Schüler
In allen Gemeideschulen	539	Kinder.

Im Mai 1883 waren die Mädchenprimarschulen besucht:

1. Steinenschule:	von	845	Schülerinnen
2. St. Petersschule:	„	736	„
Großbasel zusammen	„	1581	Schülerinnen
3. Kleinbasel:	„	725	„
Total:	„	2306	Schülerinnen.

Wir fügen hinzu, daß die Stadt Basel im Jahr 1817 wenig über 16000 Einwohner zählte.

Schauen wir uns nun zunächst in den Lokalien der Gemeindeschulen um.

Die Knabenschule der Münstergemeinde besaß für beide Schülerabtheilungen nur ein einziges Klassenzimmer. Dasselbe befand sich auf dem Münsterplatz im Vordergebäude des Gymnasiums links vom Eingange. Mitten in diesem Zimmer stehen noch heute die beiden Säulen, woran sich ehemals die von den beiden Fensterwänden aus amphitheatralisch ansteigenden Schulbänke beider Schülerabtheilungen anlehnten. Der gegen den Münsterplatz gekehrte Theil des amphitheatralischen Raumes war von der Oberklasse, der rückwärts davon gelegene, gegen den Hof schauende von der Unterklasse besetzt. Über das Lokal wird die Bemerkung gemacht, daß die Bestuhlung unzweckmäßig und der Fußboden voller Löcher sei; auch stand die daselbst untergebrachte Anzahl von 110 Kindern in keinem Verhältniß zur Größe des Zimmers.

Ungesund und feucht waren die beiden Klassen zu St. Peter. Damals diente das heute mit Nr. 2/3 bezeichnete Haus am Peterskirchplatz als Schulhaus. Die Klassenzimmer waren an den Berg angebaut; man stieg eine Treppe tief zu ihnen hinunter.

Die Lokalien der Gemeindeschule zu St. Leonhard lagen auf dem Barfüßerplatz auf dem ehemaligen Areal des Barfüßerklosters, etwa da, wo sich jetzt der öffentliche Durchgang zwischen Kasino und Musiksaal befindet. Nur das Zimmer der Oberklasse der Knabenschule wird „brauchbar" genannt. Das der Unterklasse war so feucht, daß der Aufenthalt darin auf die Gesundheit von Lehrenden und Lernenden nachtheilig einwirkte. Immerhin war die Knabenschule noch besser daran

als die Mädchenschule, von der es im Berichte heißt: „Die Schulstube der Unterklasse ist ein feuchtes Loch, wo die Schülerinnen aufeinander gedrängt sind und ein Theil davon wenig oder nichts sieht.“ Auch die Oberklasse war ungesund und viel zu klein; dazu entbehrte sie eines besondern Einganges, was in der anstoßenden, zudem nur durch eine dünne Bretterwand getrennten Unterklasse eine nie enden wollende Störung des Unterrichts verursachte.

Die Schullokalien in Kleinbasel (an der Kirchgasse, gegenüber dem jetzigen Schulhause, 1882 niedergerissen) waren sämmtlich zu klein und mangelhaft beleuchtet.

Den ungenügenden und mangelhaften Lokalien entsprach die äußerst dürftige, sich auf das allernothwendigste beschränkende, veraltete Ausstattung. Die uralte Bestuhlung war defekt, unzulänglich und von schlechter Konstruktion. Die allereinfachsten Lehrmittel fehlten. Die Wandtafeln waren entweder durchaus ungenügend, oder es waren keine vorhanden. Feuchte, dumpfe und enge Schulstuben, schlechte Bestuhlung, durchgetretene Fußböden, kahle altersgraue Wände — unmöglich konnten die Kinder Vergnügen an diesen Räumen gewinnen, wo sie zudem noch, unter strenger Zuchtruthe stehend, mit dem ewigen Einerlei des Auswendiglernens ermüdet wurden.

Aus dem Bilde, welches die Expertenberichte und sonstige Aufzeichnungen von den Lehrern und ihrer Lehrweise entwerfen, gewinnen wir einen wo möglich noch traurigern Eindruck von den damaligen Schulzuständen, als von den Notizen über die Lokalien. Der Oberlehrer an der Münsterschule, Kandidat Hagenbach, wird ein durch den alten Schlendrian ganz verwöhnter Greis genannt, dem die Erhaltung der Schuldisziplin unmöglich und bei welchem daher Zuchtlosigkeit herrschend gewesen sei. Sein Kollege, der Unterlehrer Magister Ernst, ließ seine Schule

in einen so traurigen Zustand der Verwilderung gerathen, daß der Bericht sagt, selbst die geringste Dorfschule habe nicht hinter ihr zurückgestanden. Man stelle sich nun diese beiden Lehrer vor, die in einem und demselben Raume zwei auf verschiedener Stufe stehende Abtheilungen von Schülern unterrichten sollten! Wenn ein solches Verhältniß schon unter tüchtigen, einander in die Hand arbeitenden Lehrern Anlaß zu Übelständen mannigfacher Art bieten würde, wieviel mehr mußte dies in der damaligen Münsterschule der Fall sein, wo zu der gänzlichen Unfähigkeit der Lehrer noch das unkollegialische, ja geradezu feindselige Verhältniß hinzukam, welches sie gegenseitig zum Schaden der Schule unterhielten. Es kam öfter zwischen ihnen zu den ärgerlichsten Auftritten, deren Zeugen dann die Schüler waren. Von der kleinlichen und schikanösen Weise, wie der Streit geführt wurde, giebt folgende Thatsache einen Beweis. Zum Territorium des Oberlehrers gehörte die einzige in das Klassenzimmer führende Stubenthüre. Damit nun nicht ein Schüler der Unterklasse während der Lehrstunde das Zimmer verlasse und seinen Unterricht störe, zog der Oberlehrer mit Kreide einen dicken Strich auf dem Fußboden als Grenze zwischen seinem Gebiete und demjenigen des Unterlehrers und untersagte das Überschreiten dieser Linie bei harter Züchtigung. Wenn nun dennoch ein Knäblein aus der Unterklasse auf den Hof hinaus gehen mußte, so blieb dem Unterlehrer, um seine Schüler vor körperlicher Strafe zu bewahren, nichts anderes übrig, als dieselben zum Fenster hinaus zu lassen und auf demselben Wege wieder ins Zimmer hineinzuziehen.

Der Oberlehrer an der Knabenschule zu Barfüßern, Magister Johann Heinrich Hersperger, war ein rechtschaffener Mann; in frühern Zeiten hatte er das Lob eines geschickten, thätigen und mit Erfolg arbeitenden Lehrers besessen. Im Jahre 1817

aber stand er in einem Alter, das auf seine Leibes- und Geisteskräfte nachtheilig einwirkte. Er war mürrisch, trocken und abschreckend geworden, dazu langsam und schläfrig und selbst beim besten Willen nicht mehr im Stande, seine Schüler in Zucht und Ordnung zu halten und die Menge der Schulversäumnisse zu hindern. Sein Kollege, der Unterlehrer Heinrich Weiß, war kein unbegabter Lehrer, der vermöge einer durch eigenes Nachdenken gewonnenen Methode mit seinem Unterrichte befriedigende Resultate erzielte. Allein sein Charakter und sein sittliches Verhalten ließen desto mehr zu wünschen übrig. „Leider", heißt es im Bericht, „ist er voll Schalkheit und Eigendünkel, auch rappelt es in seinem Kopfe; von Schulden ist er ziemlich gedrückt und bisweilen dem Trunk ergeben." An einem andern Orte wird über seine „Unstelligkeit" Klage geführt und ihm vorgeworfen, daß sein Beispiel in moralischer Hinsicht von nachtheiligem Einflusse sei.

Magister Stehelin, früher Pfarrer zu St. Jakob, hatte aus Gesundheitsrücksichten sein Pfarramt gegen den Schuldienst umgetauscht und war „Mägdlein-Schulmeister" zu Barfüßern geworden. Da ihm jedoch das Geschick, eine ganze Klasse miteinander zweckmäßig zu beschäftigen, gänzlich abgieng, so taugte er trotz seinen sonstigen guten Eigenschaften als Lehrer nicht viel. Außer dem Schreibunterrichte wurde in seiner Klasse im allgemeinen wenig geleistet. Da sein Schullokal überdies feucht und ungesund war, so sah er sich wegen fortwährender Kränklichkeit genöthigt, seinen Unterricht häufig zu unterbrechen. Beim Mangel an tauglichen Kräften mußte er sich in solchen Fällen durch „mittelmäßige vicarios" ersetzen lassen. Er wartete auf die erste Gelegenheit, den Schuldienst wieder gegen ein Pfarramt umzutauschen. Als Lehrer ganz unfähig war auch der Unterlehrer an der Mädchenschule, Kandidat Engler, von

welchem berichtet wird, er habe in seiner Klasse nichts anderes getrieben als etwas Buchstabieren und Lesen. Außer seiner geringen Befähigung wurde er durch sein Nebenamt als Siegrist bei St. Martin wegen Hochzeiten und Leichenbegängnissen öfter als ersprießlich war von seinem Hauptamte abgehalten.

An der St. Petersschule amtirten Magister Euler und Kandidat Euler, Vater und Sohn, jener als Oberlehrer, dieser als Provisor. Beiden fehlte es nicht an Begabung. Wenn ihre Leistungen dennoch hinter den Erwartungen soweit zurückblieben, daß ihr Unterricht nicht nur „mangelhaft", sondern auch „jämmerlich" und ihre Methode „unfruchtbar" genannt wird, so war dies geringe Resultat mehr dem Mangel an gehöriger Anleitung und an äußerer Anregung zuzuschreiben. Die Expertenkommission gab sich wenigstens der Hoffnung hin, beide Lehrer seien noch zu bessern Leistungen zu befähigen.

Dem Oberlehrer an der Kleinbasler Knabenschule, Kandidat Jak. Meyri, fehlte es weder am guten Willen, noch am Eifer. Es wird ihm nachgerühmt, er habe seine Pflichten „con amore" und mit Gewissenhaftigkeit erfüllt. Allein was hilft aller gute Wille, wenn die pädagogische Begabung mangelt? Der Lehrer besaß weder Kraft noch Muth, weder Lebendigkeit noch die Gabe, seine Gedanken zu entwickeln. Von Natur äußerst schüchtern und verzagt, ertheilte er seinen Unterricht in einem monotonen, weinerlichen Kanzeltone, wie er denn auch gerne als Prediger auftrat und der Kürze seiner Predigten wegen beliebt war. Bei vorkommenden Unordnungen oder bei Ausschreitungen pflegte er larmoyante Strafreden zu halten, wobei er dadurch auf das Gemüth seiner Schüler Eindruck zu machen vermeinte, daß er ihnen vorhielt, sie seien die einzigen Feinde, die er habe.

Da war das Auftreten seines Amtsgenossen, des Provi-

sors Magister Riedtmann, ein ganz anderes: dem mangelte es keineswegs an Lehrgeschick, und er wußte eine gute, ans Militär erinnernde Zucht unter seinen Schülern aufrecht zu halten. Nach der Ansicht der Schulbehörde fehlte ihm aber eben das, was den Oberlehrer auszeichnete, die Berufstreue. Der Bericht meint auch, Riedtmann hätte mehr leisten können, wenn er weniger hohe Begriffe von sich selbst und weniger Vorliebe für militärische Einrichtungen besessen hätte.

Ein ganz absonderlicher Kauz scheint „der Mägdleinschulmeister der Mindern Stadt", Namens Scherb, gewesen zu sein, der einzig nicht akademisch gebildete Lehrer unter den übrigen Magistern und Kandidaten. Seines Handwerks ursprünglich ein Modelstecher hatte er den Beruf zu Höherem in sich verspürt und war im Jahre 1803 durch die Protektion irgend eines Gönners zu einem Schulamt gekommen, zum nicht geringen Verdruß begabter und im Schulunterrichte erfahrener Bewerber. Bei ihm war die ganze weibliche Schuljugend Kleinbasels in einer einzigen Schulstube vereinigt. Das will freilich nicht viel heißen; denn wir finden auf dem vom Lehrer im Oktober 1818 vorgelegten Schülerverzeichnisse nur 40 Namen angegeben, von denen 24 der obern, 16 der untern Abtheilung angehörten. Auf einem zweiten, im Februar 1819 angefertigten Verzeichnisse finden sich nur noch 17 Schülerinnen; der Lehrer giebt als Grund an, die 23 übrigen hätten „den Reißaus genommen". Überdies steht noch bei den Namen von 14 unter jenen 17 Schülerinnen, sie seien fortgezogen oder weggeblieben. Die Schuld dieser auffallenden Erscheinung lag wesentlich am Lehrer. Das Protokoll sagt von ihm, er habe zwar einen „Hochschein" von Elementarkenntnissen besessen, seine Behandlung des Unterrichtes sei aber alles Ernstes und aller Würde bar gewesen. Der Rechenunterricht war „erbärmlich", die vom

Lehrer selbst zusammengestellten Diktate waren „gemein und unschicklich". Das sittliche Verhalten des Lehrers wird auch geradezu ein schlechtes genannt. Darf es uns da verwundern, wenn wir vernehmen, daß viele Eltern ihre Kinder aus der elenden Schule herausnahmen, und daß sie dieselben lieber in die Armenschule im Klingenthal schickten?

Wenn nicht schon aus dem bereits Gesagten hervorgienge, daß der Unterricht dieser Lehrer ein sehr mangelhafter und geringer war, so würde dies durch die Hinweisung auf die Vertheilung der Lehrgegenstände und darauf, was die Woche über in den Gemeindeschulen getrieben wurde, noch deutlicher hervortreten. Manche Lehrer banden sich an gar keinen festen Stundenplan, sondern vertheilten die Unterrichtszeit jeweilen nach eigenem Ermessen. Auch da, wo Stundenpläne vorhanden waren, ließ doch ihre Einrichtung Vieles zu wünschen übrig.

In den Gemeindeschulen betrug die wöchentliche Schulzeit 19 Stunden. Davon fielen 11 auf die Vormittage, und zwar auf Montag, Mittwoch, Donnerstag, Freitag und Samstag je 2 (von 8 bis 10), auf Dienstag nur eine Stunde (von 9 bis 10). Zu jenen 11 Vormittagsstunden kamen noch 8 Nachmittagsstunden am Montag, Dienstag, Mittwoch und Freitag von 1 bis 3 Uhr hinzu. Daß an den Dienstagen die Schule von 8 bis 9 ausfiel, geschah, weil Schüler und Lehrer die auf diese Stunde fallende Wochenpredigt zu besuchen verpflichtet waren. Überhaupt war, um dies hier einzuschalten, die persönliche Anwesenheit bei jedem Gottesdienste, später allerdings auf die Sonn- und Feiertage beschränkt, aber immerhin mit der Beaufsichtigung der Jugend verbunden, welche in der Kirche ihren besondern Platz hatte, eine sehr lästige Verpflichtung für die Gemeindeschullehrer. Die Herren Geistlichen pflegten auch, einzelne Ausnahmen abgerechnet, die Anwesenheit der Lehrer beim Gottesdienste

mit scharfem Blicke zu kontrolliren und vorkommende Absenzen zu rügen. Diese Verpflichtung der Theilnahme am Gottesdienste wurde nach und nach weniger scharf geltend gemacht und schlief ums Jahr 1850 ganz ein.

Wir wollen uns mit Zugrundelegung des Stundenplanes der Oberklasse der Münsterschule — die Pensen der übrigen Schulen mögen ähnlich eingerichtet gewesen sein, wenn überhaupt welche bestanden — vergegenwärtigen, was die Woche über in den Schulen getrieben wurde. Auf die Vormittagsstunden war hauptsächlich das „Abhören" aus dem Nachtmahlbüchlein verlegt. Nur als Ausnahme kam zu jener Zeit das Lesen aus der Hübner'schen Historie oder aus Rochows Kinderfreund vor. Sechs Nachmittagsstunden wurden mit „Schärfung der Federn" und Anleitung zum Schönschreiben zugebracht. Die beiden letzten Nachmittagsstunden der Woche waren dem Rechnen gewidmet; da wurde das Einmaleins abgehört oder vielmehr nach demselben stätig wiederkehrenden Rhythmus und in geisttödtender Monotonie abgeleiert und daneben etwas Kopfrechnen getrieben.

In den Knabenschulen kamen zu den 19 regelmäßigen, für alle Schüler obligatorischen Stunden noch 6 Extrastunden hinzu, welche des Vormittags von 10 bis 11 Uhr gegen eine besondere Gratifikation an den Lehrer von Freiwilligen besucht wurden. Diese Stunden waren wechselsweise dem Schreiben und dem Lesen (von deutscher und lateinischer Schrift) gewidmet.

Es ist auffallend, wie das der Oberklasse der Münsterschule vom Jahre 1817 entnommene Pensum so völlig dem schon 200 Jahre vorher den Gemeindeschullehrern vorgeschriebenen Stundenplane gleicht. In der „Ordnung der teutschen Schul zu Barfussern in Basel" vom Jahre 1621 finden wir nämlich in dem 5. Abschnitte, welcher „von den Lehrknaben des

Schulmeisters, was sie durch die ganze Wochen thun sollen", handelt, gleichfalls 19 Stunden wöchentlich angegeben, die meistens der lectio, d. h. dem Hersagen aus dem Katechismus, den Psalmen oder dem Neuen Testament eingeräumt sind. Auch in jenem Stundenplane fallen 2 Nachmittagsstunden aufs Rechnen. Der einzige nennenswerthe Unterschied zwischen den beiden Stundenplänen besteht darin, daß 6, ehemals auf „gebett, sonderlich auß dem Psalter", auf Katechismus und Gesang verwendete Stunden später, allerdings mit Preisgebung des Gesanges, dem Schreiben hatten Platz machen müssen, und daß zu den 19 obligatorischen noch 6 Extrastunden hinzugekommen waren. Gewiß ein für einen Zeitraum von zwei Jahrhunderten verschwindend kleiner Fortschritt!

Es wurde also in den Gemeindeschulen herzlich wenig gelernt, wiewohl auf das Lernen im eigentlichen Sinne, auf das mechanische Auswendiglernen von meist unverstandenem Gedächtnißkram, viel kostbare Zeit verwendet ward. Auf die Belebung dieses Stoffes wurde nicht gesehen, und so blieb derselbe wie ein todtes Kapital unfruchtbar vergraben. Für die Knaben war aber doch die Möglichkeit geboten, nach Absolvirung der Gemeindeschule im besser organisirten Gymnasium die Lücken des Wissens und Könnens auszufüllen und Versäumtes nachzuholen. Diese Möglichkeit war den Mädchen gänzlich abgeschnitten. Es bestand nämlich noch keine für Mädchen aller Stände bestimmte Mittelschule. Wohl war auf Anregung der Gemeinnützigen Gesellschaft im Jahre 1812 die Töchterschule ins Leben gerufen worden; allein das hohe Schulgeld von monatlich 5 Franken alter Währung schloß die Töchter weniger bemittelter Eltern von vorn herein vom Besuche dieser Anstalt aus. Als es sich im Jahre 1818 um die Umgestaltung der Mädchengemeindeschulen handelte, bedauert das Gut-

achten besonders, daß die Mädchen sich nolens volens mit den wenigen Lehrgegenständen, die in ihren Schulen vorkämen, begnügen müßten. Zwar wären diese, wie der Bericht meint, für manche Schülerinnen hinreichend, wenn der Unterricht zweckmäßig ertheilt würde. Für alle diejenigen aber, welche Lust und Fähigkeit zu weitern Fortschritten besäßen, seien die Lehrgegenstände viel zu kurz bemessen.

Außer diesen Übelständen lasteten noch andere Mängel schwer auf den Gemeindeschulen. Hieher gehört in erster Linie die Zuchtlosigkeit der Jugend, worüber in allen Berichten die bittersten Klagen geführt werden. „Mit der Schulzucht", heißt es zum Beispiel, „stehet es in allen Gemeindeschulen so traurig, daß es der kräftigsten und durchgreifendsten Maßregeln bedarf, um die verwahrlosten Kinder aus ihrer moralischen Versumpfung herauszuziehen." Ist es nicht auffallend, daß trotzdem, oder eher weil damals die Jugend für die geringsten Übertretungen und Vergehen den empfindlichsten körperlichen Züchtigungen der Lehrer ausgesetzt war, diese Klagen über Zuchtlosigkeit so laut wurden? Die Zucht oder die Zuchtlosigkeit der Schüler wird allein bedingt durch die Persönlichkeit und den Charakter des Lehrers. Es giebt Lehrer, welche selten oder nie eine eigentliche Strafe verhängen müssen und dennoch die beste Ordnung unter ihren Schülern zu halten vermögen, während andere es mit allen möglichen Disziplinarmitteln nie dazu bringen, daß ihre Schüler wissen, was Ordnung und gute Gewöhnung heißt. Zur Hebung der Zucht und Ordnung unter der damaligen Schuljugend trug allerdings auch nicht bei, daß der hochbeinige hölzerne Esel, auf dessen scharfkantigen Rücken gewisse Übelthäter zur Strafe gesetzt und öffentlich zur Schau ausgestellt wurden, nach seiner Entfernung vom Kornmarkt, woselbst er früher neben der Schandsäule beim Brunnen seinen

Platz gehabt hatte, auf den Barfüßerplatz zum rechten Gaudium und zur Augenweide der Kinder unmittelbar vor die Fenster der Schule war hingestellt worden.

In zweiter Linie lag der Schulbesuch im Argen. Die Berichte klagen, die Menge der Versäumnisse sei zahllos; das Zuspätkommen scheine zur Regel, nicht zur Ausnahme zu gehören. Namentlich wird der liederliche Schulbesuch der vor der Stadt auf den herrschaftlichen Gütern wohnenden „Lehenkinder" hervorgehoben. „Im Frühjahr", heißt es wörtlich im Schulberichte eines Lehrers, „haben sie auf dem Feld ihre Geschäfte, im Sommer Heyet und Ärnt, im Herbst s. v. Küh zu hüten." Der Umstand, daß auch sonst noch über das Viehhüten im Herbst, wodurch der Schulbesuch vieler Schulkinder unterbrochen werde, häufige Klagen vorkommen, deutet auf die noch mehr ländliche als städtische Lebensweise mancher Stadtbewohner hin. Ferner wird bei der Klage über die Schulversäumnisse besonders hervorgehoben, daß gerade diejenigen Schüler, für welche das Schulgeld aus den fiscis, d. h. aus dem Armengute der Kirchgemeinden, bezahlt wurde, die allersaumseligsten gewesen seien.

Außer der Zuchtlosigkeit und den Schulversäumnissen wird noch das „Überlaufen aus einer Schule in die andere" ohne Anzeige und das „zur Mode gewordene" gänzliche Wegbleiben aus der Schule ohne Abschied als Benachtheiligung des regelmäßigen Unterrichtes bezeichnet.

Wenn wir den Gründen nachforschen, wodurch die städtischen Gemeindeschulen auf einen so tiefen Stand heruntergesunken sind, daß man wenigstens einzelne derselben, wie wir gesehen haben, mit einer schlechten Dorfschule auf gleiche Linie stellte, so haben zu diesem Verfall mancherlei Ursachen zusammengewirkt. Vor allem glauben wir die Unkenntniß der Lehrer mit allem dem, was an andern Orten geschah, und ihr Miß-

trauen gegen alles, was von auswärts herkam, anführen zu sollen. In den Schulen herrschte der am Hergebrachten klebende, jeder Neuerung sich verschließende Schlendrian. Von den Fortschritten auf dem Gebiete des Unterrichtswesens und von den Männern, welche besonders seit der Mitte des 18. Jahrhunderts immer lauter und energischer die natürliche Entwicklung des Zöglings gefordert und im Gegensatze zum todten Gedächtnißkram und zur einseitigen materialen Bildung das formale und das praktische Ziel des Unterrichtes in den Vordergrund gestellt hatten, war in die hiesigen Gemeindeschulen vielleicht kaum ein Ton gedrungen. Dadurch geriethen die Lehrer in eine Einseitigkeit, welche, gepaart mit Eigendünkel und Selbstüberschätzung, auf ihre Amtsführung und auf ihren Charakter nicht anders als nachtheilig einwirken mußte. Kein Lehrer hatte ferner weder in seiner Vaterstadt noch anderswo eine auf seinen Beruf vorbereitende Ausbildung empfangen. Bei manchen gieng das eigene Wissen nicht über ein ganz bescheidenes Maß hinaus. Von irgend einer Anleitung, wie der Lehrer es anzustellen habe, um die Kenntnisse und Fertigkeiten auf einfache und faßliche Weise andern, speziell einer ganzen Schulklasse von Kindern und Anfängern, beizubringen, war keine Spur vorhanden. Ebensowenig dachte einer an Weiterbildung; die wenigsten fühlten das Bedürfniß, das ausgetretene Geleise des hergebrachten Schlendrians zu verlassen und andere Bahnen einzuschlagen. So verknöcherten und erstarrten die Lehrer. Vom dürren und erstorbenen Holze aber kann kein frischer Trieb und kein neues Leben ausgehen.

Dazu kam, daß sich der Lehrer in starrer Abgeschlossenheit hielt, und daß er selbst mit seinen nächsten Kollegen wenig oder gar keinen Umgang und Verkehr pflegte. Genährt durch große und auffallende Ungleichheit in der Besoldung, entstand

auf diese Weise ein unfreundliches, unkollegialisches Verhältniß, das der Schule keineswegs zum Vortheil gereichte. Jeder glaubte, genug zu thun, wenn er seinen Unterricht nach eigenem Gutdünken einrichtete. In dieser Einseitigkeit wurde die Lehrerschaft noch bestärkt durch den Mangel an äußerer Anregung und Belehrung; es fehlte ihr die Ermunterung und Ermuthigung durch ein von irgend einer sachverständigen Seite ausgehendes Urtheil. Der Schulmeister mochte sehen, wie er zurechtkam; er war ganz auf sich selbst angewiesen und hatte niemanden, den er um Rath angehen, keinen, an den er sich in zweifelhaften Fällen wenden konnte. Zwar waren die Geistlichen von Amtes wegen die „Aufseher und visitatores“ der Gemeindeschulen. Nicht alle besaßen aber ein Interesse für die Schule; es wird geklagt, die Herren Geistlichen hätten fast niemals den Fuß hinein gesetzt und meistens nur vom Hörensagen gewußt, was darin vorgieng.

Bei diesem Zustande der Schulen ist es nicht zu verwundern, wenn von Seite des Gymnasiums laute und wiederholte Klagen wegen unzulänglicher Vorbereitung der Schüler erhoben wurden. Wer es auch irgend vermochte, schickte seine Kinder in Privatschulen oder ließ ihnen wenigstens neben der Schule Privatunterricht ertheilen. Von den Privatschulen welche den öffentlichen Unterrichtsanstalten mit Erfolg Konkurrenz machten, erwähnen wir die von Professor Christoph Bernoulli, welche allerdings über den Rahmen einer Elementarschule weit hinausgieng und eher unserer heutigen Realschule entsprach, ferner die Hopfische Schule, sodann die von den Angehörigen der Brüdersozietät besuchte Schule im Ringgäßchen, ebenso die noch in sehr bescheidenen Frequenz-Verhältnissen sich bewegende katholische Schule und endlich die Privatschule des Magisters Heinrich Munzinger, eines Mannes, von welchem später noch die

Rede sein wird. Die Armenschule im Klingenthal ist oben erwähnt worden. Für die Mädchen aber bestand außer der Töchterschule keine einzige Privatschule, und es kann gesagt werden, daß damals weitaus die größte Anzahl der Mädchen heranwuchs, ohne einen ordentlichen Schulunterricht zu genießen.

Aus diesem in jeder Hinsicht unerquicklichen Zustande sollten nun die Gemeindeschulen herausgehoben und in eine Verfassung gebracht werden, welche den Ansprüchen der Zeit an eine Schule und der Bedeutung einer Stadt wie Basel besser entsprach. Pestalozzi stand damals auf der Höhe seines Ruhmes; sein Name war im Munde aller, welche der Hebung und Förderung des Jugendunterrichtes ihr Interesse zuwandten; der Ruf seiner Anstalt in Yverdon war weit über die Grenzen des Vaterlandes hinausgedrungen, und von überall her kamen Männer der Schule und Laien herbei, um die auf neue Ideen und Erfahrungen gegründete Methode seines Unterrichts an Ort und Stelle kennen zu lernen. Dem von Pestalozzi empfohlenen und von ihm angewandten Lehrverfahren sollte nun auch in Basel Eingang verschafft und der Unterricht namentlich in den Elementarschulen nach den Forderungen seiner gepriesenen Methode eingerichtet werden.

Wenn wir den Zustand der Schulen, wie er oben ist geschildert worden, ins Auge fassen, so wird man zugestehen müssen, daß die beabsichtigte Umwandlung keine leichte Sache gewesen ist. Um so größerer Dank gebührt daher allen jenen Männern, von denen die Anbahnung einer zweckmäßigern Schuleinrichtung trotz den unendlich vielen persönlichen und sachlichen Schwierigkeiten ausgegangen ist, welche sich ihrem Unternehmen von allen Seiten hemmend in den Weg gestellt haben. In erster Linie verdient unter den Bahnbrechern eines neuen Zustandes Bürgermeister Heinrich Wieland genannt zu werden,

welcher trotz der Besorgung vieler und wichtiger Staatsgeschäfte, wodurch er sich nicht nur um seinen engern Kanton, sondern um das ganze Vaterland große Verdienste erwarb, seine Muße mit Vorliebe dem Erziehungswesen gewidmet hat. Mit ihm vereint arbeiteten an der Aufgabe die Appellationsräthe Abel Merian und Samuel Ryhiner, die Professoren Joh. Friedr. Miville nnd Daniel Huber, Deputat Germ. LaRoche, die Pfarrer Fäsch und Simon LaRoche und Erziehungsrath Balthasar Thurneysen. Es wäre aber ein Unrecht, wenn wir neben diesen Baslern nicht auch des Thurgauers Rudolf Hanhart rühmend gedächten. Dieser Mann, energischen und lebhaften Charakters, war mit den Fortschritten auf dem Gebiete des Unterrichtswesens vertraut und von den neuen Ideen begeistert. Er hatte sich zuerst als Lehrer an der neugegründeten Aarauer Kantonsschule, später als Leiter einer von ihm ins Leben gerufenen Lateinschule in seiner Vaterstadt Dießenhofen, wohin er als Pfarrer war berufen worden, den Ruf eines geschickten Pädagogen und eines organisatorischen Kopfes erworben. Als im Jahre 1817 der bisherige Rektor des Gymnasiums, Prof. Fr. Miville, das von ihm mit Auszeichnung bekleidete Rektorat niederlegte, um eine theologische Professur an der Universität zu übernehmen, richteten sich die Blicke der Behörde auf Hanhart. Entgegen der bisher bestehenden Übung, welche nur Bürger zu Ämtern zuließ, wurde der Thurgauer als Rektor nach Basel berufen und sofort als Fachmann und thätiges Mitglied der mit der Umgestaltung des Schulwesens beauftragten Kommission beigegeben. Er ist der erste in der langen Reihe der Männer gewesen, welche seither aus dem Osten unseres Vaterlandes als Lehrer nach Basel gekommen, und denen unsere Schulen für mannigfache Erfrischung und Belebung zu hohem Danke verpflichtet sind. Mochte

auch Hanharts dem bisherigen Herkommen zuwiderlaufende Berufung an eine einflußreiche und hervorragende Stelle und sein weder die Sache noch die Person schonendes Urtheil, verbunden mit einem entschiedenen und durchgreifenden Auftreten, namentlich in den Kreisen der Lehrerschaft manchen Anlaß zu Mißstimmung und Unzufriedenheit darbieten, so verdient doch heutiges Tages der weite Blick und die Unbefangenheit der Regierung, welche einen tüchtigen, allseitig gebildeten Pädagogen an den ihm gebührenden Platz stellte, und das viele Gute, das durch Hanharts Anstoß in unsern Schulen Eingang gefunden hat, mit Anerkennung hervorgehoben zu werden.

Zunächst wurde im Jahre 1817 durch Entlassung des Provisors an der Münsterschule und durch räumliche Trennung der bisher vereinigten Knabenklassen daselbst ein erster Schritt zur Verbesserung des Zustandes wenigstens einer Schule gethan. Auf Hanharts Empfehlung hin erhielt ein junger Thurgauer Namens Joachim Schneider, der sich unter seiner Anleitung zum Lehrer ausbildete, die erledigte Schulstelle. Es gelang dem neuen Lehrer in kurzer Zeit, die verwilderte Schuljugend an bessere Sitte und Zucht zu gewöhnen und durch die anregende und ansprechende Methode seines Unterrichts schöne Erfolge zu erzielen und sich die Liebe der Kinder und das Zutrauen der Eltern in hohem Grade zu erwerben. Es meldeten sich bald soviele Schüler für seine Klasse, daß bei weitem nicht alle konnten aufgenommen werden; zudem weigerten sich viele Eltern, ihre Kinder aus der Unter- in die Oberklasse versetzen zu lassen, indem sie geltend machten, die Schüler würden daselbst doch wieder alles, was sie in der Unterklasse gelernt hätten, vergessen.

Diesem Übelstande konnte nur durch Entfernung des bejahrten Oberlehrers abgeholfen werden. Die Spezialkommission

deutete auch auf eine solche Maßregel hin, wenn sie den Grundsatz aussprach, „daß ein Mann, der im Schulstaub grau geworden sei, aus demselben erlöst zu werden verdiene, ehe er selbst in Staub zerfalle." Allein die Entlassung eines auf Lebenszeit angestellten Lehrers gieng damals nicht so geschwind von statten. Man pensionirte zu jener Zeit nicht so leichten Kaufes, und so blieb denn der Übelstand wohl oder übel noch eine Zeitlang bestehen.

Um aber doch einen Fortschritt zum Bessern auch in den übrigen Schulen anzubahnen, griff die Schulbehörde den Gedanken auf, den Lehrern eine theoretische, auf die Verbesserung ihrer Methode abzielende Anleitung ertheilen zu lassen und sie durch die Abhaltung eines besondern Kurses in die Pestalozzische Lehrweise einzuführen. Mit der Leitung des Kurses wurde der oben genannte Lehrer Joachim Schneider betraut. Er erhielt den Titel Instruktor, und es wurde ihm für seine Bemühung eine jährliche Gratifikation von 200 Franken zugesichert. Sei es, daß der Name eines Instruktors denn doch einen etwas gar zu militärischen Beigeschmack hatte, sei es, daß die Lehrer sich von der fremden, durch einen Fremden vorgetragenen neuen Weisheit wenig Gutes versprachen, genug, die Abhaltung des Kurses wurde in den Lehrerkreisen keineswegs mit Begeisterung aufgenommen. Die einen verbaten sich überhaupt „alle Einweihung in das Pestalozzische Wesen"; die andern sagten, sie seien zu alt, um zum zweiten Male in ihrem Leben in die Schule zu gehen. So zählte der Kurs, der im Februar 1818 seinen Anfang nahm, nur vier regelmäßige und mit Interesse folgende Theilnehmer. Zur Aufmunterung wurde jedem von ihnen, sobald in seiner Schule wenigstens ein Fortschritt zum Bessern wahrnehmbar wurde, eine Remuneration von 20 Franken zuerkannt, während ein fünfter, der sich am

Kurse sehr nachläßig und unregelmäßig betheiligt hatte, leer ausgieng. Als die Lehrer mit der Methode hinlänglich vertraut schienen, wurden auch Studierende und solche, die sich dem Lehrerberufe widmen wollten, zur Theilnahme am Kurse eingeladen.

Eine der wichtigsten und folgenreichsten Veränderungen für unser gesammtes Schulwesen, welche in dieselbe Zeit fällt, war aber die Aufstellung von Behörden, die sich ganz besonders die Aufsicht über die Schulen, den Lehrgang, die Lehrer und ihre Unterrichtsweise und über die ganze Organisation der Unterrichtsanstalten zur Aufgabe machen sollten. Denn man hatte die Überzeugung gewonnen, daß der wenig befriedigende Zustand des Schulwesens nicht zum kleinsten Theile in dem Mangel an einer leitenden Behörde und an einer eingehenden, mit Einsicht und Wohlwollen vorgenommenen Beaufsichtigung zuzuschreiben sei. Diesem Mangel wurde nun durch Aufstellung eines Erziehungsrathes und einer besonderen Spezialaufsichtsbehörde oder einer Inspektion für jede Schule eine Ende gemacht. Der am 19. Juni 1818 durch den Großen Rath gewählte Erziehungsrath bestand aus 13 Mitgliedern (4 Kleinräthen, 3 Großräthen, 3 Professoren der Universität und 3 Mitgliedern aus der Bürgerschaft, darunter 2 Geistliche). Präsident wurde Bürgermeister H. Wieland. Nachdem der Erziehungsrath sich konstituirt hatte, wurden von ihm am 25. Juni desselben Jahres die einzelnen Inspektionen bestellt. Derjenigen der Gemeindeschulen, bestehend aus den HH. Deputaten LaRoche, Pfarrer Fäsch (seit 1821 Pfr. LaRoche) und Erziehungsrath Balth. Thurneysen, wurde anfänglich auch die Aufsicht über die Töchterschule übertragen. Außerdem sollten noch die sämmtlichen Geistlichen jeder Pfarrgemeinde die unmittelbare Aufsicht über die zu ihrer Gemeinde gehörende Ele-

mentarschule ausüben und besonders den regelmäßigen Schulbesuch der Kinder, sowie den Fleiß und die Berufstreue der Lehrer überwachen.

Wenn wir die organisatorischen Arbeiten der neuen Schulbehörden, insbesondere der Gemeindeschul-Inspektion, ins Auge fassen, die häufig sich folgenden Schulbesuche, die Schulprüfungen, die anfangs äußerst zahlreichen Sitzungen, die eingehende Untersuchung einer Menge von besondern Fällen, welche klares Urtheil und taktvolles Vorgehen erheischten, wenn wir die Gutachten und Berichte ansehen, die Sorge für die Beschaffung tauglicher Lokalien, Lehrmittel und Lehrer in Betracht ziehen, so gewinnen wir den Eindruck, daß diese Männer nicht nur mit Verständniß ihre Aufgabe erfaßt, sondern daß sie sich deren Lösung mit aller Gewissenhaftigkeit und Hingebung haben angelegen sein lassen. Wir werden ihren umgestaltenden Arbeiten auch da unsere Anerkennung nicht versagen, wo wir uns mit den von ihnen getroffenen Einrichtungen nicht einverstanden erklären können.

Aus der den Gemeindeschulen ertheilten Organisation heben wir als die wichtigsten Punkte folgende hervor.

In den Schulen sollte nur weniges, dieses wenige aber vollständig, gründlich und nach einer erfahrungsgemäß zweckmäßigen Methode gelehrt werden. Über der Entwicklung und Übung der Geisteskräfte sollte die Gewöhnung an Zucht, Ordnungsliebe, Sittsamkeit und regelmäßige Thätigkeit nicht außer Acht gelassen werden.

Die Unterrichtszeit wurde in den Unterklassen der Knabenschulen auf 26, in den Oberklassen auf 28 Stunden wöchentlich erhöht und der Besuch aller Stunden für sämmtliche Schüler verbindlich gemacht. Die Schulstunden fielen auf Vormittag von 8—11 und Nachmittag von 1—3 Uhr. Die Schulferien

dauerten im Ganzen 4 Wochen; davon fielen 14 Tage hintereinander auf die Hundstage im Sommer; die übrigen Ferientage, mit Ausnahme dreier Tage zur Fastnachtszeit, waren vereinzelte ganze oder halbe Tage.

Die in die Gemeindeschulen eintretenden Knaben sollten das fünfte Altersjahr zurückgelegt haben. Der Kurs war für die später ins Gymnasium übertretenden Schüler auf zwei, für die übrigen Schüler auf drei Jahre berechnet.

Unter den Unterrichtsgegenständen finden wir außer den Elementarfächern des Lesens, Schreibens und Rechnens in der Oberklasse die Elemente der deutschen Sprachlehre, ja sogar die Paradigmata und Konjugationen der lateinischen Sprache als Einleitung zum Sprachunterrichte aufgezählt, eine Forderung, die indessen in ihrem ganzen Umfange unmöglich lange durchzuführen war. Doch erinnert sich der Schreiber dieser Zeilen aus seiner Jugendzeit, daß noch ums Jahr 1833 und 1834 in der obern Klasse der Gemeindeschule am Steinenberg die lateinische Deklination durchgenommen und daß einmal ein Schüler gestraft wurde, der das Adjektiv omnis, omne nicht dekliniren konnte.

Von obligatorischen Lehrmitteln sollte zunächst eine Fibel und ein deutsches Lesebuch ausgearbeitet werden. Die Ausarbeitung des letztern wurde Rektor Hanhart übertragen, zog sich aber durch mehrere Jahre hin und gab wegen des Kostenpunktes Anlaß zu vielfachen Erörterungen. Dem deutschen Lesebuche sollten einige Bogen für die deutsche und lateinische Grammatik angeheftet werden.

Unter den obligatorischen Lehrmitteln wird besonders die Pestalozzische Einheitstabelle hervorgehoben.

Den Lehrern wird die regelmäßige Führung von Absenzenlisten und die Aufzeichnung von Noten für Fleiß und Betragen

zur Pflicht gemacht. Besonders strafbare Vergehen sollten ungesäumt dem Gemeindepfarrer zur Anzeige gebracht werden.

In Gegenwart der Gemeindegeistlichen und der Mitglieder der Schulinspektion sollte alle Halbjahre eine Schulprüfung abgehalten werden. Bei der alljährlich vorzunehmenden Beförderung aus der untern in die höhere Klasse, sowie bei der Entlassung aus der Schule sollte nicht auf das Alter, sondern auf den Fleiß und die Fähigkeit der Schüler Rücksicht genommen werden.

Statt des bisher alle Quartale, frohnfastenlich, bezahlten „Schullohnes" wurde ein monatliches Schulgeld von 6 Batzen für die Schüler der untern, von $7^1/_2$ Batzen für die der obern Klasse eingeführt und zugleich die Verfügung getroffen, daß damit die bisher üblichen Geschenke an die Lehrer zum Namenstag, zur Messe und zum neuen Jahr gänzlich abgestellt sein sollten. Damit im Zusammenhange stand die Regelung der Besoldung der Lehrer überhaupt. Es hatte bisher darin je nach den einzelnen Gemeinden und je nach der Schülerzahl eine solche Ungleichheit geherrscht, daß dadurch Anlaß zu beständiger Unzufriedenheit und zu scheelsüchtigen Vergleichungen geboten war. Auch stand je nach dem Preise von Korn und Wein, welche Naturalgaben dem Lehrer nach einem Durchschnittswerthe als ein Theil der Besoldung angerechnet wurden, in dem einen Jahre das Einkommen höher oder geringer als in einem andern, was ebenfalls Anlaß zu beständigen Klagen bot. Deshalb wurde die in Naturalgaben, beziehungsweise deren Werth bestehende Besoldung aufgehoben und dem Lehrer ein Firum vom Staate ausgesetzt, das für den Oberlehrer auf 600 Fr., für den Unterlehrer auf 500 Fr. festgesetzt war. Daneben bezog der Lehrer das Schulgeld und hatte freie Wohnung oder in deren Ermanglung eine Entschädigung

von Fr. 80 bis 100. Das Einkommen der Lehrer betrug, die Entschädigung für Wohnung abgerechnet, Fr. 1000 bis 1200. Dazu kam dann noch das zur Wohnung gehörende Holz.

Eine Hauptaufgabe blieb außer dem allem die Anstellung tüchtiger Lehrer. Die Entlassung der ältern Lehrer zog sich bis ins Jahr 1821 hinaus. An ihre Stelle traten jüngere, strebsame Männer, welche die Schulen bald auf einen gedeihlichern Stand zu bringen verstanden, und die zum Theil bis in die neuere Zeit im Segen an unsern Schulen gewirkt haben. Hand in Hand damit gieng die Erstellung neuer Schulgebäude, zu St. Peter, am Steinenberg und im Luftgäßchen. Wenn auch diese Schulhäuser keineswegs als Musterbauten gelten konnten, sondern wenn sie in vielen und wichtigen Stücken den Stempel einer allzuweit getriebenen Sparsamkeit an sich trugen, so war doch durch den Bau der neuen Schullokalien den frühern gegenüber ein bedeutender Fortschritt zum Bessern gemacht worden.

Nachdem die Knabenschulen soweit geordnet waren, schritt man zur Reorganisation der Mädchenschulen. Erwünschten Anlaß zu deren Umgestaltung bot die im Jahre 1821 erfolgte Berufung des Oberlehrers zu Barfüßern zum Pfarrer nach Kleinhüningen. Als Grundsatz wurde für die neuen Mädchenschulen die Anstellung eines tüchtigen Lehrers, ferner die Aufnahme des Unterrichts in den Handarbeiten und damit die Anstellung einer gebildeten Lehrerin aufgestellt. Jede Mädchenschule sollte 2 Klassen, eine untere und eine obere, enthalten. Lehrer und Lehrerin sollten sich in den Unterricht dergestalt theilen, daß der Lehrer des Vormittags von 8—11 in der obern, des Nachmittags von 1—4 Uhr in der untern Klasse, die Lehrerin ihrerseits Vormittags in der untern, Nachmittags in der obern Klasse beschäftigt sei. Dadurch erhielt der Lehrer 33, die Lehrerin 31 Stunden wöchentlich, die Schul-

kinder aber ebenfalls 33, darunter nicht weniger als 16 (beziehungsweise 15) Arbeitsstunden, was bei aller Hochachtung gegenüber diesem Theil des Mädchenunterrichtes des Guten doch etwas zu viel war. Die fixe Besoldung des Lehrers wurde auf Fr. 800, die der Lehrerin auf Fr. 300 angesetzt; das Schulgeld der Kinder, worein sich Lehrer und Lehrerin theilen sollten, auf 4½ Batzen in der untern, 5½ Batzen in der obern Klasse. Der Lehrer wurde somit im Einkommen dem Oberlehrer an der Knabenschule gleichgestellt.

Dies die bedeutendsten Änderungen. Es wurde die Errichtung von vier Mädchen-Gemeindeschulen in Aussicht genommen; vorläufig kamen jedoch nur drei zur Ausführung, die zu St. Peter, am Steinenberg und in Kleinbasel. Zu St. Peter und am Steinenberg wurden gemeinschaftlich mit den Knabenschulen neue Gebäude errichtet, in Kleinbasel ein Schulhaus (jetzt Rheingasse Nr. 86) gekauft. Die Errichtung einer weitern Mädchenschule beim Münster fällt in eine spätere Periode; ebenso die im Reorganisationsplan in Aussicht genommene Erweiterung der Mädchengemeindeschule um eine sogen. Realabtheilung. Mit der Erwerbung der neuen Schullokalien geschah gleichzeitig die Anstellung von strebsamen, tüchtigen, für ihren Beruf begeisterten Lehrern und von Lehrerinnen. Mit ihnen zog ein neuer Geist in die bisher verwahrlosten Mädchenschulen ein, und dieselben nahmen einen bisher ungeahnten Aufschwung.

Freilich war damals nicht jedermann in Basel geneigt, diesen Aufschwung, den das gesammte Schulwesen nahm, zu würdigen und das Gute an allen diesen Neuerungen anzuerkennen. Der Burger, dem gegen alles Ungewohnte und Fremde eher eine passive und abweisende Haltung einzunehmen zur andern Natur geworden war, betrachtete alle die mit der Umgestaltung des Schulwesens verbundenen Änderungen mit keineswegs freund-

lichen und wohlwollenden Blicken. Es ist uns hierüber das Urtheil eines solchen Mannes in den handschriftlichen Aufzeichnungen hinterlassen, welche in zwei großen Folianten Begebenheiten und Erlebnisse aus dem Ende des vorigen und aus dem Anfang dieses Jahrhunderts enthalten. Diese Aufzeichnungen rühren von Magister Heinrich Munzinger her, einem Manne, der sich wohl zwanzigmal um eine freigewordene Schulstelle in der Stadt beworben, die Gunst des Looses aber niemals erfahren hatte. In den letzten Jahren des 18. Jahrhunderts hatte er in seiner Wohnung am Spitalsprung (jetzt Münsterberg Nr. 4 und 6) eine Privatschule für Knaben bemittelter Eltern errichtet und ließ im Gefühle einer behaglichen, sorgenfreien Existenz die großen und kleinen Zeitereignisse und Weltbegebenheiten an sich vorüberziehen, sie hie und da mit scharfen satirischen Bemerkungen begleitend. Natürlich ziehen die Veränderungen im Schulwesen seine Aufmerksamkeit in besonderem Grade auf sich, und er läßt seinem bitteren Sarkasmus mit Vorliebe auf diesem Gebiete freien Lauf. Er ist froh, daß er sich nicht von Erziehungsräthen, Pfarrern und „Hanharten“ braucht herumhudeln zu lassen. Besonders schlecht zu sprechen ist er auf die ausländischen Professoren und auf die neu angestellten Schulmeister („Lehrer wollt' ich sagen, denn Meister gibt's jetzt keine mehr; die Erziehungsräthe sind allein Meister über Buben und Lehrer“). Als eine kleine Probe von seiner Anschauung der pädagogischen Neuerungen möge folgender Abschnitt dienen: „Anno 1821 wurden die Hauptmauern der Knaben- und Mädchenschulen am neuen Steinenberg und die der Münsterschule am Luftgäßchen aufgeführt. Der Platz von allen drei neuen Schulhäusern war vorher Gartengeländ. Möchten nur jetzt die lebendigen, jungen Pflanzen so gut gedeihen, wie vorher Grüns, Peterli und Körbelkraut! Doch wie viel Großes und

Herrliches läßt sich nicht von der Regeneration unserer Universität und unseres Schulwesens erwarten! Man giebt sich alle Mühe, beides in Flor zu bringen. Da werden fremde Meister und Gesellen von nah und fern verschrieben: die alten Professoren werden abgedankt, und Deutsche statt Schweizern lehren jetzt die vaterländische Geschichte und das schweizerische Staatsrecht. Statt der abgedankten Magister haben wir jetzund zu Jugendlehrern Modelstecher, Nadler und Häftlimacher, Sattler, abgedankte Soldaten und Ehren-Kantonsbürger; die müssen alle nach dem Takt der Pestalozzi'schen oder pestilenzischen Pfeife tanzen. Man darf da nur am Schnürchen ziehen, so geht's wie bei den Drathpuppen, alles ohne Stockprügel und Ohrfeigen."

So wurde die Sache damals beurtheilt. Heute aber dürfen wir mit freudiger Genugthuung darauf hinweisen, daß Basel es war, welches zuerst in der Schweiz mit der Umgestaltung und Verbesserung des Schulwesens im ganzen Umfange seines Kantons allen Miteidgenossen mit gutem Beispiel vorangegangen ist. Haben doch selbst spätere Gegner den Anstrengungen für die Hebung des Schulwesens, welche in unserm Kanton in den der unglückseligen Trennung vorangehenden beiden Jahrzehnten sind gemacht worden, ihre Anerkennung nicht versagen können, und nur die durch die Leidenschaft verblendete Parteilichkeit einer politisch aufgeregten Zeit, der die Unbefangenheit des Urtheils abhanden gekommen, hat es versucht, die schönen Neugestaltungen jener Tage zu verkleinern und zu bemängeln.

Wenn aber heute unser Schulwesen auf einer Stufe steht, daß es sich getrost mit demjenigen jedes andern Schweizerkantons darf vergleichen lassen; wenn gegenwärtig die bedeutendsten Ausgaben unseres kleinen Gemeinwesens dem Erzie-

hungswesen zu Gute kommen; wenn wir endlich mit Freude und Dank auf die Entwicklung unserer Schuleinrichtungen hinblicken, welche in mehrfacher Hinsicht auch für weitere Kreise als mustergiltig dastehen, dann geziemt es sich, dem Gefühl der Dankbarkeit den Männern gegenüber Ausdruck zu geben, welche den Boden für diese Schöpfung geebnet und es möglich gemacht haben, daß in einem verhältnißmäßig kurzen Zeitraume der Schritt von höchst unbefriedigenden zu den gegenwärtigen Zuständen hat können gethan werden.

Lieder aus dem Nachlasse von Albert Brenner.

(1833—1861.)

Sehnsucht.

Eine Sehnsucht nach der Ferne
Treibt mich aus
Dem Vaterhaus
In die weite Welt hinaus.

Wer kann diese Sehnsucht deuten,
Die mein Herz mit Gram erfüllt,
Immer wird sie mich begleiten;
Aber nie wird sie gestillt.

In das Freie möcht ich fliehen;
Doch die Pflicht
Läßt mich nicht
Aus der Finsterniß ans Licht.

Seh' ich dort die Alpenzinken
Schauend nach dem Süden hin,
Scheinen sie mir zuzuwinken,
Über sie hinaus zu fliehn.

Nach den Alpen möcht ich wandern,
Ach ich sehn'
Mich, zu gehn
Hin nach jenen grauen Höhn.

Blick' ich auf zum Sternenhimmel,
Forschend der Planeten Lauf
Reißts mich aus dem Erdgetümmel
In die beff're Welt hinauf.

Zu den Sternen möcht ich fliegen,
Aber ach!
Denk ich nach,
Fühle ich mich viel zu schwach.

Wer kann diese Sehnsucht deuten,
Die mein Herz mit Gram erfüllt?
Immer wird sie mich begleiten,
Aber nie wird sie gestillt.

Abendlied.

O senke Nacht dich nieder
Auf meine müden Glieder,
Und decke du
Den Kummer zu
Mit Fittigen der Liebe,
Auf daß ich neu
Des Lichts mich freu,
Und mich im Glauben übe.

Eigenthumsrecht eines armen Kindes.

Ach, ich gehör' gar Vielen
Und wenig nur ist mein,
Die Hosen sind dem Bruder,
Das Hemd dem Schwesterlein.

Und diese großen Schuhe,
Die hat mir der Pfarrer geliehn;
Damit ich jeden Sonntag
Kann gehn zur Kirche hin.

Und meine Arm' und Beine
Der lieben Mutter sind,
Das Brot ich ihr verdiene
Als ein gehorsam Kind.

Mein Herz gehört dem Heiland
Und auch dem lieben Gott;
Das nimmt er in den Himmel,
Wenn ich einmal bin todt.

Dissonanzen.

Dissonanzen will ich spielen,
Will ich hören, will ich fühlen,
Denn das All in seinem Glanz
Ist die größte Dissonanz.

Dissonanzen sind die Chöre
Unzählbarer Sternenheere;
Dissonanzenharmonie
Ist des Lebens Harmonie;

Und vor Allem du, mein Herz,
Voller Lust und voller Schmerz,
Bist, so lang der Leib dich bindet,
Nur ein Mißklang, der empfindet!

Aprilensonne.

Aprilensonne,
Bringst wenig Wonne
Fürs sehnend Herz;
Durch Wolkenspalten
Schickst du die kalten
Scheinstrahlen erdwärts.

Die falschen Strahlen
Wollen rosig malen
Das weiße Gefild,
Doch bald ist wieder
Der bleiche Flieder
In Wolken gehüllt.

Und immer trüber
Zieht sich herüber
Ein graues Gewölk;
Streut weiße Flocken;
Des Frühlings Glocken
Sind bald wieder welk.

Das ist ein Streiten
Der Jahreszeiten,
Ein mächtiger Krieg,
Doch bald wird bringen
Der Lerche Singen
Des Frühlings Sieg.

Frühlingsmorgen.

Wenn hell die Glocken klingen
Am Sonntag Morgen früh,
So möcht' ich gerne singen
Die alte Melodie.

Das Lied, das ich gesungen
In frühster Kinderzeit,
Das lieblich mir geklungen
In Schmerzen und in Freud,

Das Lied, das ich gelernet
Auf meiner Mutter Schooß,
Das sich von mir entfernet,
Seit ich geworden groß.

Doch ach s'ist mir entfallen,
Das macht mir viel Verdruß;
Ach, ich kann nicht mehr lallen,
Weil ich jetzt reden muß.

Viel andre Lieder haben,
Kaum weiß ich selber wie,
Mir unter Schutt begraben
Die alte Melodie.

O bringe Frühling wieder,
Was Winter mir verschneit:
Die Weisen und die Lieder
Aus meiner Kinderzeit.

Die sieben Schwaben.

Die feinen klugen Herren im ganzen deutschen Land
Verachten und verspotten den schwäbischen Verstand,
Weil sie schon in der Wiege der tiefsten Weisheit voll,
Die erst mit vierzig Jahren den Schwaben wachsen soll.

Und viel Geschichten gehen im Volk von Mund zu Mund,
Die machen klar und deutlich der Schwaben Dummheit kund,
So hab' ein Hase sieben in schnöde Furcht gejagt,
Die gegen einen Drachen sich auf den Marsch gewagt.

Wohl kenn' ich sieben Schwaben, die jeder Deutsche kennt,
Die jeder ächte Deutsche nur mit Begeistrung nennt,
Da heißt's: „Ihr, ihr dort außen die Nasen eingespannt,
Auch manchen Mann und Helden gebar das Schwabenland."

Der erste von den sieben, der hat die Drachenbrut
Bekämpft, bis er ertrunken in Salephs Wasserflut;
Im Frieden mild und gütig, im Kriege fürchterlich:
Der alte Barbarossa, der Kaiser Friederich.

Der zweite, Friedrichs Enkel, erlag, ein Jüngling noch,
Der Drachenbrut, zerschmettert von dem Tyrannenjoch,
Vom Henkerbeil getroffen, sank er enthauptet hin,
Der letzte Hohenstaufe, der Schwabe Konradin.

Der Dritt, ein alter Degen, ein Recke, kampferprobt,
Dem hat im eignen Lande der alte Drach getobt,
Er schlug aufs Haupt den Bösen, nach ächter Schwabenart —
Graf Eberhart der Greiner, der alte Rauschebart.

Der vierte war kein Krieger, er war ein Sängerheld,
Und rückte fromm begeistert mit seiner Mus' ins Feld,
Schwang widern Feind die Leier, die gab so hellen Klang,
Das ist der Friedrich Schiller, der König im Gesang.

Der Fünfte stritt als Denker und Dichter gegen Spott,
Unglauben, Wahn und Lüge zur Ehre seinem Gott,
Unüberwunden steht er im alten Kampf noch heut,
Es ist Justinus Kerner, der Geistern selbst gebeut.

Der Sechste gab uns wieder das alte Sagenbuch,
Den Feind des Sangs verfluchte der mit des Sängers Fluch,
S'ist Uhland, der erneute den alten Volksgesang,
Daß wieder hell vom Staufen die Ritterharfe klang.

Der Siebente, der Jüngste, ward uns hinweggerafft,
Nachdem er lang gesungen mit Männermuth und Kraft,
Er blieb ein treuer Kämpfer bis an sein stilles Grab,
Und bis auf seinen Namen war er ein frommer Schwab.

Dieß sind die sieben Schwaben, die haben allesammt
Die Drachenbrut befehdet, von heilgem Muth entflammt,
Um ihre Schläfe windet sich grün ein Lorbeerkranz,
Sie strahlen unvergänglich im ew'gen Ruhmesglanz.

Zuversicht.

So lang noch Wahrheit reimt auf Klarheit,
Auf Liebe Triebe; Krieg auf Sieg,
Zwei Silben man für drei darf zählen,
Trochäen statt Spondeen wählen,
Wird es in Deutschland nicht an Dichtern fehlen.

Ein Lied.

Da hab' ich jüngst ein Lied erdacht,
Und wie ich wollte schreiben,
Da hat es sich davon gemacht
Und wollt' im Kopf nicht bleiben;
Es ist dahin
Aus Geist und Sinn,
Deß freu ich mich
Herzinniglich,
Kein Bär kann sich dran reiben.

Rath für Jeden aus dem ff.

Wer Dichter werden will, der nehme
Ein Lexikon herfür,
Und such' die allerfremdsten Wörter
Und schreib' sie auf Papier.
Die, welche reimen, an das End,
Die andern nach Belieben,
Dann muß er sich drei Stunden lang
Im Silbenzählen üben.
Man setze an die linke Hand
Den Zeigestock der rechten,
Und thue nach der Verse Takt
Mit seinen Fingern fechten.
So wird man ohne Witz und Geist
Wenn auch kein ganzer Göthe,
Doch ein Genie moderner Art,
Ein classischer Poete.

O du Frühlingszeit, o du Frühlingszeit,
Wie bist du doch so wunderschön,
Wenn vom Schnee befreit, wenn vom Schnee befreit,
Erglänzen Thal und Höhn;
Wenn der Veilchenduft
Aus der Erde dringt,
Und in blauer Luft
Hoch die Lerche singt.

O du Sommerszeit, o du Sommerszeit,
Wie bist du doch so wunderhold,
Wenn die Erde weit, wenn die Erde weit
Voll Sonnengold;

Wenn die Schattenpracht
In den Wald entlockt;
In der Mondennacht
Lust und Lieb frohlockt.

O du Herbsteszeit, o du Herbsteszeit,
Wie bist du doch so wunderbar,
Wenn der Tanz sich reiht
An den Weinaltar.
Wenn der Fülle Born
In die Tonne quillt,
Und das Jägerhorn
Lustig scheucht das Wild.

O du Winterszeit, o du Winterszeit,
Wie mein Herz nach dir verlangt,
Wenn im weißen Kleid, wenn im weißen Kleid
Rings die Erde prangt;
Wenn im Eiscrystall
Sich die Sonne malt,
Und das weite All
Diamanten strahlt.

O hätt ich Gold und Perlen
Und blumiges Edelgestein,
Ich schüttete Alles zu Füßen
Mein Liebchen dir allein.

Könnt ich dir Kronen geben
Und Königsglanz zumal,
Könnt ich zum Kranz dir winden
Die Sterne ohne Zahl.

Du bist zu schön, ich könnte
Dich schmücken schöner nicht,
Du würdest die Sterne verdunkeln
Mit deiner Augen Licht.

Die Perlen sie müßten sich schämen
An deinem Busen von Schnee,
Laß lieber die Perlen schlummern
Tief unten im blauen See.

So schick ich dir nur Blumen,
Wenn du ans Herz sie drückst,
Wenn du die dunkeln Locken
Mit rothen Rosen schmückst.

Was ich gewußt schon lange,
Sieht dann die Welt im Nu;
Daß von den Schönsten Allen
Die Allerschönste — Du.

Der 3. August 1833.

(Aufzeichnungen eines Augenzeugen.) *

Der 3. August wird in den schweizerischen Annalen und ganz besonders in der Geschichte Basel's eine bedeutende Stelle einnehmen, weshalb ich keinen Anstand nehme, seiner hier zu gedenken, und zwar besonders in Beziehung meiner selbst, da mir die Ehre zu Theil wurde, in den Reihen der städtischen Kämpfer an jenem Tage mitzukämpfen.

Hinsichtlich dessen, was diesem Tage vorausgegangen und auch die Veranlassung dazu war — nämlich der Angriff auf treu gebliebene Gemeinden im obern Kanton — verweise ich auf die Geschichte. Ich meinerseits theilte vollkommen diejenige

* Die nachstehende Schilderung des unheilvollen Tages, seit welchem nun bereits mehr als ein halbes Jahrhundert verflossen ist, stammt von Herrn Rudolf Hauser-Oser (geboren den 24. Jan. 1801, gestorben den 8. Jan. 1883) und wurde von demselben unter dem frischen Eindruck der Erlebnisse in seine Hauschronik eingeschrieben. Was über diesen Mann nach seinem Tode von berufenster Seite in der „Allg. Schweizer Zeitung" ausgesagt worden ist, er sei „ein ächter Basler Bürger im besten Sinne des Wortes" gewesen, das wird durch den Ton seines Berichtes über den dritten August in überzeugender Weise bestätigt. Die gegenwärtige Veröffentlichung aber, an welche der Verfasser natürlich von Ferne nicht gedacht hat, dürfte gerade wegen der allseitigen Unmittelbarkeit der darin enthaltenen Erzählung in erhöhtem Maße gerechtfertigt erscheinen. B. R.

Ansicht, daß es Pflicht sei, das gegebene Wort (den zu der rechtmäßigen Regierung haltenden Gemeinden, wenn es nöthig sein sollte, zu Hülfe zu kommen) zu lösen, und verbrachte demnach auch einen Theil des Abends des 2. August mit Zurüstung meiner Waffen, Munition ꝛc. um, wenn die Trommel ertönen sollte, gleich bei der Hand zu sein; und damit der Körper die bei einem zu erwartenden starken Marsche und Kampfe erforderlichen Kräfte nicht versage, legte ich mich frühzeitig schlafen.

Samstag Morgens um 3 Uhr den 3. August wurde denn wirklich Generalmarsch geschlagen; die Gefühle, welche diese Trommeltöne erweckten, zu beschreiben, wäre unmöglich; hier meine Frau und zwei Kinder, die ich vielleicht zum letztenmale an mein Herz drücken, nie wieder sehen oder vielleicht nur als Verstümmelter wieder sehen sollte, so daß das Elend nur größer wäre; dort die Pflicht, dem Ruf der Regierung zu folgen und den von zügellosem Volke bedrängten Brüdern zu Hülfe zu eilen. Doch hier blieb keine Wahl, — die Ansprüche des Vaterlandes sind größer, heiliger als die von Weib und Kind; wenn jenes ruft, so bleiben diese Gott empfohlen, der stets ein treuer Beschützer der Wittwen und Waisen ist. So tröstete ich mich selbst, meine Frau und mein älteres Töchterlein, küßte noch einmal den Säugling in der Wiege und riß mich in Gottes Namen von ihnen los, dem Sammelplatze unserer Schützen-Compagnie im Steinenkloster zueilend, wo wir bald bis an wenige Ausnahmen versammelt waren. Mögen wohl die Meisten unter uns mit ähnlichen Gefühlen hingeeilt sein, denn die Stimmung war ernst, ja ernster als bei allen frühern Auszügen, und wenn auch einige darunter durch unzeitige Aeußerungen sich Luft machten, sah man es ihnen doch gar zu gut an, daß auch sie gar wohl fühlten, daß dieser Tag ent-

scheidend und ernst sein werde. Männlich und ernst wurde auch deßhalb die Sache behandelt, es fand der Mann sich bei dem Manne wieder, und die Schützen, die in allen frühern Gefechten rühmlichst vorangeeilt, standen muthig entschlossen bereit, die Gefahren mit ihren Brüdern zu theilen, selbst solche, die körperlicher Beschaffenheit wegen vom Dienste befreit gewesen (namentlich der wackere Schützenmeister Benedict Sarasin), wollten nicht zurück bleiben. Da es einige Stunden dauerte, bis zum Aufbruch commandirt wurde, so wurde diese Zeit benutzt, noch etwas Warmes zu genießen, und die es gethan, werden gewiß später froh darüber gewesen sein. Mittlerweile ertönte von der nahe gelegenen Caserne der Standestruppen ein lautes Jauchzen und Vivat-Geschrei, und auf meine Frage, was das zu bedeuten habe, antwortete man mir, daß diese Leute noch mit Branntwein regalirt würden; ich konnte mich da des Gedankens nicht erwehren, daß unsere Vorväter sich auf eine ganz andere Weise zum Kampfe vorbereiteten, und ahnete nichts Gutes von diesen sonst tapferen, aber jetzt mit solchem Geiste beseelten Soldaten, von denen auch mancher nicht wieder kehrte.

Nach langem Warten wurde endlich um 6 Uhr aufgebrochen und zum Aeschen-Thor hinausmarschirt. Vor dem Thore zogen die Standestruppen mit dem Contingent und 4 Sechspfündern und 2 Haubitzen unter Anführung der Obersten Vischer und Burckhardt über die Birsbrücke der Hardt zu, wo sie von einigen im Walde versteckten Landschäftlern mit Flintenschüssen empfangen wurden; durch unsere Vorwacht vertrieben, zogen jene sich tiefer in den Wald hinein, und unsere kleine Armee von höchstens 600 Mann auf der Straße rechts gegen Muttenz. Während dieser Zeit rückte das Landwehr-Bataillon auf der geraden Straße gegen St. Jacob und Mönchenstein mit unsern Scharfschützen und. einigen Kanonen vor; eine

Compagnie dieses Bataillons nebst 2 Vierpfündern, welchen ich mit 6 Schützen zugetheilt wurde, nahm auf dem Galgenrain, gegenüber dem Hardthügel ihre Stellung. Lassen wir diese einstweilen hier und folgen wir der angreifenden Colonne nach Muttenz. Die Colonne zog sich, da in diesem Dorfe alles ruhig war, und von da aus keinerlei Widerstand stattfand, auf der Straße nach Pratteln; allein bei dem waldigen Vorsprung des Wartenberges wurde sie von den Landschäftler-Schützen, die sich im Gebüsche versteckt hatten, beunruhigt. Unsere Truppen zogen sich links, dem Rande der Hardt zu und marschirten so, auf der rechten Flanke durch die Jäger gedeckt, weiter, von dem fortwährenden Plänkeln dieser Letztern, wobei Lieutenant Burtorf und einige Soldaten verwundet wurden, etwas aufgehalten.

Nachdem die Landschäftler von unsern Flanqueurs auf die entlegenen Hügel und Waldungen vertrieben worden, rückte man gegen Pratteln an, wovor Halt gemacht wurde. Als die Vorhut in das Dorf einrückte, wurde aus einigen Häusern auf dieselbe geschossen; dies brachte unsere Soldaten in Wuth, und nach Kriegsgebrauch zündeten sie jene Häuser an, welche dann die hochlodernde Flamme noch andern mittheilten, so daß 8—9 Häuser ein Raub derselben wurden. Dieses Ereigniß konnte nur von bösen Folgen für unsere sonst so gerechte Sache sein, denn gleichwie unsere Miliztruppen, welche an dergleichen Kriegsscenen nicht gewöhnt waren und überhaupt den Landbewohnern nicht Zerstörung, sondern Frieden und Recht in einer gesetzlichen Regierung und Ordnung bringen wollten, dadurch bestürzt wurden, geriethen die Landschaftlichen in Wuth, welches ihre Führer trefflich zu nutzen wußten, um sie zur Standhaftigkeit und zum Muthe anzufeuern. Durch einen, ich darf wohl sagen unzeitigen, Halt, den unser Anführer machen

ließ, fanden die Soldaten Muße, dem fatalen Ereignisse, das sie ohnehin stets vor Augen hatten, nachzudenken, und ich bin überzeugt, mancher Feige fand bei andern für die Rückkehr Gehör, was bei raschem Vordringen nicht geschehen wäre.

Nach einstündigem Rast wurde endlich gegen die Hülftenschanze aufgebrochen, nachdem unsere Plänkler stets gegen das Oehrli beschäftigt gewesen, den Feind zu verdrängen, der sich auch mehr gegen Frenkendorf zog.

Die Garnisonstruppen halten sich auf der Straße von Pratteln nach Frenkendorf rechts am Fuße der waldigen Hügel, während das Contingent und die Artillerie mehr links auf der Landstraße nach den Wannenreben ziehen.

Die Standestruppen unter Anführung ihres wackern Obersten Burckhardt dringen rasch vorwärts und es gelingt ihnen bald, den Feind aus der Hülftenschanze zu vertreiben und über den Hülftengraben zu verdrängen; das Contingent und die Artillerie hingegen werden auf der Landstraße durch die Landschaftliche Artillerie, welche auf dem rechten Ufer der Ergolz eine Verschanzung zwischen Augst und Füllinsdorf inne hatte, begrüßt und aufgehalten. Man zog sich ab der Straße links, um aus der Schußlinie der feindlichen Batterie zu kommen; und um dieselbe zu demontieren, wurden unsere Kanonen bei der Griengrube am Wege, welcher von der Landstraße nach Augst führt, aufgefahren; dadurch daß die Landschäftler ihre Schanze mit Schießscharten versehen, konnten sie unserer Artillerie, welche links der Schußlinie aufgestellt, nichts anhaben, während wir die Schanze mit unsern 6 Pfündern und Haubitzen frei bestrichen.

Wenden wir uns wieder zur Landwehr. Während soeben Erzähltes alles vor sich gieng, stellte Oberst Weitnauer sein Landwehrbataillon auf dem linken Birsufer beim Dreispitz auf, schob Vorposten nach St. Jacob und über die Birs nach der

dortigen Schanze, sowie auch gegen Mönchenstein, Reinach und auf das Bruderholz. Eine Landwehr-Compagnie mit Artillerie faßte beim Galgenrain Posto, bei derselben war ich, wie Anfangs erzählt, mit 6 Scharfschützen; mehrere Stunden waren wir da, Patrouillen giengen und kamen, auch ich unternahm eine mit zwei von meiner Mannschaft (Balthasar Fischer und Benedict Sarasin) nach St. Jacob, mehr eigentlich um uns dort zu erfrischen. Als wir da waren (9—10 Uhr Morgens), kam Rittmeister Forcart angesprengt mit dem Befehl, daß die Scharfschützen eilends aufbrechen und nach dem Kampfplatze so schnell wie möglich marschiren sollten, er ertheilte uns zugleich den Rath, die Landstraße durch die Hardt zu wählen, indem der Weg hinter der Hardt und Muttenz durch die in dem Gebüsche des Wartenbergs versteckten Landschäftler sehr unsicher gemacht sei. Nachdem nun die Schützen zusammen gezogen, in St. Jacob ein Pferd und Wagen, mit Stroh für allfällige Verwundete, einem Fäßchen Wein und Brod beladen, in Requisition gesetzt, zogen wir, im ganzen 39 Mann ab. Gleich Anfands der Hardt hörten wir den Pistonknall eines Stutzers, wir sahen uns nach dem Gebüsche um, hörten und sahen aber weiter nichts und giengen weiter; später begegneten uns zwei Mann von denjenigen, welche zur Besorgung von Verwundeten mit auszogen, sie sagten aus, daß feindliche Mannschaft in den Gebüschen der Hardt auflauerten, von welchen sie auch gefangen genommen, aber wieder losgelassen worden. Wir nahmen unsere Maßregeln, blieben aber den ganzen Weg über unangefochten; mag es vielleicht daher kommen, daß, da wir keine Uniformen, sondern nur grüne Kleider und Mützen trugen (den landschaftlichen Schützen viel ähnlich), man uns für solche hielt. Bald sahen wir den Rauch der eingeäscherten Häuser in Pratteln und mehr links denjenigen von einer furcht-

baren Kanonade; bei dem Hohen Raine angelangt, hörten wir das Einschlagen der feindlichen 4Pfünder Kugeln. Hier zogen wir uns von der Landstraße links dem Rain hin nach den Wannenreben; da stellte sich uns das ganze Kriegstheater dar. Vor uns lagerten dem Raine entlang eine Menge Infanteristen des Contingents, die ich beim ersten Anblick für Verwundete hielt; allein bald wurde ich gewahr, daß sie sich nur aus Mattigkeit oder andern Ursachen von dem Kampfplatz zurückgezogen hatten; denn unten am Raine hart am Fuße desselben war die Ambulance, wo soeben Verwundete verbunden und auf Wagen gebracht wurden.

Etwas weiter durch Gebüsch masquirt hielt Oberst Vischer mit der Artillerie, die eben noch damit beschäftigt war, die feindliche Batterie zu beschießen; rechts ab der Straße bei den Wannenreben stund das Infanterie-Contingent, Front gegen das Oehrli, während weiter hinaus bei der Hülften-Schanze und bei der Griengrube am Hülftengraben die Standestruppe focht. So stunden die Sachen, als wir Schützen anlangten; wir meldeten dem Obersten Vischer unsere Ankunft und ließen ihn bitten über uns zu verfügen, worauf er uns wissen ließ, daß, sobald die feindliche Batterie zum Schweigen gebracht, man vorwärts marschieren werde; mittlerweile möchten wir von unserm schnellen Marsche ausruhen. Wir lagerten uns denn auch an den Rain hin, erlabten uns und Andere von dem mitgeführten Wein und Brod und sahen den feindlichen Kanonenkugeln zu, welche, zu viel rechts abgeschossen, auf dem zu unsern Füßen sich ausdehnenden Felde die Aeste von den Bäumen schlugen; einige Soldaten belustigten sich die Kugeln einzusammeln. Der Feind mußte sein Fehlschießen gewahren und verbesserte sich, denn immer näher und näher flogen die Kugeln an uns heran, so daß endlich die Ambulance genöthigt war,

sich am Fuße des Raines einen andern sichern Platz zu suchen. Dieses Spiel des Todes brachte mich auf ernste Gedanken; jetzt ruh'st du noch mit gesunden Gliedern hier auf dem Rasen — bald vielleicht mit zerschmetterten, oder wohl gar todt — was wird dann aus den lieben Meinigen werden —; stille empfahl ich sie und mich Gott, dem Allesschützenden, und von dem Augenblicke an genoß ich eine Seelenruhe, eine männliche Festigkeit, mit der ich auch jeder nachherigen Gefahr ruhig und mit kalter Ueberlegung in's Auge sehen konnte. Hauptmann Laubheim, der neben mir saß und mich, wie es scheint, beobachtet hatte, sagte zu mir, „Sie sind so stille, fehlt Ihnen etwas?" — „Nein, Herr Hauptmann, ich war nur noch einmal Gatte und Vater, von jetzt an aber sollen Sie nur den Krieger in mir sehen" — war meine Anwort. Ich stund auf, und im gleichen Augenblick kam der Befehl zum Vorrücken; die feindliche Artillerie war durch das wirksame Feuer der unsrigen aus der Birchschanze vertrieben worden, und es galt nun die Tapfern unter Oberst Burckhardt zu unterstützen, um dann vereint weiter gegen Liestal zu ziehen. Unser rechter Flügel, welchen eben die Garnisonstruppen bildeten, hatte in der Zwischenzeit einen harten Stand; ihr Muth konnte durch nichts aufgehalten werden, mit Ungestüm drangen sie vor, erstürmten die Hülftenschanze und wendeten sich nun weiter rechts nach der zweiten Schanze, welche die Landschäftler bei der Griengrube am Wege nach Frenkendorf aufgeworfen hatten. Die Feinde, wohl ahnend, daß hier der Schlüssel zu Liestal sei, vertheidigten diesen Posten hartnäckig, sie rafften alle ihre Kräfte zusammen; schon schwankten sie — allein da sie sahen, daß die Standestruppe von den übrigen (welche, wie gesagt, durch das Feuer der Angster- oder Birchschanze aufgehalten) nicht unterstützt wurde, und sich diese zu weit vorgelassen, drangen sie,

nachdem sie von Liestal her einige hundert Mann Verstärkung erhalten, von allen Seiten wieder vor, so daß die heldenmüthige Standestruppe einem dreifachen Feuer ausgesetzt war, besonders von hinten demjenigen von landschaftlichen Schützen, welche sich wieder in das Oehrli hinunter gewagt hatten. In demselben Augenblick (gegen 1 Uhr Mittags) wurde denn auch bei uns zum allgemeinen Aufbruch geschritten; eine Jäger- und unsere kleine Schützen-Compagnie marschirten der Hülftenschanze zu; herwärts derselben schwenkten wir rechts in das Feld, bildeten die Kettenlinie gegen das Oehrli und eröffneten das Feuer gegen die daselbst befindlichen Schützen. Schon im Hinweg stießen wir auf viele Verwundete, die sich theils selbst zurückschleppten oder geführt und getragen wurden, unter Andern auch den Garnisons-Lieutenant Ed. Burckhardt, welcher schon 1832 bei Gelterkinden verwundet und damals gefangen nach Liestal geführt wurde. Der Frau eines Soldaten der Standestruppe, deren Sohn auch als Tambour zugegen war, und welche als Markedenterin mitgezogen, sah ich mit Wohlgefallen zu; denn muthvoll holte sie die Gefallenen aus den Reihen und brachte sie zurück, des Kugelregens nicht achtend, wenn schon eine derselben ihr den Kamm vom Kopfe gerissen. Wie viele Kugeln nutzlos verschossen wurden, bemerkte ich ebenfalls hier, denn viele der bei uns befindlichen Jäger schossen 40—50 vor sich in den Boden, während sie auf die einige Hundert Schritte von uns entfernten Landschäftler schießen wollten. Sl. Ryhiner-Bischoff und ich machten sie darauf aufmerksam und sagten ihnen, höher zu zielen. Wir wollten eben dem Feind näher auf den Leib rücken, als man den Commandanten der Standestruppen Oberstlieutenant Burckhardt, welcher am Fuß verwundet war, an uns vorüberführte; bald darauf hörte ich sagen: „man geht zurück," und dieses fatale

Wort gieng schnell von Mund zu Mund. Ich konnte es nicht fassen, daß man jetzt im entscheidenden Augenblick umkehren wollte und eine Sache, die sich jeden Augenblick zu unserm Vortheil entscheiden konnte, aufgeben wolle; — ich sah mich um und erblickte nicht weit von mir den Obersten Vischer, ich eilte zu ihm und sagte ihm: „Herr Oberst, man spricht da vornen vom Zurückgehen, dem wird ja doch nicht so sein, — lassen Sie uns doch mit frischem Muthe angreifen, wir werden uns bald Bahn gemacht haben!“ Seine Antwort lautete wörtlich also: „was wollen Sie machen? das Contingent der Infanterie hat sich bereits geweigert, weiter zu marschieren.“ — „So lassen Sie uns in bester Ordnung zurückkehren, denn wir haben den Rücken nicht mehr frei!“ rief ich ihm noch zu und eilte mit betrübtem Herzen zu meiner Compagnie, denn mir ahnete nichts Gutes. Hauptmann Kündig, der seinen Obersten Burckhardt ersetzen sollte, hatte seinen Posten verlassen und kam allein zurück; bald darauf sahen wir auch auf unserer Linken die Standestruppen vom Hülftengraben mit Blut und Schweiß bedeckt, herankommen. Nun wurde die Retirade allgemein, — das Contingent (Schande seiner Feigheit bis auf einige ehrenvolle Ausnahmen), statt die Standestruppen, die nun schon mehrere Stunden im Feuer gestanden, aufzunehmen, machte sich zuerst davon, so daß diese Braven, wie diesen Morgen stets voran, jetzt auch den Rückzug decken mußten. Als die Landschäftler unsern Rückzug bemerkten, erhoben sie ein wildes Geschrei; in dem Oehrli und den benachbarten Hügeln wurde alles lebendig, alles rannte Pratteln, dessen Rebgelände und der Hardt zu, um uns hart in der Flanke zu nehmen und den Heimweg zu versperren; auch die jenseitige feindliche Artillerie, die sich aus der Birchschanze zurückgezogen hatte, regte sich wieder und beschoß aus einem

Wäldchen oberhalb genannter Schanze unsere Colonnen — traf aber nie, nur einmal, als gerade bei den Wannenreben Major Ryhiner seine Scharfschützen wieder gesammelt, sauste uns eine 4pfünder Kugel hart über den Köpfen weg und schlug hinter der Colonne ein, flog aber wieder über einen Theil derselben links, ohne Schaden zu thun, ab.

Nun war auch unsere Schützen-Compagnie nicht mehr zu halten, sie stieb auseinander und floh in der Mehrzahl dem Rain zu, wo wir am Morgen rasteten; erstaunt so wenig Muth bei diesen Leuten zu sehen, blieben wir Wenige einen Augenblick stehen und berathschlagten, was nun zu thun sei. Wir giengen den Andern nach, riefen ihnen zu, doch nicht so zu eilen, allein als wir an den Rain kamen, sahen wir die Meisten unten über Feld und Wiesen mit vielen Infanteristen dem rothen Hause zulaufen, sie drängten sich zu den Wagen von Verwundeten, welche den gleichen Weg fuhren, um denselben scheinbar als Escorte zu dienen. — Ueberlassen wir sie ihrem eigenen Gewissen, diese Schande zu verantworten!!! Ich zog oben dem Raine nach, schon flogen Flintenkugeln von den Pratteler Reben her an uns vorüber und verwundeten Einige — ein Wagen mit Verwundeten, dessen Fuhrmann, ob aus Bosheit (es hieß, er sei vom Lande) oder weil die Pferde von dem Zischen der Kugeln und dem furchtbaren Tumulte schen geworden, zu weit an den Rain hinausfuhr, leerte um; die armen Verwundeten wurden aus dem Wagen geschleudert — ich half denselben wieder zurecht, sie fuhren weiter. Bei diesem Anlaß kam ich an den Fuß des Raines — da wäre ich freilich vor der Hand von den feindlichen Kugeln sicher gewesen, allein ich schämte mich die Gefahren nicht mit den Braven zu theilen und stieg den Rain wieder hinan auf die Landstraße. Auf unserm Wagen, den wir von St. Jakob mitge-

nommen, und auf den ich hier wieder stieß, lagen drei Verwundete der Standestruppe und ein Adjutant-Unteroffizier des Contingents, der sich für verwundet ausgab, aber wie ich nachher erfuhr, nur betrunken war; ich mahnte den Fuhrmann zu eilen, um nicht von den Feinden eingeholt zu werden, er that es, allein nie entrinnt der Mensch seinem Schicksal, wie wir später vernehmen werden.

Bei dem Hohen-Rain-Gut vorbei, erblickte man gegen der Hardt hin einige Truppen; zuerst glaubte man, es sei eine Vorwacht unserer Landwehr, allein bald hieß es, es wäre Blarer mit den Birseckern, und ihre Kugeln, die sie auf uns abfeuerten, ließen uns nicht lange im Zweifel. Unsere Truppen ermannten sich bei Anblick des Feindes. — Vorwärts d'rauf zu! schrie man, die Vordersten fällten das Gewehr, um ihn mit dem Bajonet zu begrüßen, allein die Elenden wollten nie wie Männer fechten, sondern zogen sich in das Gebüsch, um von da aus, Räubern ähnlich, auf uns zu schießen. Ich kannte keine Furcht mehr, lief über die Landstraße hinüber, stellte mich auf circa 100 Schritte dem Gebüsche gegenüber im freien Felde auf und feuerte auf die Kerls, die ich hin und wieder im Gebüsche sich bewegen sah, tüchtig los — nur einer von der Schützen-Compagnie, der zum ersten Mal einem Gefecht beiwohnte (Bernoully-Werthemann, Apotheker) folgte meinem Beispiel. Nun schwirrten aber auch die Kugeln wie Mücken um mich her; doch zum Beweise, daß die Vordersten nicht immer getroffen werden: ich blieb gewiß fünf Minuten lang an dieser gefährlichen Stelle unversehrt, während manche der an und über mir hinweg geflogenen Kugeln einen weiter hinter mir dem rothen Hause zueilenden Gefährten traf.

Meine Stellung wurde aber noch bedenklicher, da unsere den Pratteler Rain hinunter eilenden Soldaten ebenfalls auf

das Gebüsch schoßen, und ich somit zwischen zwei Feuer kam; ich rief Bernoully zu, sich ebenfalls zurückzuziehen, und wir gewannen die Landstraße. Da angelangt, sehe ich den Artillerie-Major Wieland mit seinem Pferd stürzen; er liegt unter demselben, wird von einigen Leuten hervorgerissen, steht auf und eilt weg. „Da geht er,“ sagte ich zu einem neben mir stehenden Tambour der Artillerie, „und er denkt nicht daran, seine Pistolen, die ihm wohl noch gute Dienste leisten könnten, mitzunehmen.“ Der Tambour geht zu dem hingestreckten Pferde, die Pistolen zu nehmen, wie er aber den Deckel der Halfter anrührt, streift eine Kugel so nahe, daß ich glaubte, sie habe ihn berührt; er läßt den Deckel wieder fallen, ein anderer nimmt dann dem Pferde Zaum und Sattel ab, welches ihn reut, liegen zu lassen; ob er damit in die Stadt gekommen, weiß ich nicht.

Jetzt gieng es den Berg hinunter, da treffe ich wieder unsern Wagen mit den Verwundeten und dem betrunkenen Adjutanten, welcher, da von der linken Flanke aus dem Hardtgebüsche Kugel auf Kugel folgte, den Fuhrmann zwang, von der Straße rechts abzulenken; als ob er ein paar Schritte mehr rechts in freier Wiese sicherer gewesen! Allein da er den tiefen Straßengraben passiren mußte, so schlug der Wagen um. Die Verwundeten schrieen um Hülfe, der Adjutant aber (der Elende!) steht auf und läuft davon; nebst andern eilte ich zu Hülfe und half den Wagen zurecht machen und die Verwundeten wieder darauf thun, denen sich ein Vierter, ein Kanonier, beigesellte: der Arme glaubte sich da geborgen und ahnte nicht, was ihm bald darauf bevor stund. Als der Fuhrmann wieder in die Straße eingelenkt, empfahl ich ihm wiederholt so schnell wie möglich zu fahren und nie mehr von der Straße abzulenken; im gleichen Augenblick erhält das Pferd einen

Schuß in den Leib, der dasselbe zwar nicht am gehen hindert; die Wunde verstopfte der Fuhrmann mit Papier. Er treibt sein Pferd an, das bald darauf noch einen Schuß in den linken vordern Fuß bekommt und nun nur mühsam seine Last ziehen kann; „macht in Gottes Namen, daß Ihr **vorwärts** kommt, sonst seid Ihr verloren!“ rief ich dem Fuhrmann zu, und sah mich nach Männern um, die nach dem Gebüsche dem Feinde auf den Leib gehen würden. Bei dem Scheidewege zwischen Augst und Pratteln stoße ich auf den Artillerie-Hauptmann Stehlin; „ein böser Tag“, redete er mich an — „ja, Hr. Hauptmann! aber lassen Sie uns noch unser Möglichstes thun, lassen Sie Ihre Piece einige Kartätschen in jenes Gebüsch schleudern und wir werden Ruhe von diesem Volke haben, das sich nirgends zu zeigen wagt“, war meine Antwort. Hauptmann Stehlin versicherte mich aber, daß bei der gänzlichen Auflösung der Infanterie er es nicht wagen dürfe, abprotzen zu lassen, aus Besorgniß, ohne Unterstützung seine Kanone, für die er denn doch verantwortlich, zu verlieren; — ja der Fahrknecht drohte sogar, mit dem Protzwagen davon zu fahren, und Schlepptaue hatte man unglücklicher Weise zu Hause gelassen, da bei der Combination dieses Feldzuges wahrscheinlich nicht daran gedacht wurde, daß man sie gebrauchen könnte. Ich wünschte diesem wackern Hauptmann, der schon viele seiner Leute verloren, selbst den Wischstock geführt, und den es schmerzte, daß alles so gegangen, glückliche Heimkehr, schoß, nur daß auch von unserer Seite noch geschossen wurde, nach dem Gebüsch, wo der Rauch der auf uns abgeschossenen Gewehre uns die Stellung der Buschmänner kund that.

Die Standestruppe, die beim Rückzug immer die Nachhut hatte, hielt bis dahin noch bestmöglichst zusammen; allein die Braven, die stets und unaufhörlich im heftigsten Feuer ge-

wesen, konnten nicht das Unmögliche leisten; jeden Augenblick wurde einer um den andern kampfunfähig, getroffen stürzten viele zusammen oder schleppten sich mühsam nach. Jetzt, da sie sahen, daß sie allein ausharren sollten, wurden sie unwillig, und auch diese geübten Krieger, die bis dahin in guter Ordnung sich zurückgezogen, brachen nun aus ihren Reihen; ihre Offiziere vermochten wenig mehr über sie, so daß selbst der kühne Muth des Lieutenant Wick, welcher sich auf ein Pferd gesetzt, auf der linken Flanke hin und her sprengend, oft gegen das Gebüsch und dann wieder gegen seine Leute anfeuernd und antreibend sich wendend, es nicht mehr vermochte, dieselben zum Stehen zu bringen. Es war selbst nahe daran, daß einige von diesen Soldaten in ihrem Unmuthe sich gegen uns selbst gekehrt hätten; „nie hätten wir geglaubt, daß die Baslerbürger uns im Stiche lassen und uns so allein kämpfen ließen", riefen einige vor mir her gehende, tobend aus. „Ihr habt Unrecht, Kameraden!" rief ich ihnen zu, „euch so zu erzürnen; ich bin auch einer dieser Bürger, und ihr seht, ich theile mit euch jede Gefahr; macht durch Unmuth das Unglück nicht noch größer, sondern laßt uns fest zusammenhalten." Einer derselben machte sogar Miene, auf den Obersten anzuschlagen, und ich mußte ihm alles mögliche vorstellen, um ihn auf andere Gedanken zu bringen.

So kamen wir dem rothen Hause näher, allwo ich hoffte, daß es den Anführern gelingen würde, die Leute zum Stehen zu bringen und von da aus den Rückzug durch die Hardt in Ordnung zu bewerkstelligen; allein die Feigsten gaben auch da das böse Beispiel und rannten ohne Unterlaß dem Walde nach der Hardt zu. Nur dadurch, daß beim rothen Hause alles, was auf der obern Matte am Rhein marschirte, sich wieder auf die Straße ziehen mußte, entstund ein kurzer

Halt; wir beim Nachtrabe waren noch immer den feindlichen Kugeln ausgesetzt. Noch ehe wir das rothe Haus erreichten, erblickte ich mehrere Insurgenten, die aus dem Gebüsche hervortraten und auf unsern mit den 4 Verwundeten beladenen, mühsam sich fortschleppenden Wagen losgingen. „Soldaten!“ rief ich einigen der Standestruppe zu — „kommt zurück und laßt uns jenen Wagen retten, es liegen 3 der Euren darauf; fallen sie den Insurgenten, die ihr dort sehet, in die Hände, so werden sie schonungslos umgebracht!“ aber ach! schon war jeder nur auf sich selbst bedacht; keiner wollte mit mir die Rettung wagen, nur zwei schossen ihre Gewehre gegen den Feind, aber ohne Erfolg, ab. „Großer Gott hilf mir diese armen Menschen retten!“ sagte ich bei mir selbst, nahm meine Büchse, kniete nieder, theils um weniger bemerkt zu werden, theils um den linken Arm auf dem linken Bein aufzustützen und sicherer zielen zu können. Triffst du Einen, so werden sich die Andern mit ihm beschäftigen und der Wagen wird Zeit gewinnen, dachte ich, zielte bedachtsam kaltblütig, scharf auf die Brust eines jener Menschen, schoß — und traf doch nicht. (Die Ursache davon mag wohl die gewesen sein, daß, da ich nur auf circa 60 Schritte entfernt war, und unsere Büchsen auf den Kernschuß von 200 Schritten eingeschossen, ich überschossen habe.) Nach dem Schusse stand ich auf, lud meinen Stutzer schnell wieder, um einen zweiten Schuß zu thun; allein die Insurgenten, welche nun bis auf 8—10 angewachsen, bemerkten mich und schossen auf mich, ihre Kugeln aber pfiffen glücklich an mir vorüber; denn hätte mich eine getroffen, ich hätte nicht mehr entrinnen können und das Loos jener Unglücklichen auf dem Wagen getheilt, die nun wirklich angehalten, von dem Wagen steigen mußten und nachher ermordet wurden.

Es blieb mir nun nichts übrig, als an meine eigene

Sicherheit zu denken; denn als ich mich umsah, war ich weit hinter der Nachhut zurück, so daß ich befürchten mußte, abgeschnitten zu werden, und eilte demnach zu ihnen zu kommen; erreichte sie auch glücklich am rothen Hause. Hier hielt man sich wie schon gesagt nicht auf, Einzelne blos erfrischten sich, und wie ich zu bemerken glaubte, suchten einige Verwundete hier ein Unterkommen, das aber denselben zum Verderben gereichte; denn sie wurden bald nachher von den Landschäftlern aufgefunden und ermordet. Da das rothe Haus in ziemlicher Entfernung von dem Hardtgebüsche steht, so wurden wir hier wenig von dem Feinde beunruhigt, der nie in das freie Feld zu treten wagte; zwischen dem rothen Hause und dem sogenannten äußern Hardthügel liegt die Waldung wieder mehr gegen die Landstraße vor, und da begann dann wieder ein heftiges Feuer der daselbst auf uns lauernden Schützen von Muttenz rc., die, in die Masse hineinschießend, nicht leicht fehlen konnten. Unsere Leute zogen sich wieder ab der Straße auf die Wiese rechts, ich fand aber, daß man gerade da dem feindlichen Feuer am Meisten ausgesetzt sei; indem die Landschäftler nie uns entgegen zu treten wagten, sondern hauptsächlich uns nachschossen, so waren die dem Rheinufer sich nähernden weit mehr ihrem Feuer blosgestellt als diejenigen, die sich auf der linken Flanke hielten; ich blieb demnach auf der Straße und sah Manchen auf der Wiese getroffen stürzen. Hier stieß ich wieder auf den Artillerie-Major Wieland, welcher neben der Straße, rechts auf der Wiese gieng; er schien mir sehr niedergeschlagen, was ich hauptsächlich seinem gehabten Unfall mit dem Pferde zuschrieb; ich sprach mit ihm, und kam nach abgebrochenem Gespräch auf 2—3 Schritte ihm voraus, da höre ich plötzlich hinter mir etwas heftig zu Boden schmettern; ich wandte mich um — und er lag ausgestreckt, auf seinem An-

gesichte. „Gott! der Major!“ schrieen zugleich einige hinter ihm herkommende Kanoniere, und sprangen gleichzeitig mit mir hinzu. Der arme Major wurde aufgehoben, allein sein Kopf sank tief in die Brust, Blut quoll heftig aus Nase und Mund, seine Augen waren gebrochen, er war todt! — Eine Kugel drang ihm unter der linken Schulter hinein durch das Herz; und dem schweren Sturz zu Boden nach zu urtheilen, muß er völlig schon todt gewesen sein, ehe er denselben ganz erreichte. Ich muß gestehen, daß dieser Fall mich tief erschütterte; wenn näher und ferner von mir ich manchen fallen sah, so nahm ich es als nun einmal in des Kriegers unvermeidlichem Loose liegend standhaft auf; aber hier war nicht mehr der Kriegsmann, sondern nur der gute Familienvater und seine jetzt so plötzlich verwaist gewordene Wittwe und Kinder vor meinen Augen, daß es aller Vernunft und Standhaftigkeit bedurfte, der Jammertöne sich zu enthalten.

„Wir nehmen unsern Major, todt oder lebendig, mit,“ hieß es, und vier Mann hoben ihn auf, um ihn nach einem Wagen zu tragen, doch Kugel auf Kugel zischte und schlug ein, so daß bald zwei der Träger verwundet wurden; die beiden andern schleppten den Leichnam noch eine Strecke fort, doch bald wurde es ihnen zu mühsam, und da die Wagen schon zu weit entfernt waren, so hieß es: „laßt ihn in Gottes Namen liegen, er ist ja todt, wir müssen ja selbst Verwundete zurücklassen“ — und so ließ man den guten Major liegen. Niemand konnte sich Zeit nehmen, noch etwa Uhr, Epauletten oder dergleichen für seine Familie mitzunehmen; denn das Gebüsch zur Linken lag uns jetzt zu nahe, um nicht befürchten zu müssen, bei nur kurzem Aufenthalte von den Insurgenten gefangen zu werden; durch das Laden meines Stutzers aufgehalten, blieb ich stets in den hintersten Reihen. Es wurde mit jedem Au-

genblicke furchtbarer; dichter schwirrten die Kugeln, jammernd flehten die Verwundeten, „nehmt uns mit, laßt uns nicht liegen" — umsonst! es war keine Möglichkeit, sie mußten ihrem Schicksal überlassen bleiben. Zwischen dem rothen Hause und dem äußern Hardthügel verloren wir die meisten Leute, die zwar bis auf Einige nur verwundet, aber von den nacheilenden Insurgenten todtgeschlagen wurden.

Ein großer Theil der Infanterie eilte nun der sogenannten Au zu, wodurch sie freilich dem Feinde aus dem Schusse kam; allein pflichtgetreu hätten diese Leute bei dem Hauptcorps bleiben sollen, um im schlimmsten Falle (denn das schlimmste hätte gerade jetzt im Defilé des Waldes geschehen können) die Artillerie und die mit Verwundeten angefüllten Wagen zu unterstützen. Ueberdies liefen diese nur an ihre eigene Rettung Denkenden große Gefahr; denn wer bürgte ihnen dafür, daß keine Landschäftler auf der Rheinseite des Waldes im Versteck lauerten und an Zahl überlegen sie angreifen und vernichten konnten?

Major Wieland's Fall mußte sich schnell durch die Reihen verbreitet haben; denn noch unten am äußern Hardthügel stieß ich auf dessen Schwager, den Cavallerie-Obersten F. Landerer, welcher, schon weiter Voraus, wieder zurückkam, sein Pferd am Zügel führend. „Wo ist mein Schwager?" redete er mich an. „Er liegt eine kleine Strecke weit von hier, aber er ist leider todt," gab ich ihm zur Antwort. „Ich will zu ihm," erwiederte er. „Thun sie das nicht, Herr Oberst, Sie können dem Hrn. Major nichts mehr helfen, aber Sie laufen Gefahr von dem Feinde gefangen zu werden." „Thut nichts, ich will meinen Schwager sehen," entgegnete er, nahm seinen Weg dahin, und ich, dieses unnütze Wagestück bedauernd, den meinigen den Truppen nach; denn es wurde immer gefährlicher und aber auch nutzloser, zurück zu bleiben.

Ob Herr Oberst Landerer bis zu seinem Schwager gelangt, weiß ich nicht, umgekehrt hatte er aber wieder, da er allen Berichten nach erst im Walde verwundet und erschlagen wurde.

Nun waren wir im eigentlichen Walde, wo ich auf einen ernsten Angriff gefaßt war und mir vorstellte, daß wir uns eigentlich durchschlagen müßten; die Landschäftler hatten aber aus unserm großen Fehler, die Hardt unbesetzt zu lassen, gar keinen Nutzen gezogen, sondern begnügten sich ein paar kleine Pappelbäume quer über die Straße zu legen, die leicht weggeräumt wurden. Die Rheinseite war von denselben gar nicht besetzt, so daß sie uns nur von der linken Flanke und im Rücken beunruhigten; dadurch aber daß die Bäume bis auf wenige Schritte an die Straße reichten, und die Busch-Helden doch in respectabler Ferne bleiben wollten, so prallten viele Kugeln an den Bäumen an, wodurch unser Marsch viel sicherer als zwischen dem rothen Hause und der Hardt war. Auch schossen die Insurgenten gewöhnlich zu hoch, so daß mehr die auf Pferden oder Wagen sich befindenden getroffen wurden; am schlimmsten hatte es immer die Nachhut, um die sich die Vorderen gar nicht bekümmerten, und wenn Einer durch eine Wunde am Gehen gehindert wurde, so war es um ihn geschehen; das Geschrei dieser Unglücklichen: „nehmet mich mit — laßt mich um Gotteswillen nicht liegen,“ war herzzereißend.

Bis zu dem Landjägerhaus, das ungefähr in der Mitte des Waldes an der Landstraße steht, hielt ich in den hintersten Reihen aus; da ich aber sah, daß alles Zureden, alle Ermahnungen sich zu ordnen nichts helfen wollten, so wurde ich unwillig, und wenn ich bis dahin nur das gemeinsame Wohl im Auge hatte, so dachte ich nunmehr an mein eigenes. Du bist auch Gatte und Vater, rief es in mir, und wo es dem

Gemeinsamen nichts mehr frommen kann, darfst du dich nicht nutzlos opfern — ich warf meine Büchse über die Schulter und drang durch die Menge vor. Auf die Artillerie stoßend, erblickte ich auf einem Caisson den Hauptmann Ronus, welcher in dem linken Schenkel verwundet, durch den vielen Blutverlust schwach zu werden begann; ich hatte das Vergnügen ihm aus meiner Feldflasche eine Stärkung zu reichen; wie ich sie ihm gab, streifte eine Kugel seinen Rücken. Unsere Schützen-Compagnie war so auseinander gestoben, daß ich nur selten einen davon bemerkte; jetzt stieß ich wieder auf den Chef derselben, Major Ryhiner-Vischer, welcher eine Contusion am linken Schenkel erhalten und jetzt von Hauptmann Von der Mühl-Hoffmann unterstützt wurde. Es waren noch zwei von unsern Schützen dabei, als Hauptmann Von der Mühl sagte (als eben wieder einige Kugeln an uns vorbei schwirrten): „wir müssen diesen Kerls die Stirne bieten, sonst werden sie zu dreist; bleiben wir hier stehen, um womöglich einen Kern von Leuten zu sammeln." Wir blieben einige Augenblicke stehen und forderten andere auf, sich anzuschließen und Stand zu halten — umsonst! wir selbst wurden von den eilenden und aller weitern Kampflust entbehrenden Menge auseinander gedrängt.

Am Ende des Waldes gegen der Stadt zu wird es, ehe man an den Hardthügel kommt, wieder lichter, und links von der Straße liegen die Muttenzer Felder; hier müssen am Saume des Waldes, der sich diesen Feldern nach gegen Muttenz hin zieht, viele Landschäftler versteckt gewesen sein; denn es tanzte über die Felder und im Staube der Landstraße Kugel an Kugel, schweren Regentropfen gleich. Ich sah dem Ding einen Augenblick zu und dachte, es wäre doch fatal, wenn du jetzt, am Ziele alles Ungemaches, noch eine erwischen solltest; ich fieng an nach dem Hügel zu laufen, und kam glücklich und

unverletzt bei demselben an, allwo ich durch dessen Absenkung gedeckt stille hielt. Mein erster Blick war nach dem am jenseitigen Ufer der Birs gegenüber liegenden Galgenrain gerichtet, wo ich meine erste Position mit sechs Schützen bei der Landwehr-Infanterie und -Artillerie inne hatte; werden diese mit ihren Kanonen unsern weitern Rückzug decken? was uns wahrlich mehr genutzt haben würde, als die heldenmüthige Aufopferung des guten Hauptmann Wettstein, der eben von Straßburg anlangend, am Eingang der Hardt die nun einmal müden, abgematteten und niedergeschlagenen Soldaten zum Umkehren gegen den Feind zwingen wollte, und als ihm dieses nicht gelang, allein gegen alles Abmahnen mit gezogenem Säbel wüthend gegen das Gebüsch rannte, wo er einen Insurgenten niedersäbelte, aber auch alsobald durch andere niedergemacht wurde. Schade! wenn solcher Muth, am unrechten Orte angewendet, nutzlos zu Grunde geht! — Zu meinem Bedauren sah ich nun, wie die am jenseitigen Raine aufgestellte Artillerie, statt sich zum Kampfe zu bereiten, aufbrach und nach der Stadt zog, und so ohne einen Schuß zu thun, die beste Stellung aufgab, in welcher die Feinde im Schach gehalten und dadurch manchem armen Verwundeten Zeit hätte werden können, sich in Sicherheit zu bringen, der nun unbarmherzig ermordet wurde.

Ueber die Birsbrücke im Weichbilde der Stadt angelangt, wurde dann endlich bei dem Holzplatze Halt gemacht und die Leute zum Stehen gebracht.

Der Anblick war jammervoll; die Kanonen und Caissons waren mit Verwundeten überladen, die von ihrem Blute triefsten, indem viele davon nicht verbunden waren. Wir andern waren mit Staub und Schweiß überzogen, beinahe unkenntlich; müde und von Durst geplagt, suchte jeder sich durch einen

Trunk Wasser zu erfrischen, wozu man sich doch jetzt Zeit nehmen konnte, ohne von feindlichen Kugeln gestört zu werden.

Man fieng an, seine Waffengefährten aufzusuchen, und die Compagnieen ordneten sich zum Einmarsch in die Stadt, die man denn doch in kriegerischer Ordnung wieder betreten wollte, freilich mit ganz andern Empfindungen, als man sie am frühen Morgen verlassen hatte. Als man nun in Reihe und Glied trat, da ward nun freilich manche Lücke bemerkbar, und jetzt erst zeigte sich, wie schwere Opfer dieser Tag uns gekostet. Durch alle Waffengattungen wurden Leute vermißt, und wenn man sich augenblicklich noch damit trösten konnte, daß viele nur versprengt, noch nachkommen würden, so war doch auch mancher Augenzeuge gewesen, wie sein Waffengefährte und Freund des Todes Beute wurde. Auch wir Schützen hatten einen Verlust erlitten, der uns alle tief schmerzte: Der von allen geachtete und geliebte Schützenmeister Benedict Sarasin wurde schon bei den Pratteler Reben durch den Schenkel geschossen, welches er aber anfangs verheimlichte; ich sah ihn noch in der Gegend des rothen Hauses (wenn ich nicht irre) an mir vorübergehen, zwar ohne Waffen, glaubte aber, er habe dieselben des bessern Fortkommens wegen, da sein Körperbau ihm schon desfalls nachtheilig, abgegeben und ahnte nicht im Mindesten, daß er verwundet sei, sonst hätte ich mich gerne des lieben Mannes angenommen. Sein Bruder Lucas, der auch unserer Compagnie angehörte, stieß später zu ihm, welchem er nun seine Verwundung kund that, als er aber schon nicht mehr recht fortkommen konnte und auch bald darauf in Ohnmacht fiel. Als er wieder zu sich selbst kam, nahm ihn sein Bruder auf seine Schultern und trug ihn weiter; abwechselnd ihn tragend oder führend, konnte er nur langsam fortkommen, und mußte sich zu erholen auch einige Mal still halten; bei einem

solchen Halt sah Sarasin rückwärts blickend den Obersten Landerer im Handgemenge mit dem berüchtigten Blarer. Sarasin nahm seinen Stutzer, zielte, und seine Kugel streifte Blarer am Kopfe — das Schicksal wollte also nicht, daß Oberst Landerer seinem Untergang entrinne; Sarasin mußte sich mit seinem verwundeten Bruder vor anrückenden Insurgenten zurückziehen. Kurze Zeit nachher, als er wieder seinen Bruder auf seinen Schultern trug, fuhr diesem eine feindliche Kugel durch den Kopf, und er sank todt von seines Bruders Schultern zur Erde. So war denn alle Mühe dieses wackern Freundes, seinen Bruder zu retten, vergebens! — Betäubt von diesem harten Schlage, sank er zu ihm zur Erde, als ein vorbei eilender Infanterist ihm zurief, sich zu retten; er blickte auf und sah die, die wahrscheinlich seinen Bruder erschossen, auf sich zukommen. Rasch sprang er auf, ergriff sein Gewehr und schoß einen der Andringenden nieder. Die Uebrigen, als sie sahen, daß Sarasin schon wieder seine Büchse geladen, wurden stutzig und ließen ihm dadurch Zeit sich zu retten; den Leichnam seines lieben Bruders mußte er freilich im Stiche lassen, welches ihn tief schmerzte. Als er mich sah, kam er mit thränenden Augen auf mich zu mit den Worten: „mein Bruder ist todt, dahinten mußte ich ihn liegen lassen.“ „Ich gehe mit Ihnen zurück, ihn zu holen“ — sagte ich ihm, und hätte es wirklich recht gerne gethan; denn die beiden Sarasin waren mir sehr lieb, und es that mir weh, den Einen zurücklassen zu müssen; — Sarasin belehrte mich aber, daß es unmöglich sei, indem die Insurgenten schon zuweit vorgerückt, und erzählte mir dann den ganzen Hergang dieses traurigen Ereignisses.

Die Reihen, wurden, wie gesagt, bei dem Holzplatze wieder geordnet und der Zug bewegte sich unter Trommelschlag nach dem Aeschenthor, aus welchem viele Leute mit angstvollen

Mienen, die Ihrigen suchend, uns entgegen eilten. Bei dem Stadt-Casino wurden wir entlassen; da war ein Fragen, Suchen, Jammern, Wehklagen ohne Ende; ich begab mich bald darauf nach Hause, wo mich die Meinen jubelnd empfiengen. Ich sehnte mich nach Labung und Ruhe; bevor mir aber diese zu Theil wurde, reinigte ich noch vorsorglich meine Waffen, wenn je der Feind es gewagt hätte, näher zu kommen; dann ließ ich mir ein kleines Mahl gut schmecken und dankte Gott, wohl behalten wieder bei Frau und Kindern zu sein.

Der Neubau des Zunfthauses zum Schlüssel

durch Roman Fäsch 1485—1488.

Von

Dr. Tr. Geering.

Die Rückfaçade des Zunfthauses E. E. Zunft zum Schlüssel in ihrer früheren Gestalt, welche der gegenwärtige Umbau wieder zur Geltung gebracht hat — mit Ausnahme der Fenster des zweiten Geschosses, — stammt aus den Jahren 1486 und 1487. Damals wurde das ganze Haus einer großen Reparatur unterworfen. Die diesbezüglichen Verhandlungen und die Baucontracte sind nicht erhalten. Wir müssen uns mit vereinzelten Notizen aus den Zunftbüchern begnügen.

Im Voraus ist zu bemerken, daß es sich zunächst nur um das vordere, das Hauptgebäude, handelt. Der Seitenbau mit dem Treppenhaus stammt erst von 1650, das Hinterhaus von 1488 (Erdgeschoß) und 1733 (Stock I und II). An Stelle beider mag sich noch im XV. Jahrg. ein Rasenhang dem Schlüsselberg entlang bis zum Stapfelberg beim Fälkli erstreckt haben.

Das Hauptgebäude war von Krämern an die Zunft übergegangen. Das Erdgeschoß bestand aus 2 Kaufläden; da die Zunft keine Verwendung für dasselbe hatte, so vermiethete sie es. — Der erste Stock war die Zunftstube, zu ihr führte bis 1485 wahrscheinlich kein Zugang von der Freienstraße her, sondern eine Treppe vom Schlüsselberg resp. ein Gang vom Stapfelberg aus. — Im zweiten Stock, nur nach der Rückseite, wohnte der Stubenknecht.

Vornehmlich das Erdgeschoß war durch rücksichtslose Miether, fremde Goldschmiede und Kaufleute, welche sich die Conjunctur des Basler Concils zu nutze machten, übel zugerichtet. Seit dem Ende des Concils konnte es gar nicht mehr vermiethet werden, zu öfteren Malen mußte man im Einzelnen nachbessern, 1455 ist der Ofen in der Zunftstube neu aufgesetzt, 1468 die Dole reparirt worden, bis schließlich eine Generalreparatur unumgänglich wurde.

Man zögerte damit nur noch aus Geldmangel. Seit 1450 stieg der Cassenbestand, den der neue „Seckler" anzutreten hatte, nie mehr auf 100 oder gar auf 2—300 fl. wie ehedem. Der Baarbestand ist meist gleich 0, die Erstanzen an Schuld sind schwer einzutreiben, 1447/8 schließt das Jahr sogar mit einem Deficit.

Die 1480er Jahre sind indeß beim Schlüssel ganz wie bei der Safran Zunft eine Zeit der Reform. Das zeigt sich u. a. in der beginnenden Trennung der Buchführung (Rechnungsbücher), welche hinwiederum dem neuen Amte des Zunftschreibers rief.

Anno 1485 beschloß der Vorstand der Zunft zum Schlüssel denn auch die Reparatur des Hauses vorzunehmen: „groß brest halb des buw halb."[1]) Der Zunftseckel konnte diese Ausgabe

[1]) Zunftbuch III. fol. 146, 3.

aber lange nicht bestreiten. Deshalb erhob der Vorstand von den sämmtlichen Gliedern der Zunft eine außerordentliche Steuer, von den Ganzzünftigen 3, von den Halbzünftigen 2 fl. Es ist dies das einzige Beispiel einer außerordentlichen Steuer in der ganzen Geschichte der Zunft; der Vorstand konnte sie nicht von sich aus beschließen, er fragte zuerst die versammelte Zunftgemeinde um ihre Zustimmung. Und mit großer Genugthuung berichtet Hans Zscheckenpürlin, der erste Schreiber der Zunft: „und ist die gemein gar gut willig gesin."

Diese Steuer trug nach einem ungefähren Anschlag —
1482 waren 57 Ganzzünftige;
1470 19 Halbzünftige;
also: $(57 \times 3) + (19 \times 2) = 171 + 38 = 209$ fl. — etwa 200 fl. ein. Directe Nachricht über die Kosten des Baues erhalten wir keine.

Ebensowenig wird uns der Baumeister genannt. Aber die practische, der Ehre der Zunft Rechnung tragende dreifache Gliederung der beiden untern Geschosse die weiten Spitzbogen des Erdgeschosses mit der Jahreszahl 1486 — durch den gegenwärtigen Umbau wieder aufgedeckt und zur Geltung gebracht — der zierliche gothische Bogenfries der Hauptfaçade, der Wendelbaum und die Profilirung der eichenen Treppe, welche in's 3. Geschoß führt, vornehmlich aber das schöne gothische Thürprofil zum großen Zunftsaal, mit den beiden wohlgehauenen Wappenschildern, von denen sich besonders der innere auszeichnet, all das weist auf einen tüchtigen Meister.

In der Bestimmung desselben kommt uns die hier abgedruckte Urkunde über den unmittelbar (1488) sich anschließenden Bau des Hinterhauses zu Hilfe.

Wir Hartung von Andlo, Ritter, Burgermeister und der Rat der Statt Basel Bekennen und thund kunt mengklichem

mit disem brieff dz fur unns komen sindt Der Ersam Heinrich Isenlin Und die Erbern Meister Heinrich Meiger, Heinrich Billing unsers Rats, Jacob Labaurlin, Hanns von Muspach, Hans von Costentz unnser burgere die fünffe, so uber die buw gesetzt sindt, Und hand unns furbrocht: Alsdenn spenn und Zweyung ufferstanden und erwachsen wärent zwuschen den Ersamen Ratzherrn Meister und Sechßen der koufflutten zunfft by unns an eynem Und Meister Roman väsch dem murer anderstei̇ls, darrürende von eyns gewelbs, sülen, muren und anders wegen, So die bemellten herrn der Zunfft dem gedachten Roman väsch verdingt hätten, ir hinderhuß in der selben zunfft zum Schlüssel ze buwen und uffzefüren nach lut eins verdings zedels zwüschen inen begriffen. Demselben verding der gedacht Roman aber nit nachkommen wäre, Sonnder so hette er dieselbe sul uff ein ander pfulment und mit rotem gesteyn, die nit wirig wärent und anders denn das verding innhiellte, uffgesetzt. Darzu der bog nach lut des verdings ouch nit gemacht. Zudem zwen schillt an den anfenngen nit ghowen noch gesetzt nach lut der berednisß. So were das gewelb gerissen und zerspalten und tägliche für und für schaden wartende. Darzu und wie wol es inn dem obgenanten verding zedell nit begriffen stünde, So hette doch Roman väsch zugesagt, das hinderstüblin mit dem murwerck wellen ufftriben. Das alles noch nit bescheen wäre mit hoffnung inn daran ze wisen, sin verding ze erstatten. — Dargegen aber der bemellt Roman väsch sin antwort nach notdurfft getan, in vertrüwen, alles das erstattet haben, so inn das verding bünde, mit beger den verding zedell ze verlesen und da by sinen verdienten lon von inen erforderude. — Wie sy der selben spennen gelegenheit von anrüffen der parthyen gar eigentlich besehen, Sy inn allem fürwenden gnugsamlich verhördt, auch den verding zedell mer denn eynmol angesehen

und gelesen, und darnach mit gutem bedanck und rat und einhellenglich erkannt hetten: Des ersten der sul halb, wie wol der verding zedell gruntlich inhielte, wie sy uffgesetzt sollt werden, und aber der genant Roman die selb sul, in bywäsen und besichtigung der gemellten zunfftherren und brüdern täglichs by und umb inn wonende, ouch unberedt von inen und darzu mit gutem gestein gesetzt und gemacht, und einen schillt daran gehowen, dz es denn da by bliben und deßhalben gnug getan hette. Item der schillten halb an den anfengen: so ferr die zunft ye zween schillt an den anfengen haben und deren nit enberen wöllte, so sollte Roman väsch inen die howen und daran setzen. Und demnach er aber zwen schillt under ougen gestellt und gemacht, die nit inn dem verding zedell stünden, die möchte er da bestan lassen oder wider abtun, welhes im geliebde. Item von des gerissen und zerspallten gewelbs wegen &c. da sollte die zunfft zum Slüssel eyn ysyn stangen in irem costen lassen schmiden und zubereiten. Wellich stanng dannenthin Roman väsch durch und von der sul durch das gewelb uber in die muren nach notdurfft setzen und legen, das sollich stanng das gewelb zusamen hiellte. Und wann das bescheen, ouch der Rissz und schrantz in dem gewelb wider zu vergybsset und verstrichen wäre, alsdenn so sollt der genant Meister Roman väsch der zunfft zum Schlüssel wytter deßhalben nit verbunden sin. Item es sollte ouch Roman eyn mürlin uff der hertstatt inn der kuchy, daruff man das brennholtz legen möchte machen, und obwendig dem eynen venster daselbs, so ferr das not wäre, die büny vergibssen, und sust allenthalben, und inn dem stüblin die klunssen nach innhallt des verding zedels ungefarlich machen und vergiessen. Es sollte ouch Meister Roman des obern Bogen halb vor dem stüblin nützit me verbunden, dann der selb bog suffer und wol stünde und den wol gemacht

hette. Und demnach inn dem gemellten verding zebell des obern stüblins halb mit dem murwerck uffzetriben nutzit gedinget stünde, so sollte derselb Roman väsch sollichs ze thund ouch nit verbunden noch schuldig sin. Item wann dann durch den gedachten Roman väsch sollichs als obstünde erstattet und gemacht wurde, Alsdenn sollte er derselben zunfft des verdings halb nit wytter verbunden sin, und sollten im die gemellten zunfftherrn und brüder zum Schlüssel sin ußstannd verdingtgellt und lon inn Achttagen darnach by pen funfzehen schilling ußrichten und bezalen, all arglist harinn vermitten. Wann nun die obgenanten fünffe das so obstat einhelleglich erkannt hand, harumb so gepieten wir das es stät und vest gehallten werde. Zu urkund so haben wir unnser statt groß Insigell tun hencken an disen brieff, der geben ist uff Mittwuchen nach sant Michels tag im Jar da man zallt Thusent vierhundert Acht und Achzigk.[1]) — Das Siegel ist wohlerhalten. Auf der Rückseite steht alt: „Schlüssell 12 ß 8 δ", vermuthlich der Preis des Briefes, ferner ein altes und ein späteres Regest, endlich die Chiffrirungen Bruckners und Ggs.

Die Zunft hat mit Roman Fäsch dem Maurer einen Contract geschlossen, wonach er das Hinterhaus zum Schlüssel bauen soll; als einzelne Theile desselben werden im Contracte vorgeschrieben: Gewölb, Bogen, Säule, Mauer, Küche, Hinterstüblein. All dies findet sich heute noch im Hinterhause zum Schlüssel. Vier Kreuzgewölbe münden auf eine inmitten des Raumes stehende Säule. Die beiden vorderen sind von den hinteren geschieden durch zwei gothisch profilirte Bogen, welche sich von der Mittelsäule aus nach den beiden Seitenwänden ziehen. Aus späteren Plänen ist ersichtlich, daß bis 1733 nur die beiden hinteren Gewölbe bestanden haben. Die vor-

[1]) 1488 October 1. — Schlüssel Zunft Archiv Urk. 21.

deren sind erst im letztgenannten Jahre zugleich mit der Aufführung des ersten und zweiten Stockwerkes jenen älteren nachgebildet worden. Damals mußte die Mauer unter den Bogen, welche bis dahin das Hinterhaus nach vorne schloß, in welcher sich auch die Fenster befanden, zwei weiten offenen Bogen weichen. — Der Raum links hat bis jetzt als Küche oder Werkstatt gedient, den Kochherd hat erst der gegenwärtige Umbau beseitigt, zugleich mit ihm das Mäuerlein zum Trocknen des Holzes. — Der kleinere Raum rechts, das Hinderstüblin, gegen Ende der Urkunde Oberstüblin genannt, welches durch „den oberen Bogen" abgeschlossen wurde und in welchem die Klunßen recht gemacht werden sollten, hat bis jetzt als Vorrathskammer gedient; auch die gegenwärtige Restauration hat es neu für diesen Zweck hergestellt.

Was unter dem Auftreiben des Stübleins mit Mauerwerk zu verstehen ist, bleibt unklar. Sollte es vielleicht zum Schutz gegen die Feuchtigkeit durch einen gemauerten Fußboden höher gelegt werden? dadurch würde sich zugleich die Benennung Oberstüblein erledigen.

Als Fäsch seine Arbeit vollendet hatte, vorenthielt ihm die Zunft seinen Lohn und legte dagegen bei der Baucommission Klage ein wegen schlechter Arbeit. Die Fünf gaben in kleineren Sachen dem Baumeister, im Hauptpunkt aber der Klägerin Recht.

Die Zunft wirft dem Baumeister vor, daß er die Säule auf ein ander „Pfulment" und mit rotem Gestein, das nicht dauerhaft sei, zuwider dem Contract aufgesetzt habe.

Die Fünf erkennen: wie wohl der Contract genaue Anweisung für das Aufsetzen der Säule enthalte, so solle sich die Zunft mit der gesetzten Säule zufrieden geben, da Fäsch dieselbe unter den Augen der Zunftbrüder unangesprochen ausgeführt habe; das Gestein sei gut.

Sie haben richtig geurtheilt: die alte Säule von rothem Sandstein auf ihrem alten „Pfulment" von Backsteinen steht heute noch, sie weist sich vornehmlich durch ihren Fuß als eine Zwillingsschwester der Säulen an der Rückfaçade des Hauptgebäudes aus.

Von dem Schilde hier, wie auch von den weiter unten genannten an den Anfängen hat sich nichts erhalten. Es werden Wappenschilde mit dem Schlüssel gewesen sein, ähnlich wie die vier am Vorderbau erhaltenen.

Die Hauptbeschwerde der Zunft bildet aber der Umstand, daß das kaum vollendete Gewölbe schadhaft geworden ist: es ist gerissen und zerspalten, von Tag zu Tag läßt sich nur Zunahme des Schadens erwarten. Die Fünf erkennen: die Zunft soll auf ihre eigenen Kosten eine eiserne Stange schmieden lassen, welche dann Fäsch von der Säule aus in die Mauer gegenüber einfügen wird, so daß sie das Gewölbe zusammenhält. Darauf soll er „den Riß und Schrantz" im Gewölbe vergipsen und verstreichen. — Die Stange selbst ist nicht mehr vorhanden; wohl aber befindet sich der Säule gegenüber in der Wand des Nachbarhauses ein Loch von 2—3 cm. Durchmesser, in welcher sie s. Z. mag eingelegt gewesen sein.

Wäre uns über Fäschs Kunst nichts überliefert, als diese Urkunde, so würden wir ihn wohl nicht für den halten, als der er nun gilt, für den Meister des Thurmes von Thann, dem auch unser St. Martins-Münsterthurm zum guten Theil das Dasein verdankt.[1])

Nun aber muß uns ja schon das Hauptgebäude zum Schlüssel mit ihm versöhnen. Denn es kann doch kaum einem Zweifel unterliegen, daß auch dieses, in den zu Anfang nam-

---

[1]) S. Basler Jahrbuch 1882, S. 181 f.

haft gemachten Theilen von seiner Hand stammt. Der Bau wurde 1486 und 1487 ausgeführt.

Im gleichen Jahre 1487 wurde Remigius Fäsch zum Werkmeister der Stadt ernannt. Außer der Schönheit einzelner Theile weist auf die Identität des Meisters die genaue Uebereinstimmung der Säulenfüße im Hinterhause und im Hauptgebäude. —

Eine letzte Reparatur aus derselben Zeit betrifft den Weinkeller der Zunft: anno 1489 [1]) haben Meister und Sechs erkannt, daß man eine steinerne Stege in den Keller machen soll und das Gewölbe oben bessern. —

Die Gaden im renovirten Vorderhause konnten nun wieder mit Fug vermiethet werden. Auffallend ist es, daß die Miethzinse trotz der Reparatur stätig sinken. Sie betrugen:

1431: 28 fl.	1478: 5⅓ fl.
1434: 24 fl.	1484: 4½ ℔ = 3 fl. 20 β 9 δ
1435: 18 fl.	1506: 3½ ℔ = 3 fl. 1 β
1444: 16 fl.	1506: 3 ℔ = 2 fl. 14 β.

Erst Adam Petri zahlt wenigstens wieder 4 ℔.

Z. Th. ist der Grund hievon in dem damals allgemeinen Sinken der Miethzinse zu suchen, z. Th. aber auch darin, daß die neuen Gaden weniger geräumig waren als die früheren; diese letzteren hatten den ganzen Raum des Parterre eingenommen. Die neue Dreitheilung ließ dem Hausgang, der zwischen den beiden Gaden hindurch von der Freienstraße in den Hof führte, ein Drittel der ganzen Breite des Zunfthauses. [2])

Den Eckladen gegen den Schlüsselberg zu miethete für

[1]) Zunftbuch III. 148, 5.

[2]) Die jetzige Eintheilung, wo der Hausgang sich im rechten Drittel befindet, während die übrigen 2 Drittel nur noch ein Lokal bilden, stammt gleichwie die Façade vom Jahre 1650.

die nächsten 26 Jahre der Zunftknecht Ulrich Oechslin der Tuchscherer, welcher ihn schon im alten Zustande 10 Jahre lang benützt hatte. 1508 gieng er an den neuen Stubenknecht Peter Meunrot den Tuchscherer über. Dann seit 1513 war er eine Apotheke.

Das untere Gaden (gegen das Haus zum Berner) wurde eine der vornehmsten Buchdruckerwerkstätten resp. Buchhandlungen. Ohne Zweifel rechnete es sich die Zunft der Kaufleute zur Ehre an, die freie Kunst, welche in Basel so fröhlich gedieh, in ihrem Hause zu beherbergen. [1])

Der erste Insasse ist Hans von Kempten 1488—91, als Buchdrucker bekannt unter dem Namen Hans Wurster. — Auf die Fronfasten zu Herbst 1491 zog Michel Furter der Drucker und Buchbinder ein bis 1497. Sein Geschäft blühte damals, 1493 hatte er 4 Knechte. [2])

Anno 1498 übernahm das Local der Zunftmeister zum Schlüssel, Niclaus Keßler der Drucker, „als wir niemand finden konten." An anderer Stelle [3]) heißt er Niclaus zem Blumen. Vermuthlich hatte er die Druckerwerkstätte in seinem Hause zem Bluomen, also in der Gegend der heutigen Schweighauserschen Officin. Das Gaden zum Schlüssel an der Freien Straße benützte er wohl mehr par rencontre und seiner günstigen Lage wegen als Verkaufslocal, als Bücherlager und Buchhandlung. Er entrichtete seine Zinse sehr unregelmäßig und behielt das Gaden bis 1502 sicher, wahrscheinlich bis 1506, an den Zinsen zahlte er bis 1508. — Auf Weihnachten 1506 übernahm das Gaden wiederum Michel Furter der Drucker auf 5 Jahre. Es blieb „in des Michels seligen Zins" bis

[1]) Zunftbuch III, 196 ff.

[2]) S. Fechter Basler Taschenbuch 1863, p. 254.

[3]) Zunftbuch III, 204 B, 1.

Bartholome 1517.[1]) Auf diesen Tag gieng es über an Adam .... den Buchdrucker. Das kann kein anderer sein als Adam Petri von Langendorf, der Neffe des Johannes und Stammvater der berühmten Buchdruckerfamilie Henric Petri. So wurde das Zunfthaus zum Schlüssel die Geburtsstätte einer Menge der frühesten reformatorischen Drucke.

Von 1518 an ist kein Miethscontract, auch keine Zinsnotirung mehr verzeichnet bis zum Ende des Jahrhunderts. Darf man vermuthen, daß das Gaden so lange in den Händen der Petri geblieben ist?

Anno 1596 miethet Glade Mieg der Buchführer beide Gaden zum Schlüssel und richtet sie als Buchhandlung ein. Ihm folgen dann Verwandte anderen Gewerbes, bis die große Renovation anno 1650 das Parterre zum Schlüssel in einen Tanzsaal umwandelt.

Dieser Umbau rührte aber nicht etwa von der Baufälligkeit des Hauses, von der Unsolidität der Arbeit Fäschs her. Er war vielmehr eine Huldigung, welche die Zunft dem Geschmack der Zeit brachte, indem sie die Gothik der Façade mit dem Barockstil vertauschte. Was die Umbauten von 1650 und 1733 von dem Werke des Remigius Fäsch haben bestehen lassen, das hat bis heute gehalten und wird, nachdem es unsere Zeit wieder zu Ehren gezogen hat, wohl noch manches Jahrhundert dauern.

[1]) Zunftbuch III 237 B.

Basels Concertwesen

im 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts.[1]

Von

Paul Meyer.

Was wir nach heutigen Begriffen unter Concertwesen verstehen, läßt sich in Basel höchstens bis in die Zeit von 1690 zurückverfolgen. Wohl wurde, obschon gewiß sehr mangelhaft, weil meist von Unberufenen, in Kirche und Schule musicirt. Um den Gemeindegesang beim Gottesdienst trotz dem seit alter Zeit üblichen Orgelspiel zu verstärken und zu verbessern, blies in jeder Hauptkirche ein Posaunist oder Zinkenist mit,[2] und man glaubte in der That, damit Etwas erreicht zu haben. Man ging noch weiter und führte in der Schule auf Burg den Gesang als Lehrfach ein, offenbar in der Absicht, die

[1] Ein für allemal sei gerade hier auf den trefflichen Aufsatz von Ed. Wölflin „Das Collegium Musicum und die Concerte in Basel" verwiesen, publicirt in Bd. 7 der Beiträge der Basler histor. Gesellschaft.

[2] Bernhard Bechler „Trompeter und Musikus" (Zinkenist) aus Magdeburg, bittet 1663 um Gehaltserhöhung, da er dazu angestellt worden sei „bei dem Kirchengesang, im Münster allhier mitzublasen des Zinckens, umb mehrere Erhaltung des Gesangs willen" (Staatsarchiv St. 77. C. 2).

Schüler zu einem singfähigen Contingent beim Gottesdienst auszubilden. Die Schulorganisation von 1589 hatte hierin den Anfang gemacht, die Reorganisation der Schule auf Burg im Jahre 1620 beschränkte den Gesang auf die obern Klassen, weil die untern „durch Kakophonie in der Nachbarschaft Störungen veranlaßt hatten".[3]) In dieser Thatsache findet der bekannte Satz, daß jede Kunst, und die Musik insbesondere im Dienste der Religion und des Cultus aufgewachsen ist und sich erst später aus ihrer dienstbaren Stellung zu einer selbständigen Existenz heraufgearbeitet hat, seine Bestätigung auch an der musikalischen Entwickelung Basels.

Um die Musik um ihrer selbst willen zu pflegen, traten nachweisbar zum ersten Mal 1692 eine Anzahl Dilettanten zusammen und veranstalteten jeden Donnerstag von 4—6 Uhr ihre Uebungen unter der Leitung des Organisten Dietrich Schwab. Die Gesellschaft nannte sich **Collegium Musicum** und setzte in ihren Statuten u. A. Folgendes fest:

§ 1. „Weilen in allen Sachen zuvorderst die Ehr Gottes zu beobachten, als solle derjenige, so ein Mitglied in diesem Collegio abgeben will, darauf sein größtes Absehen haben und sich aller Ehrbarkeit und Bescheidenheit befleißen, damit nicht durch ein ärgerliches Leben und Wandel sowohl seiner Person als auch dem ganzen löbl. Collegio schimpflich nachgeredt werden möge." Alles Verspäten und Ausbleiben, Schwatzen und Lachen, Schwören und Fluchen war untersagt; rasch entwickelte sich ein Corpsgeist, der es den Kunstjüngern ausdrücklich verbot „mit Stümpleren oder gemeinen Spielleuten, sonderlich in locis publicis zu musiciren". Der erste Anlauf war jedenfalls ernstlich und redlich gemeint, was auch aus § 12 der Vereinsordnung hervorgeht, in welchem festgesetzt ist: „Nach

[3]) Vgl. Fechter: Gesch. des Schulwesens in Basel 1589—1733. S. 14.

gehaltenem Collegio sollen die HH. Mitglieder 3 Stuck aussuchen, welche in nächst folgendem Collegio sollen musicirt werden, und wann einer oder der andere Collega sich nicht getraute, gemelter Stucke eines ex tempore zu musiciren, soll er den nächsten Donnerstag vor 4 Uhren erscheinen und sein partem übersehen." Immerhin waren die Mittel dieser neuen Gesellschaft bescheiden, der Eifer sehr groß, die Leistungen gut gemeint, aber nicht immer nachsichtig kritisirt, was den Director zu folgender Klage beim Deputaten[4]) veranlaßt: „Ist bisher sehr verdrießlich gewesen, vor jedermanns Augen zu musiciren, sonderlich den schwächeren, welche nach einer oder der andern begangenen faute Vielen zum Gespötte gedient haben, welches aber durch eine geringe Wand, mit welcher der Musikantenchor beschlossen würde, oder einen Umhang verhindert werden könnte." Zu diesen Aufführungen hatten die Deputaten, Rathsherren, Professoren, Pastoren und Präceptoren freien Zutritt. Eigentliche Proben gab es nicht, es wurde meistens vom Blatt gespielt. Um einen möglichst zahlreichen Gesangchor aufzustellen, wurden die Schüler des Gymnasiums zum Sopran und Alt, die Zöglinge des Alumneums[5]) zum Tenor und Baß herbeigezogen. Der Gesanglehrer des Gymnasiums und Münsterorganist Jakob Pfaff hatte sein schweres Stück Arbeit, die jungen Leute im Reich der Töne einheimisch machen. Sie sollten täglich eine Unterrichtsstunde in Vocal- und Instrumentalmusik erhalten, und die Musiklehrer versprachen, jährlich „12 Subjecta zu liefern, welche capabel sein sollen, vocaliter und instrumentaliter

[4]) Die Deputaten über Kirchen und Schulen waren diejenige staatliche Behörde, welche den offiziellen Verkehr zwischen dem Collegium Musicum und der Regierung besorgten.

[5]) Unter Alumnen sind diejenigen Studirenden der Universität verstanden, welche im obern Collegium (dem jetz. Museum) Freiplätze hatten.

ihr partem nach dem Takt zu musiciren". Es wurde bald nöthig, mit andern Hilfsmitteln dem schwachen Eifer der jungen Musikanten aufzuhelfen: eine Kanne Rathsweines that keine vergeblichen Dienste; als sie jedoch ausblieb, da „haltet das sämmtliche collegium musicum bei unsern Herrn Deputaten bittlich an, daß sie nach ihrer gewohnten Liberalität demselbigen nach gehaltener Musik wollten ein Trünklein verschaffen, damit die heiseren Stimmen wieder umb etwas zurecht gebracht würden." Der Chor sollte hauptsächlich bei kirchlichen Aufführungen verwendet werden. Da nun die Regierung zwar alle Kosten übernahm, dafür aber die Bewirthung der Alumnen aufhob, kündeten die letztern ihre Mitwirkung auf, und nun entzogen die Deputaten ihre väterliche Unterstützung sowohl dem Chor als dem Orchester, und der ganze Impuls gerieth auf Jahre hinaus in's Stocken.

Erst 1708 erwacht das Collegium zu neuem Leben. Dasselbe tritt in veränderter, d. h. erweiterter Gestalt auf, neben den Dilettanten ist nun auch von Musikern die Rede, welche als Entgelt für ihre Mitwirkung eine Collation erhielten, bestehend aus Brot und Wein, den die Mitglieder des Collegiums aus ihren Privatkellern lieferten. Die neue Gesellschaft wollte auf eigenen Füßen stehen und nicht vom Staat abhängig sein; hohe Eintrittsgelder und Beiträge der Mitglieder, sowie hohe Strafen mußten daher dasjenige liefern, was früher aus dem Staatsseckel geflossen war. Die Uebungen fanden jeden Mittwoch von 4—7 Uhr statt. Bald stieg die Mitgliederzahl auf zwanzig. Die Programme müssen errathen werden, da sozusagen keine Nachrichten hierüber existiren; es wurde die damals geng und gebe Concert- und Hausmusik gepflegt; Terzette von Vivaldi[6]) werden uns genannt. Das Orchester bestand

[6]) Antonio Vivaldi, berühmter Violinist und Componist, geb. zu

in erster Linie aus dem Streichquartett, welchem sich zur Vervollständigung circa vier Bläser anschlossen. Die Leitung der Concerte hatte der margräfisch Durlachische Capellmeister Carl Wilhelm Friedrich Schwab, Organist zu St. Peter und Inspector sämmtlicher Orgeln der Stadt inne. Er suchte seine Kunst zu popularisiren und veranstaltete am 10. Oktober 1710 auf dem Münsterplatz ein öffentliches Concert, von welchem ein zeitgenössischer Bericht meldet: „Den 10. dito machte Schwob, Markgräfischer Musicus und nachgehends Organist zu S. Peter Nachts um 10 Uhr auf dem Münsterplatz ein überaus liebliche Musik zu sonderbarem Gefallen der HH. Häupteren. Unter den Lindenbäumen stellte man den Musiktisch, worauf ein Clavicymbel, beineben spielte man dazu mit Geigen, Fagotten, Flaschennöthen (Flageoletten), Hautbois, Waldhörner oder Jägertrompeten auf's Schönste, wobei sich mehr als 200 Personen einstellten."[7])

1717 fand ein Lokalwechsel statt, man bezog den Saal auf dem neuen Bau an der Schifflände (neben dem Rheinthor); auch die Zahl der Concertbesucher nahm zu. Leider beginnen sofort die Klagen über Schwatzen, Herumspazieren, Zumfensterhinausschauen während der Productionen. Diesem Uebelstand sollte eine wohlgemeinte Ermahnung abhelfen, welche in deutscher und französischer Sprache an die Saalthüren angeschlagen wurde. Das Podium des Orchesters wurde, damit die Musiker während des Spielens ungestört bleiben sollten, durch eine Barrière von den Sitzplätzen des Publicums abge-

---

Venedig, später Capellmeister des Landgrafen von Hessen-Darmstadt, und Professor des Conservatoriums in Venedig, gest. 1743. Seine Violinmusik steht noch heute in gutem Ansehen.

[7]) Basler Chronik 1545—1743 von Joh. Heinr. Philipert, S. 266. (Manuscript der Vaterländ. Bibliothek.)

sperrt. 1720 sind bereits vier Musiker fix besoldet. Es scheint, daß man denselben gerne einen Nebenverdienst anwies; denn in der Ordnung für die das obere Collegium bewohnenden Alumnen heißt es anläßlich der bei akademischen Promotionen üblichen Schmausereien: „In das Künftige soll ein **Musicus Ordinarius** entweder mit seinem **Instrumento Musico**, oder aber mit vier Knaben aus der Schul und etlichen Alumnis einen Psalmen singen, dafür soll ihm von den Candidatis neben der Mahlzeit, dazu er geladen wird, ein Reichsthaler bezahlt werden."

Mit dem Steigen der musikalischen Leistungen und des öffentlichen Interesses an den Bestrebungen des Collegiums steigen und erweitern sich auch die Pläne und Ziele dieser Gesellschaft: sie zieht nun auch die Pflege der Kirchenmusik in den Kreis ihrer Thätigkeit. An 13 Sonn- und Festtagen fand sowohl im Münster als in den andern Haupt-Kirchen Aufführung von Kirchenmusik statt; das waren die sogenannten „solleunen Musiken", bei welchen der Rath die besoldeten Musiker, sowie überhaupt alle, welche vom Musikaufspielen und Tanzen sich unterhielten, zwangsweise zur unentgeltlichen Mitwirkung veranlassen wollte. Dieser unberechtigten Zumuthung suchten nun die Musiker unter allerlei Ausreden auszuweichen, und gewiß hatten die Organisten, denen die musikalische Oberleitung übertragen war, allen Grund, sich über den schlechten Willen der Betheiligten zu beklagen, ohne daß es deßwegen in dieser Hinsicht in Basel schlimmer bestellt gewesen wäre, als anderswo. Wer, um nur ein ganz bekanntes Beispiel herauszugreifen, Seb. Bachs künstlerische Laufbahn in Leipzig verfolgt, der weiß, daß sogar dieser große Componist, der, wenn überhaupt Jemand, berechtigt gewesen wäre, hohe Anforderungen an die Aufführung seiner Werke zu stellen, seine Passionsmusiken wohl oder übel

mit einem Häuflein von Thomasschülern und Studenten aufführte, die es am guten Willen oft genug fehlen ließen. Wir haben es daher hier nicht mit einer Schattenseite der speziell baslerischen Verhältnisse zu thun, sondern mit einem Mangel an Organisation, der in den damaligen Zeitverhältnissen überhaupt seine Erklärung findet. Daß aber die freien Künste in einer Zwangsjacke sich nicht behaglich fühlen, ist unbestritten und traf auch beim Collegium Musicum ein. Die Mitgliederzahl ging stetig zurück, das gute Einvernehmen ging in die Brüche, die finanzielle Leistungsfähigkeit nahm ab, und die Versuche, bessere Zustände herbeizuführen, schlugen fehl. Umsonst war es, daß 1729 „zu Fortpflanzung mehrerer Vertraulichkeit und Einigkeit" eine Mittagsmahlzeit der Mitglieder „vor dem Thor" abgehalten wurde. Der Eifer und die Hingabe für die Musik selber waren abhanden gekommen; das geht deutlich aus der Nachläßigkeit und Gleichgiltigkeit hervor, mit der die Sitzungen abgehalten, Rechnung geführt, die Verwaltung der Musikalien betrieben wurde. Natürlich machte sich der ganze Rückschlag im Concert selber auch fühlbar geltend. Die Störungen während desselben nahmen wieder dermaßen überhand, daß dem seit 1731 mit der Dirigentenstelle betrauten Candidaten Pfaff an's Herz gelegt wurde: „Soll Herr Cand. Pfaff, falls unter den Zuhörern ein Tumult entstehen sollte, im Musiciren ein Aufbruch machen und Friedrich Brändlin (der Musikdiener) die so schwätzen abmahnen." Ihren Höhepunkt und ihr Ende erreichte diese Stagnation im Laufe der 1740er Jahre.

1748 macht eine junge strebsame Generation von sich reden. Eine größere Zahl musikalisch gebildeter Männer fand sich zur Uebernahme des Concertwesens zusammen und kam außer der Concertzeit auch noch am Samstag Abend zusammen,

um sich privatim weiter auszubilden. Als jedoch dieses an und für sich löbliche Bestreben den Mittwochsconcerten zu schaden anfing, wurde es fallen gelassen. Bald erfreuten sich die neubelebten Aufführungen eines regen Besuches, das Orchester konnte namhaft verstärkt und die Aufmerksamkeit der Regierung auf das Concertwesen gelenkt werden. So durfte schon 1748 ein junger Bürger auf Staatskosten Posaune blasen. Namentlich auf die Hebung des im Argen liegenden Gesangwesens richtete das Collegium sein Augenmerk. 1748 taucht als Projekt zum ersten Mal die später und bis tief in unser Jahrhundert hinein so beliebte Sitte auf, eine Concertsängerin fir für die Dauer einer ganzen Saison zu engagiren. Zunächst ließ sich das Collegium Musicum die Verbreitung und Verbesserung der Vocalmusik angelegen sein. In einem Schreiben an die Regierung vom Jahre 1748 führt dasselbe aus, daß die Vocalmusik „in einen schier völligen Zerfall zu gerathen“ beginne; beim Gottesdienst könnten die Cantoren „mit Mühe, ja gleichsam mit Zittern und Beben, einen Psalmen nach seiner Art und der kunstmäßigen Anmuth singen“. Deshalb wird der Regierung die Anstellung eines Herrn Krauß in Straßburg empfohlen, der daselbst „verschiedene gute Discipulos formiret“. „Es ist derselbe (schreibt das Collegium Musicum) Uns bereits dergestalten bekannt, daß wir genugsam versichert zu sein alle Ursach haben, daß Er nicht nur die Musik überhaupt, sondern in Specie die Singkunst in einem Hochen Grad verstehe, wisse, wie man eine Stimme formiren, auch durch welche Manieren das Gesang |: wan man anderst kein bloßes Geschrei damit vermischen will :| annehmlich gemacht werden solle; Und hat derselbe darvon durch seine Tochter dazumahlen eine solche überzeugende Prob dem Hiesigen Publico abgelegt, welche mit aller Music Verständig und die Singkunst

liebenden Bewunderung und Vergnügen angehört worden.“ Krauß wurde auf 6 Jahre mit einer Besoldung von 100 Neuthalern angestellt und mußte sich verpflichten, in den jährlichen Fest- und Kirchenmusiken mit „Applausu“ seiner Zuhörer aufzutreten, seine Schüler zur Mitwirkung in der Kirchenmusik und zu Cantoren heranzubilden und an öffentlichen Prüfungen ihre Fähigkeit zu erweisen.[8])

So bekundete das Collegium die nöthige Einsicht von dem, was bei den gegebenen Verhältnissen zu erreichen war, es faßte sowohl dem Publicum als den Musikern gegenüber seine Stellung richtig auf. Um die Honorare der Musiker mit ihren Leistungen einigermaßen in Einklang zu bringen und damit die Lust und Freude an ihrem Beruf zu erhöhen, wurde ein Reservefonds angelegt, in welchen jedes Mitglied jährlich 1 Louisd'or zahlte: das System der freien Mitglieder — man nannte sie damals honoraires — kam auf. 1752 betrug ihre Zahl bereits 80. Wiederum scheint ein Localwechsel die Besserung der Lage zu bezeichnen, 1751 trat nämlich die Universität das Prytaneum, d. h. den Saal des obern Collegiums ab, und nun wurde auch der simple „Musikabend“ mit dem pompösern „Concert“ vertauscht. Die Leitung der Concerte blieb ausschließlich in den Händen der Mitglieder des Collegiums, von denen einige als maîtres de cérémonie die Saalordnung aufrecht erhielten.

Sehen wir uns die Concerte selber etwas näher an: Concerttag war der Mittwoch, concertirt wurde das ganze Jahr, bis 1752 sogar während der Hundstage, was an und für sich auf einen eminent hohen musikalischen Bildungsgrad müßte schließen lassen. Nach und nach wurde diese Ueberzahl von Concerten vernunftgemäß reducirt, um 1777 dauern sie nur

[8]) Staatsarchiv St. 29 D. 1.

noch von Michaelis bis Himmelfahrt und bei gewissen andern Anlässen, wie am Mittwoch vor dem Bettag, im Basler Herbst und vor Weihnacht fand eine Unterbrechung statt. Unsere Voreltern hatten mehr freie Zeit und konnten sich bequem schon um 5 Uhr zum Concert einfinden. Man that gut daran, präcis zu erscheinen, da manche Dame mit ihrem nach damaliger Sitte sehr weiten Rocke genöthigt war, zwei Plätze einzunehmen. Die Musiker fanden sich eine halbe Stunde vor Beginn ein und stimmten ihre Instrumente, Proben wurden nur vor größeren Kirchenconcerten eingerichtet. Lieblingsstücke wurden sehr häufig wiederholt, wo hätte man sonst zu der Unzahl von Concerten auch den Stoff hernehmen sollen? Den Eingang zum Saal hütete ein Soldat der Stadtgarnison, später sogar mehrere unter einem Wachtmeister; im Foyer erquickte Meister Salathe die Lechzenden mit Erfrischungen. Der Saal bot Raum für circa vierhundert Personen. Das Concert selber zerfiel in drei Actus, für welche der damalige Director Emanuel Pfaff (nebenbei Organist zu St. Peter, ein tüchtiger Violin- und Clavierspieler) folgende Norm aufstellt (1752):

„Die Musiker sollen eine halbe Stunde vor Beginn des Concertes sich einfinden, um zu stimmen, ohne den Zuhörern die Ohren zu zerreißen.

Der erste Actus beginnt mit einer starken Sinfonie mit Waldhorn. Nach derselben eine Arie von einem Discipul Herr Dorschen, oder von ihm selbst abgesungen, und dann könnte von Herrn Kachel[9]) ein Solo auf der Violin gespielt

---

[9]) Jakob Christoph Kachel 1728—1793. Er konnte schon mit 14 Jahren Musikunterricht ertheilen. Prinz Wilhelm von Baden-Durlach fand auf seiner Durchreise durch Basel soviel Gefallen an ihm, daß er ihn nach Italien mitnahm, wo er 1743 in ein in sardinischen Diensten stehendes Regiment des Prinzen von Baden für anderthalb Jahre eintrat.

werden. Nach diesem Actu finde höchst billig, daß man denen Auditoribus, insonderheit weiblichen Geschlechts nach einer so großen Fatigue, der Musik stillschweigend zuzuhören, eine Rastzeit von ½ Stund lang erlaube, damit sie sich durch das liebe Geschwätz wiederum erholen.

Der Anfang des zweiten Actus kann wiederum mit einer starken Sinfonie ohne Waldhorn gemacht, darauf eine Arien von Herrn Dorsch gesungen, und dann ein Concert für Flöte oder Hautbois gespielt werden. Worauf wieder ein halbstündiges Silentium der Musik erfolget.

Der dritte Actus wird mit einer starken Ouverture mit Waldhornen ꝛc. angefangen, und darauf mit einem Duetto zu 2 Stimmen oder mehreren, auch vollstimmigerem Choro beschlossen werden."

Folgendes Concertprogramm aus dem Jahre 1755 ist uns noch erhalten:

I.

Symphonie von Vivaldi. — Italienische Arie für Tenor.

II.

Ouverture. — Lied für Sopran. — Violinsolo eines Dilettanten.

III.

Streichtrio für Dilettanten. — Violinsolo von Kachel. — Trio für zwei weibliche Stimmen und Baß.

Sowohl aus der oben erwähnten Norm als aus diesem Programm ergibt sich deutlich eine absichtliche Steigerung der musikalischen Kräfte gegen das Ende hin; der Schüler tritt vor dem Lehrer, der einstimmige Gesang vor dem mehrstimmigen auf. Die Concerte selber unterschieden sich sehr nach ihrem innern Werth, so wurde z. B. das erste Concert im Monat immer nur als

Auch seine Söhne Samuel und Peter waren Musiker; letzterer zudem Musikalienhändler und Instrumentenmacher.

Lückenbüßer angesehen und diente als Versuchsstation für junge Dilettanten oder wohl auch für zweifelhafte Novitäten baslerischer Componisten, hatte doch 1757 Musikus Kachel das Collegium mit der Dedication von nicht weniger als sechs Symphonien beglückt! In den Symphonien waren höchstens vier Bläser: 2 Hautbois und 2 Horn, erst später treten auch Flöten und Clarinetten auf; Pauken vollends und Fagott sind ganz selten. Die musikalische Literatur, welche damals gepflegt wurde, ist verschollen, unter den Symphonien aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts kommt bei 92 Nummern bloß zweimal der Name Bach vor. Wie es im Concert zuging, darüber lassen wir am besten einen Augen- und Ohrenzeugen reden, der von einer Aufführung Folgendes berichtet:

Die Reise nach dem Concerte.[10])

Durch einen Vetter des Eidsgenossen.

(1755; ohne Angabe des Verfassers und des Druckortes.)

„Ich bin ein Witwer, gesund und stark. Vor schon mehr als sechszig Jahren stund ich zu Mastrich in einem holländischen Schweizerregiment als Feldprediger. Es lag eben auch ein sächsisches da, dessen Prediger mein liebster Duzbruder war. Nach diesem reiste ich über Paris in mein Vaterland und ward auf eine einträgliche Pfrunde, hinan Kandersteg, gegen dem Gemmi- und Leutscherberge zu, berufen. Ich darf sagen, daß ich seit

---

[10]) Druckort und Verfasser der „Reise in's Concert" werden nicht genannt. Auf jeden Fall ist die Schrift auf Basel zu beziehen und hat zum Verfasser wahrscheinlich Professor Spreng, welcher in jungen Jahren Feldprediger in holländischen Diensten war und um 1755 eine Zeitschrift „Eidgenoß" herausgab. Die „Reise in's Concert" wurde zuerst im Feuilleton der Basler Nachrichten vom Mai 1858 abgedruckt.

50 Jahren dem wüsten Buben, dem Teufel, allda viel Eintrag gethan und unsere Religion gepredigt habe.

Verwichen schickte mir mein Vetter Eidgenoß 50 Stücke seiner Wochenschrift zum Gruße. Ich empfing sie mit Freuden, denn er ist meines lieben Bruders sel. Sohn. Er verließ schon in der Jugend unsere Alpen, und ich habe seit 30 Jahren nichts von ihm gehört. Ich bekümmere mich sonst nicht viel um neue Bücher; unsere alte reformirte Kirchenpostill und Tossans Bibel mit Randglossen sind mir genug. Doch durchging ich diese Blätter. Ich hatte wohl der Zeit. Der Schnee war zu tief, den Gemsen nachzusteigen, die Bäche gefroren, meine Zehnden eingezogen, und es ging gegen Weihnacht; auch hatten schon meistens meine Pfarrkinder und benachbarten Vögte und Meyer geschlachtet, also hielt mich dies nicht mehr ab. Ueberdies habe ich mehr Predigten als meine Nachbarn. Dann ich zähle deren sammt den Hochzeit- und Leichenreden bei hundert beisammen, die ich alle auswendig weiß. Darum konnt ich wohl der Zeit erübrigen, meines lieben Vetters Arbeit den Winter durch zu lesen.

Aber, du lieber Vater! Was habe ich für Zeug darin gefunden? Ich dacht in mir selbst, haben sie dann keine Seelsorger? daß alles so verderbt ist. O du guter Vetter! Wärest du bei uns geblieben. Ich förchte, ich förchte, sie haben dich auch schon angesteckt; meine Pfarrkinder sind Engel gegen Ihnen. Doch ich konnt nicht glauben, daß er's übertrieben hätte. Ich predige auch zuweilen mehr, als ich denke, und mein geistlicher Mitarbeiter, der Sachse in Mastrich sprach des Sonnabends öfters im Gespasse zu mir: Herr Bruder, morgen werde ich meinen Officiers die Hölle heiß machen.

Allein ich weiß nicht, wie es mir ward, ein Gelust, den ich schon seit vierzig Jahren nicht hatte, kam mich an, mein

Kanderthal für ein Vierteljahr zu verlassen. Ein Witwer hat niemand als sich selbst rathszufragen. Ich fühlte wie ein Heimwehe nach der Welt. Mastrich, Paris, die Niederlande kamen mir wieder in den Sinn. Die Burgunder und spanische Weine, der rheinische und Mosel Wein rochen mir wieder auf. Ich sahe meinen Nachbar, den Weibel, der dreiundneunzig Jahre alt war, noch alle Tage, die der Sommer gab, auf die Gemmi-Steig gehen, und öfters, die Brente voll Milch zwei Stunden weit den Berg hinuntertragen. Ich hatte deren erst fünfundachtzig. „Ich bin jünger als er", dachte ich, „ich darf noch wohl einen Sprung in die Welt wagen." Genug, ich brach den ersten alten Maitag auf, da eben meine Alpmeyer die Kühe auf die Sömmerung trieben. Ich gab ihnen und dem lieben Viehe den Segen, und sie wünscheten mir Glück zur Reise. Indessen hörnten die Knechte zuerst den Morgensegen, und dann ihr Vieh mit dem Kühreihen zusammen, und endlich mir das Wilhelmtell-Lied auf den Weg, so trostlich, daß mir die Augen übergingen.

Ich kam zu Fuß auf Thun, von dar zog ich mich rechts in das Emmenthal, und so auf Burgdorf, da nahm ich mir ein Pferd und rüstete mich, was nach der Welt, aus. Ich ließ mir einen blauen Rock mit rothen Aufschlägen und anders machen, daß ich keinem Prediger gleich sähe, und einen Schnauz wachsen. Meine alten Kleider hinterlegte ich bei einem Freunde, der ein Perrükenmacher war. Dieser beredte mich, auch ein Stück aus seiner Stuben aufzusetzen und damit bedeckte ich meine dünnen grauen Haare. Auch ließ ich meinen Degen, den ich seit Mastricht noch hatte, ausputzen; er war von Stahl, mit Silber eingelegt. Ich umgürtete mich damit. Meinen Hut befahl ich auch aufzusetzen, wie es jetzt der Gebrauch ist, und mit einer kleinen Borden zu versehen, alsdann setzte ich ihn auf.

Also gerüstet sah ich in den Spiegel. Es war einer von denen, die aus vierundzwanzig kleinen runden Gläsern zusammengesetzt sind und in der Mitte ein größers haben. Ich dachte nicht gleich auf dessen Gemäche und sah mich einsmals von vierundzwanzig meinesgleichen umgeben und mich in der Mitte, ansehnlicher als die andern. Die Freude, mich so brav zu sehen, übernahm mich dergestalten, daß ich etliche Luftsprünge that, worüber mein Vetter Balbier von Herzen lachte. Ich meinte wirklich, ich sei wiederum fünfundzwanzigjährig und gar Hauptmann, und diese um mich herum meine Compagniesoldaten.

Der Freund wußt schon von meinem Vorhaben, daß ich meinen Vetter den Eidsgenoß aufsuchte. Allein (ich weiß nicht, wie es kam) er wies mich auf die Straße Nordwesten zu, in die nächste große Stadt, und wie ich seit vernommen, hätte er mich sollen ostwärts weisen. Darum verfehlte ich ihn und kam zwar an einen stolzen Ort, aber wo ich keine bekannte Seele antraf. Es schien mir eine Residenzstadt zu sein. Ich ward vieler Palästen gewahr. Die Kutschen rollten in Menge, alles war prächtig, alles schien reich, alles glücklich, und überhaupt that man dort fast, als wann keine Bibel in der Welt wäre. Ich kam in einen Gasthof, er hieß zu den dreizehn Kantonen, der Wirth war auch ein Schweizer. Ich stieg ab. Er empfing mich auf das allerfreundlichste. Er machte mich, fast ehe er mich sahe, zum Kapitän. Er wies mir ein schön Zimmer an. Er bot mir ein Glas Burgunder mit etwas trocknem Zuckerwerke. Er erfreute sich höchstens, die Ehre zu haben, mich zu beherbergen, und weil er mich für einen holländischen Offizier ansah (oder sich so stellte), fing er mir flugs von Amsterdam, Antwerpen, Mastricht und andern niederländischen Orten zu reden an. Er sagte, er habe auch den Holländern

gedient. Er trank mir ein Glas auf Brüderschaft zu und anerbot mir daraufhin sein Gefährt. Nach einer viertelstündigen Unterhaltung ging er seinen andern Geschäften nach, mit Bitte, es nicht ungut zu nehmen; er werde bald wiederum aufwarten.

Ich habe meinen Tag keinen geschäftigern Mann gesehen, und der sich leutseliger anstellte. Ich dachte, der Himmel hätte für mich gesorgt, mich an einem ganz unbekannten Orte zu ihm zu führen. Ich ließ mich bethören und wollt in Ernst, so lang ich da wäre, Kapitän bleiben. Mittlerweile schmeckte mir meine Bouteille wohl, und ich dacht zum Zeitvertreibe an meine lieben Nachbarn, die Schneegebirge und den Unterschied zwischen meinem Kirchspiele und diesem Ort.

Es stund ungefähr eine Stunde an, so kam mein lieber Herr Wirth Hauptmann (dann weniger konnt ich seiner Erzählung nach nicht aus ihm machen) wieder auf mein Zimmer. „Mein lieber Herr Bruder Kapitän (waren seine Worte), wir haben hier verschiedene Lustbarkeiten, wir haben Komödien, wir haben Thiergefechte, wir haben Operetten, wir haben ein Concert, wo gesungen wird. Was befehlen Sie? Mein Wagen ist angespannt, Sie zu begleiten, wo Sie hin wollen. Morgen sollen Sie mit mir auf mein Lustgut fahren. Die künftigen Tage werden auch für sich sorgen." Ich muß gestehen, sein Vortrag entzückte mich. Ich bewunderte seine Gastgebigkeit und entschloß mich zum Concerte. Ich liebe das Singen von Jugend auf. In meiner Kirche weiß ich den Baß zu allen Psalmen. Ich habe mir zwei Posaunen angeschafft. Des Weibels und des Leutscher-Hansen Söhne und Töchtern singen den Alt und Tenor wunderschön, beim Wein und in der Kirche, und in meiner ganzen Gemeinde wird bei Hochzeit- und Schlachtmählern meistens zu vier Stimmen gesungen. Also leitete mich mein Herr Bruder Hauptmann selbst in die Kutsche, und der Knecht

fuhr wohl zehn Gassen durch, da kamen wir zum Musikhause.

Es ist ein Gebäu fast so groß als meine Kirche, aber vor dem Hause steht eine Wachtstuben. Man ließ mich passiren. Ein Pörtner öffnete mir gleich die Saalthüre, und ich ging hinein. Alle Fremden haben den Zutritt umsonst. Es war mir wieder, als wann ich vor sechszig Jahren in Mastricht zu unserm Generalen gekommen bin.

Das Musikzimmer ist ein großer gegipster Saal, so hoch etwan als unser Chor ist. Es kann wohl vierhundert Personen fassen. Am heitern hellen Tage wird finster darin gemacht. Aber es brennen darfür wohl sechs Leuchter von Chrystall, so groß als ein zweijähriger gezweigter Kirschbaum, und so voll Lichter, als diese voll Bluſt sind, so die Kirschen gerathen wollen. Rings umher, an der Wand, stecken noch bei fünfzig Kerzen. Wo keine sind, hangen schöne Gemälde von Geschichten, so alt, daß sie noch vor dem Schweizerbunde müssen geschehen sein.

Eines stellt den Orpheus vor, wie er das Gethier, zahmes und wildes, um sich her lockte. Unter anderm lag ein Kühlein so natürlich gemalt an seiner Seite, daß ich es fast für mein Sträußlein angesehen hätte. An einem andern Orte war dieser Orpheus nochmalen, wie ihn die thracischen Weiber zerreissen. Gegenüber war er wiederum, wie er in die Hölle fuhr, und sein liebes Hausweib, die Euridice, herausholte. Aber in dieser Hölle sind die Teufel nicht so gräßlich, als sie in unserer Tossanischen Bibel nach der Natur abgeschildert sind. In einer Ecke war David mit der Harfe, wie er dem Saul seinen bösen Geist verjagt, aber ein Kasten, der dort stund, verdeckte ihn mehr als halb. Gleich dabei hing Midas, wie er über Pan und Apollo richtet, und auf der dritten Mauer ein eid-

genössisches Wilhelmtellstuck, nebst dem Schweizer=Bund im Grüttlein und der Unterschrift: HARMONIA DVLCISSIMA, darunter steht eine andere mit kleineren Buchstaben: „Chorda discors cantum, Rempublicam cor discors turbat.“

Der Platz, wo die Spielleute sind, ist erhöht, und auch wohl mit hundert Kerzen beleuchtet. Er hat eine Ausladung wie eine Kanzel. Ich dacht, man würde zuerst da eine Predigt halten, oder der Vorsinger werde dort stehen. Aber es war nur einer mit einem dünnen Stecklein, welcher damit in die Luft obsich und nidsich schlug, und still machte.

Es sind Röste zum sitzen, wie in den Kirchen. Und auf beiden Seiten sehr viel kostbare Lehnensessel. Doch stehen die Männer meistens und überlassen dem Frauenzimmer die Sitze. Es waren eben damals sehr viel Weiber da, und zu unserem Unglücke, nahmen sie noch so viel Platz ein, als bei uns. Darum konnten die wenigsten Herren sitzen, und ich wäre mich müd genug gestanden, wo mir nicht ein Herr einen Platz verschafft hätte. Er war ein sehr freundlicher Mann, der mir alles auslegte, ob er mich schon nicht kannte. Unter anderm versicherte er mich, aus Anlaß des Gedränges, daß es in den Sonntags Morgenpredigten, wo doch der Platz nichts koste, auch in der Domkirche, öfters ungleich weniger Leute, als diesmal hier seien. Es waren auch Pfarrer da, es waren Officiers, es waren Staatsleute, Professor, Studenten, Kaufleute, Fremde, unter anderen ein Türk und ein reicher portugesischer Jud und andere, jung und alt, sonderlich viel Frauenzimmer.

Diese prangten, mit Sammet und Seiden, und gemahlten Stoffen und Edelgesteinen. Den Herren fehlte es auch nichts, daß sie nicht fast so bunt, als die Weibsbilder, waren. Aber die meisten Frauen, auch die jüngsten Fräulein, hatten weiße Haare, bei nahem daubweiß, wie die meinen. Ich verwunderte

mich darüber, dann ich sah ihnen kein Herzenleid an, das sie hätte können so jung grauen machen. Auch waren sie alle so schön kraus, daß ich dergleichen niemals in meinem Kirchspiele gesehen habe. Aber der erstgemeldte Herr sagte mir, dies sei durch die Kunst gemacht; die Farbe aber betreffend, so habe man sie mit einem weißen Staube also gefärbt. Ich fragte warum? Er sagte im Lachen, er wisse es selbst nicht, es solle schön bedeuten. Ich erwiderte, man habe vor 60 Jahren auch zu Paris nichts hiervon gewußt.

Indessen betrachtete ich dies Volk überhaupt und fand, daß sie durchaus wohl gemacht wären. Nur kamen mir die meisten sehr klein vor. Die Weibsbilder sahen schön von Gesichte, und fast alle milchweiß. Ein guter Theil davon hatten Backen wie die Rosen. Die nicht so frisch aussahen, waren meistens so zart, als ob sie kränklich wären, wie bei uns die Weiber im Winter vierzehn Tag nach der Taufe. Sonderlich aber kam es mir wunderlich vor, daß sie alle, für ihre kleine Gestalt, unten durch so dick waren. Ich bin ein langer, hagerer Mann, aber zwei wie ich könnten bei weitem keine umklaftern. Es deuchte mich, in Ansehung ihrer weiten Röcken, müßte was darinnen stecken, welches abscheulich groß wäre. So es aber natürlich ist, so könnte es ihrer Größe nach dargegen kaum wie ein Würmlein sein, darum konnt ich nicht begreifen, wozu ein so abscheulicher Umschlag nützte. Dann einmal ich wollte aus unsers Weibels drei Töchtern wohl neun von diesen Fräulein gemacht haben. Und meines Meyers kleinster Sohn gäbe wohl drei Herrlein, wie ich sie dort herum laufen sah. Doch sträußten sie sich alle wie die Großen. Ich mußte darüber lachen.

Der Herr sah es und fragte mich. Ich sagte es ihm natürlich. Er erwiderte: Einige dieser schon rothen Backen

sind gemalt, und bei Licht sieht man die weiße Schminke auch nicht wohl. Ein manches der prächtigsten Kleidern, die Sie sehen, ist noch nicht bezahlt. Die, so es am besten haben, gehen am sittsamsten. Die andern trachten sich durch den Pracht einen Schein zu geben. Diese junge Stutzerchen, so sie es erleben, werden zum großen Theile sich in zwanzig Jahren vielleicht weniger brüsten als heute. Die weiten Röcke an den Weibsbildern haben wir unsern Nachbarn zu verdanken. Das schöne Geschlecht bei uns ist fast närrisch-verliebt in alles, was von dannen kömmt. Wir Männer müssens leiden, und die meisten, selbst unseres Geschlechts, fangen an der Weibern Aufputz, wie Sie sehen, bei nahem zu übertreffen. Auch haben wir viel Kaufleute hier. Die meisten meinen sich durch ein solch äußerlich Blendwerk in Glauben und Reichachtung zu schwingen. Reich sein heißt hier vornehm. Dies macht einen Theil der Reichen stolz und ausgelassen. Die Vornehmen von dieser Gattung kennen alsdann keine andere Eigenschaft ihrer Hoheit als diese. Die Tugenden der Edlen bleiben ihnen fremde. Daß aber viel so schwächlich scheinen, da ist unsere Weichlichkeit Schuld daran. Die gemeinen Leute hier sehen überhaupt viel stärker drein; sonderlich die wohlhabenden. Jene aber verderben sich selbst. Sie zärteln sich zu viel. Sie förchten sich vor allen vier Elementen. Sie laufen nach dem Arzt um jede Kleinigkeit; dies schwächet die Natur, und jenes stärkt sie nicht. Einige essen zu wohl. Die mancherlei Speisen, die sie täglich auf ihrer Tafel sehen, reizen ihren Geschmack. Dies beschwert den Magen. Der Kaffee mags allein nicht verdauen. Darum kochen sie kein gut Geblüt. Dies kann keinen guten Nährsaft, und dieser keine gute Frucht zeugen. Die fremden Weine tragen auch bei. Diese tröcknen den Lebenssaft durch ihre Hitze entweders auf, oder treiben ihn zu geschwind und

nicht genug zubereitet aus. Endlich weiß ich's, bei Ihnen ist's eine Schande, frühe an die Liebe zu gedenken. Bei uns gehts jung an. Im zwanzigsten Jahre ist ein mancher schon fast entkräftet. Und erholt man sich ja wieder, so können doch die Sproßen, die aus solchem Stamme schießen, nicht baumstark wachsen. Ich sprach: Gott behüt uns unsere liebe Einfalt, an den Gränzen des Walliser Lands haben wir hierüber noch nichts zu klagen.

Indessen ging das Concert an. Wohl ihrer vierzig spielten mit einander auf verschiedenen Instrumenten, grob und rein, Pfeifen und Geigen, kleine Bässe und große, so hoch als der höchste Mann, und anders, das ich nicht habe unterscheiden können. Alles ging unter einander, aber so laut, daß der ganze Saal erschallte, und so schön, daß ich fast aus mir selbst war. Ich hörte, wie wann die Nachtigallen singen oder sich die Vögel in unsern Wäldern paaren. Bald wars wie ein Schäfer Lied, und als wann der Guckguck darunter schrie, alles so sanft, daß es mir so lieblich war, als wenn ich des Gemmy Rudis Wittib bei mir hätte. Manchmal wars wie eine Leyer, zuweilen wie der Kühreihen, und bald darauf ging was wieder so geschwind, wie unser Walliser Siebensprung. Dies währte eine gute Viertelstunde.

Darnach kam einer allein, der sang ein Italiänisch Lied, daß ich in meinem Kirchspiele nichts so schönes gehört habe; seine Zunge war wie von lauter Rädlein und sein Hals so glatt, als wann er geschmiert wäre. Bald sang er traurig, bald erzürnt, bald erschrack er, bald lächelte er, als wann er was angenehmes sähe oder hoffete. Ich verstund nicht wohl alle Worte, nur hörte ich ihn öfters sagen: Il mio Tormento; dies sang er traurig; so er Crudele sang, sprach er heroisch; wann er Speranza sagte, so sah und redte er vergnügt; und

wann er mio Caro aussprach, so that ers liebreich. Das andere verstund ich nicht, dieses aber wiederholte er wohl fünfzigmal. Wann er ganz allein gesungen hätte, so wäre alles ganz verständlich gewesen, aber die Instrumenten dämpften zu viel, und die Zuhörer waren auch nicht allzustille. Es währte dies zusammen etwa eine halbe Stunde, dann folgte eine Pause, und jedermann fing an überlaut zu klatschen und zu schwätzen.

Indessen sprach der freundliche Herr zu mir: Ich sah mit Freuden, wie entzückt Sie zuhörten. Ich antwortete: In der That habe ich lang nichts so schönes gehört. Aber wie heißt man das, so zuerst gespielt ist worden? Er versetzte: Es war der Frühling des Herrn Vivaldi; er wollte diesen vorstellen und hat es so übel nicht getroffen. Auch schickt es sich für diese Zeit. Es ist schade, daß man nicht in andern Jahreszeiten seine übrigen spielt; er hat sie alle vier gemacht und war um soviel größer als er die Musik zuerst empor gebracht hat; nur Corelli trifft ihn an Harmonie vor. Ich erwiderte: Werden wir was von ihm hören? Ach nein, war seine Antwort, des Jahrs kaum einmal ziehet man diese große Männer zu Ehren. Es regiert eine gewisse Pedanterie unter den Musikanten, daß sie verachten, was alt ist: wäre es noch so schön, so finden sie es nicht so, wann es über zehn Jahre hat. Ich sprach: Ein junger Mann liebt eine Alte nicht, weil sie nicht mehr schön ist, und einen ferndrigen Calender wirft man weg, weil die Jahre dahin laufen und er dardurch unbrauchbar geworden. Allein unsere Ohren werden ja nicht alle zehn Jahre anderst, und was einmal recht schön ist, bleibts allzeit. Es können wohl verschiedene Schönheiten beisammen bestehen, und wann eine neue kömmt, so sollte man die alte deswegen nicht verwerfen. Eben darin (antwortete er) steckt die Pedanterie bei den jungen Musikanten. Sie meinen, es

könne nichts rechts sein, als was zu ihren Zeiten jung geworden. Theils von ihnen wollen darin geschickt scheinen, wann sie viel aufgelöste Dissonantien loben, und so es einem andern nicht gefällt, so meinen sie sich gar gelehrt, die Kunst einzusehen, welche die Unwissenden nicht einmal begreifen können. Aber die wahren Meister sind hierüber aus. Diese suchen das Angenehme, und den Zuhörern zu gefallen, gleichwie auch Molière dem Volk, nicht sich, zuliebe schrieb. Da indessen die halb- und quart-Virtuosen, theils aus Neid, theils aus Hochmuth, wollen über alle Alten sein. Und warum nicht? Sie sind ihrer Sache gewiß, wo das Neue, nur darum, weil es neu ist, den Vorzug hat.

Ich versetzte: Dies verstehe ich nicht genug, mein Herr; aber warum spielten die andern so stark, als der Herr da sang? Bei uns zieht der Discant vor, denn kömmt der Baß, der Alt und Tenor gehen erst nach. Darum haben wir eine Discant- und eine Baßposaune in unserer Kirche, die Gesang-Stimmen, samt dem Basse, werden voraus gehört. Mein Herr, war seine Antwort, es sollte hier auch so sein. Diese Herren machen nur die Begleitung des Gesangs, sie haben nur die Nebentöne zum ausfüllen, der Sänger hat die Hauptstimme. In den italiänischen Opern zu Turin, Mailand, London, Dresden, hört man jene neben dieser nur als entfernt; es macht nur ein angenehmes stilles Getöse, welches die Melodie der Singenden bezaubernd erhöht. Man hört, daß es nur eine Begleitung ist. Bei uns aber will ein jeder sich sehen machen, und dadurch verdeckt er das Feinste. Ein jeder fürchtet, so er nicht gewaltig zuhaue, er bleibe unbekannt. Er hat keine dergleichen Opera gehört; er hat etwas harte Ohren, denen das Piano nicht genug eingällt; darum macht er eine Nebenstimme zur Hauptstimme, der Sänger mag tschutschen so

viel er will. Und zuletzt meinen alle, sie haben Wunder gethan, weil sie sich vor andern gehört haben. Ich schwieg; der Herr auch; und so sahen wir dem Gewühle zu, bis die Musik wieder anging, welches nicht lange anstund.

Sie war fast wie zuvor, nur spielte man ein ander Stück. Hernach kam eine Sängerin, die ein kurzes Lied sang. Es gefiel mir recht wohl, und klang sehr lustig, wann nur ihre Stimme vor dem Getöse recht hätte durchdringen können. Als sie aufhörte, klatschte wieder jedermann. Aber ehe man die Zeit hatte recht zu schwätzen, kam ein schön geputztes junges Herrlein mit einer Geigen hervor und setzte sich zuvorderst auf einen Stuhl; die andern Spielleute saßen hinter ihm und spielten ganz leise mit. Der gute Herr erzappelte sich entsetzlich, daß der Schweiß hinunterlief. Er machte langsam und geschwind. Er sah zuweilen zurück auf die Hintern, und diese auf ihn. Einer derselben strampfte einmal sehr bös; ich hörte ihn sagen: Nicht so geschwind. Daraus schloß ich, er habe auf sie gesehen, daß sie ihm nachkommen sollen; und die andern auf ihn, daß er ihnen warten solle. Es war jedermann inzwischen mausestill. Endlich hörte er auf, und man klatschte ihm viel mehr als man dem Sänger und der Sängerin geklatscht hatte.

Ich fragte den Herrn: War dies etwan von der neumodischen Musik, davon Sie sprachen? Mir wäre sie nicht so lieb als die alte. Ich hörte was, als wann eine Maus retzte, denn hörte ich sie vollends schreien. Er machte manchmal so rein, daß es mir in den Ohren wehe that. Nein, erwiderte er, die Musik ist an sich gut, aber er hat sie nicht wohl gespielt. Dergleichen vermeinte Meister nehme Stücke vor, die über ihre Kräfte sind; und ihre Lehrer selbst meinen manchmal, schwer sei schön. Ich bedaure ihn, sprach ich, ich sah,

daß er arbeitete und es gut machen wollte. Diesem zu lieb nun hätten die Mitspieler sich sollen vor ihm hören lassen. Aber (fuhr ich fort) was bedeutete dann dies allgemeine und starke Klatschen? Dies ist (versetzte er) der Zuhörer Wohlzufriedenheits-Bezeugen. Es ist ein Fehler, daß mans jedermann thut; ein mancher meint, es sei der Gebrauch, auf diese Weise das Lied zu enden. Diesmal wars entweder eine grobe Schmeichelei, oder ein Gespött, oder ein Unverstand, daß man diesen Violinisten nicht damit verschont hat. Es gebührt nur Virtuosen; wir aber gestattens allen. Also muntern wir die Geschickten dadurch nicht auf, und die so nichts taugen werden beschimpft, die fremden Kenner aber haben Recht uns darüber zu verlachen. Damit ließ mich mein Freund etwas allein; ich aber setzte mich zu hinterst in eine Ecke und betrachtete inzwischen die Leute.

Ich sah mit Verwunderung, wie alles durch einander wimmelte. Gleich vor mir saß eine Gesellschaft von jungen Mägdlein, die waren wie Quecksilber. Doch blieben sie sitzen, aber sie juckten alle Augenblick auf und sahen um sich, sie dreheten sich links und rechts, sie druckten die Haare eilig in die Ordnung, sie bewehten sich mit einem fast dreieckigen gemalten Papier; bald zischten sie einander in's Ohr, und sahen auf diesen oder jenen, oder jene, bis endlich ein halb Dutzend junge Herrlein kamen, die bückten sich fast bis an den Boden. Ich kann nicht sagen, was sie eigentlich sprachen; ich sah nur, daß sie gegen einigen gar freundlich waren, gegen andern, alswann sie sie nicht kenneten, ganz spröde. Eine machte einem so ein freundliches Gesicht, wie ein Engel; da kam ein anderer, im Augenblick war sie wie umgekehrt, sauer, verächtlich, bös, alles durch einander. Unsers reichen Josten Tochter hätte den Hirten Heinrich niemals so schmäch empfangen können. Ein

Paar sahen ein Paar Herren von weitem, sie winkten ihnen, ihre Köpfe gingen beständig für sich und hinter sich, wie die gipsenen Ja-Männlein, wann man ihnen den Kopf stößt. Andere sahen und spöttelten hinterrücks über diese, da kam aus Versehen ein anderer, dem sie nicht gewunken haben, aber dieser war bei weitem nicht gemeint, da schämten sie sich, und er auch. Mehr als die halben lachten überlaut und nahmen einander vor Freuden bei den Händen, druckten und küßten einander, oder stießen die Köpfe zusammen, oder schlugen sich auf den Schoße oder beugten sich im Lachen fast unter die Knie. Dieß machte den jungen Herrlein auch Lust zuzugreifen, sie mischten sich darunter und küßten bei dieser Gelegenheit links und rechts herum, und anders. Dies verursachte einen solchen Lärmen, solch Gelächter und ein solch Geschrei, daß ich mich darüber verwunderte. Wir heißen dies rumpusen. Allein es kam mir vor, als sähe ich Kinder mit einander spielen, wann ich dagegen an unsere junge Leute gedacht. Und bei uns rumpusen sie nicht, wann Alte dabei sind, sie thuns nur unter sich und müssen dabei noch ein Gläslein Kirschwein im Kopf haben.

Inzwischen stund ich auf, meinen Freund zu suchen. Ich fand ihn bald mit einem Herrn sprechen. Ehe ich ihn angetroffen, mußte ich bei vielen Weibsbildern vorbeigehen. Ich grüßte sie, aber sie dankten mir nicht, nur sahen sie mich steif an, einige schienen mir etwas mit dem Kopfe zu nicken. Als der Herr mit meinem Freunde ausgeredt hatte, kam dieser gleich wieder zu mir und wies mir einen Sitz, mit Vermelden, es werde bald wieder angehen. Wir setzten uns; da fragte ich ihn, obs hier nicht Gebrauch wäre die Leute zu grüßen? Er sprach, warum nicht? Da sagte ich: Es ist dann nicht der Gebrauch zu danken? Wie so? versetzte er. Da erzählte ich

ihm, was ich an den Weibsbildern in Acht genommen habe, Er erwiderte: O mein lieber Herr, dies Anschauen heißt gegrüßt. Es ist ja Ehre genug, so man uns des Anblicks würdigt. Das Nicken aber bedeutet auf das allerfreundlichste gedankt. Es giebt aber Freundlichkeits-Nicken, es giebt schmähes, es giebt ehrerbietiges, es giebt vertrauliches, es giebt gleichgiltiges; alles bedeutet grüßen, nachdem der Mann ist. Er ist stärker oder schwächer, je nachdem man bekannter oder vornehmer oder nicht ist. Gegen einem Fremden dörfen sie deswegen nicht stark machen, weil die Bekanntschaft mangelt. Allein so sie ihn vor etwas ansehen, da ist eine kleine Kopfbewegung erlaubt. In dieser Achtung waren sie bei denen, die mit ihrem Haupte, etwann eines Thalers dick, gegen ihnen zu nähern geruhten. Darmit war ich zufrieden, und bald darauf schlug der Herr mit seinem Stäblein, und das Musiciren ging wieder an.

Es spielten nur drei mit einander, nämlich zwei Geigen und ein Baß. Mein Freund sagte mir, man heiße dies ein Trio, und alle drei seien nur Liebhaber. Aber sie spielten meisterlich und so sanft, daß es immer schade war, das Gewühl der Zuhörer darneben zu hören. Doch ward es noch größer, als sie aufgehört haben, und einer auftrat, der ein rechter Meister auf der Violine war.

Er fing an, und niemand als ein Baß half ihm. Er zog recht englische, lange, satte Töne aus seiner Geigen. Sein Bogen sprang auf den Saiten herum, und darüber, wie die Gemsen auf die Klippen. Man konnte einen jeden Ton unterscheiden, und manchmal hörte man deren wohl vierzig nacheinander aus einem Zuge springen, einen jeden so abgebrochen, daß man alle hätte zählen können, wann es der Geschwindigkeit wegen möglich gewesen wäre, und sie ließen sich hören,

als wann ein jeder mit einer Pause nachließ. Wann er rein machte, war es wie ein Vogelgesang, und die untern Saiten klepften und klangen wie ein dichter Federnthaler, den man auf ein steinern Tischblatt wirft. Die langsamen Weisen waren so anmuthig, als unser Wilhelm-Tell-Lied, aber weit mehr Töne darin, und die geschwinden machten einem die Seele dreißig Jahre leichter und jünger.

Bei einer gewissen Stelle griff er seine Violine hart an und spielte auf allen vier Saiten mit einander. Er wiegte so schön darauf herum, daß ich geschworen hätte, ich hörte auf jeden Zug dreißig Töne mit einander aus jeder Saiten hüpfen. Sie drangen heraus, wann er nur den Bogen bewegte, als wie die Funken aus meinem Feuerstein, wann ich Tabak anstecken will, aber sie gingen so hübsch auseinander und lösten einander durch alle vier Stimmen so schön auf und ab, daß ich wie entzückt war.

Der Baß schwieg indessen, und der Virtuos griff die Violin zum Verlieren allzeit minder an, so daß ich es zuletzt fast nicht unterscheiden konnte. Allein es war nicht seine Schuld. Die Leute machten indessen ein solches Geräusche, daß ich in einen rechten Zorn gerieth. Ich schrie überlaut, stille! Denn ich vergaß, daß ich ein Fremdling war und meinte, ich wäre zu Haus unter meinen Leuten. Zu allem Glücke achtete es vor dem Getöse niemand als mein Freund, der dichte neben mir saß. Dieser sprach leis zu mir, bravo, aber zugleich winkte er mich lächelnd aus meiner Entzückung. Doch scheints der Virtuos hat es wahrgenommen, dann er griff nach und nach, wie unvermerkt seine Violin wieder mehr und mehr an, bis er in die Stärke kam, wie er dies Harpeggio (so nennt es mein Freund) angefangen hatte, alsdann ging der Baß wieder mit, und beide spielten noch eine zeitlang so zierlich fort, daß ich ihnen die ganze Nacht hätte zuhören mögen.

Als dieser abgetreten war, kamen zwei Jungfern mit dem Singmeister hervor, und eine Baß-Stimme. Diese ließen uns ein Italienisch Lied hören, viel schöner, als eines unserer allerbesten Weihnachts-Gesängen, und man war ein wenig stiller. Der Herr sagte mir, dies geschehe, weil die Jungfern vornehme Töchtern wären. In der That hatte man nicht Unrecht, dann sie sangen alle wie die Engel im Paradiese, aber dies verdroß mich, daß man nicht Recht für Recht gelten ließ. Warum dann hörten sie dem Virtuosen nicht auch zu und klatschten ihm auch? Da man diesen Vieren mit Händen und Füßen schlug, daß die Luft darüber hätte erzörnen mögen.

Hiemit hatte das Concert ein Ende, und jedermann ging nach Hause. Während diesem sprach mein Freund: Ich versichere Sie, ich bin recht böse über die Ungezogenheit unserer Leuten. Es ist wahr, nicht der sechste Theil kommt der Musik zu Gefallen. Die Weibsbilder erscheinen, sich sehen zu lassen; die Mannsbilder, sie zu sehen. Viele auch schämen sich, nicht vom Concerte zu sein, damit sie ja auch unter die schöne Welt gezählt werden. Allein anderswo kommen auch Leute an solche Orte, nicht eben der Harmonie zu Gefallen; doch sind sie zu belebt, durch ihre Unart den Liebhabern ihre Freude wegzustehlen. Alle diese Schwätzer verachten der Bauern Grobheit. Glauben Sie nur, ihre Aufführung läßt nicht herrisch; das Kleid allein macht nichts aus. Das Herrischthun und Gedenken adelt. Jene schön geputzten Affen, da man ihnen Nüsse vorwarf, verriethen gleich ihren Thiergeist nnd beschmitzten dabei ihre prächtige Kleidung. Ich hätte bald gesagt, unsere Zuhörer gleichen ihnen. Sie haben ja Zeit genug zwischen dem Musicieren zu schwätzen, so könnten sie dann wohl andern zu Gefallen eine Viertelstund ihr Maul zuhalten, wo nur eines gegen dem andern die geringste Hochachtung hätte.

Indessen (fuhr er fort) ist mir leid, mein Herr, nicht besser mit Ihnen bekannt zu werden. Meine Geschäfte rufen mich für etliche Monate aus der Stadt. Dies verdroß mich recht anzuhören, doch bedankte ich mich auf das höflichste für seine Leutseligkeit, nahm Abschied von ihm, setzte mich in meinen Wagen und tröstete mich an dieses Herrn Statt, meines gefälligen Wirths der 13 Cantonen.

Mein Herr Bruder und Hausherr empfing mich auf das höflichste. Es war eben Zeit zur Nachtmahlzeit. Wir waren nicht viel Leute, aber die Trachten desto niedlicher. Der Herr Wirth führte das Wort fast allein, und Burgunder und Champagner schloß die Mahlzeit.

Des andern Tags führte er mich die Raritäten der Stadt zu besehen; den dritten bat ich ihn, mich auf sein Landgut zu begleiten. Ich weiß auf diese Stunde noch nicht, ob er eins hat. Er fuhr mit mir auf ein Dorf in eine öffentliche Herberge. Allein es schien nicht, daß dies sein Eigenthum war. Dann der Gastgeber machte uns die Zeche ziemlich derb. Dies öffnete mir die Augen, daß mein neuer Herr Bruder vielleicht ein Geld-Freund möchte sein. Auch schwieg er von Thiergefechten und andern Lustbarkeiten der Stadt. Darum forderte ich des vierten Tages frühe meine Rechnung. Nach vielen Ceremonien eröffnete er mir endlich, weil ichs wäre, wollte er aus Betrachtung der Holländischen Confraternität (wie ers nennte) sich mit nur 27 Gulden Reichsgeld begnügen. Mir geschwand fast über der Anforderung; doch ließ ichs nicht merken.

Ich hatte von Burgdorf 30 Kronenthaler mitgenommen, darmit gedachte ich wenigstens fünf Wochen auszukommen. Dann von dort weg, bis zu diesem meinem lieben Bruder habe ich, vierzig Stund weit, nicht gar zwei darvon verthan. Ich sah aber, wo ich ferners blieb, würde ich in wenig Tagen

das Pferd und mich versetzen müssen. Darum ließ ich satteln und verreiste selben Morgen wieder Burgdorf zu.

Dort legte ich mein Cavaliers-Kleid wieder bei meinem Vetter ab, versilberte es und bezahlte, was ich noch daran schuldig war, samt dem Pferd-Lohne. Darauf nahm ich meine Prediger-Gestalt von neuem an und setzte den Weg auf apostolisch fort wie ehedessen. Ich fand unterwegs in den fetten Pfrundhäusern bei meinen wahren Confratern wohlfeile und gesunde Kost bis nach Hause, da ich nach Verfließung 23 Tagen glücklich ankam. Sie nahmen mich mit allen Freuden auf, nur verwunderten sie sich über die Kürze meiner Reise. Nun bin ich entschlossen, ohne die Welt und meinen lieben Vetter Eidsgenoß ferners zu suchen meine alte Tage bei unserer Einfalt und in meinem Vaterlande ruhig zu Ende zu bringen."

Soweit unser nicht ganz harmloser Gewährsmann. Wenn derselbe zu Anfang seiner Berichterstattung von vierzig Mitwirkenden im Orchester spricht, so fällt die große Mehrzahl derselben dem Streichorchester zu, was sich aus der Zahl der noch vorhandenen geschriebenen Stimmen ergibt. Danach waren etwa sechs erste und sechs zweite Geiger, vier Cellisten und Bassisten vorhanden. In Bezug auf die Besetzung der Blasinstrumente kam man oft in Verlegenheit, aus welcher dann der Hornist des régiment polonais in Hüningen half; gegen 1 fl. zur Bestreitung der Uebernachtungskosten war er immer zu haben;[11]) als dasselbe dann aus Hüningen abging, fand das Collegium Musicum als Hinterlassenschaft der Trompeter die Nothwendigkeit vor, ihre in Basel gemachten Schulden zu bezahlen. Gleichwohl waren die Trompeter so unentbehrlich, daß man diejenigen des nachfolgenden Regiments sofort wieder für die Concerte engagirte und als Erkenntlichkeit für diese Ge-

[11]) Das gleiche Regiment lieferte auch zwei Trompeter.

fälligkeit dem französischen Garnisonsprediger in Hüningen einen Freiplatz im Concert zur Verfügung stellte.

Die Leitung des Gesangswesens lag um die Mitte des Jahrhunderts in den Händen des schon genannten Singmeisters Dorsch, der 1750 auf 6 Jahre angestellt wurde und sich talentvolle Schüler und Schülerinnen nachzog;[12]) unter den letztern zeichneten sich durch öffentliches Auftreten die Jungfrauen Geymüllerin, Holzachin, Meyerin und Oswaldin aus. Das Publicum trug im Concert eine ausgesuchte Eleganz zur Schau und kam in seiner Mehrzahl aus allen möglichen Gründen eher als aus Interesse an der Musik, weshalb die Nachricht, man komme „um zu sehen und gesehen zu werden", nicht aus der Luft gegriffen ist. Das Schwatzen während des Concertirens nahm oft derart überhand, daß der Direktor das Orchester aus Verzweiflung plötzlich pausiren ließ. Die Leistungen des Orchesters waren kaum schon ideale. Beim Vortrag von Arien war die Begleitung consequent zu stark, da jeder Dilettant sich allzu vernehmlich machen wollte; trat ein Dilettant als Solospieler auf, so wagte er sich in der Regel an ein zu schwieriges Stück. Gute alte Musik wurde oft zu Gunsten rasch vergänglicher Tagesliteratur vernachläßigt. Im Beifallspenden hielt sich das Auditorium nie an die Sache, stets an die Person: am besten kamen die Dilettanten aus vornehmen Basler Familien weg, während wirklich tüchtige musikalische Leistungen todtgeschwiegen wurden.

Für Hebung des Gesangswesens war Singmeister Dorsch recht thätig, doch wurden mit den männlichen Zöglingen, obschon sie den Unterricht umsonst erhielten, keine bemerkenswerthen Resultate erzielt; bis in die 1770er Jahre wurde über Abneigung der Jugend gegen den Gesang geklagt. Das Collegium

[12]) Erstere aus dem Gymnasium, Waisenhaus und obern Collegium.

suchte zwar nach Kräften die vorhandenen Vorurtheile zu zerstreuen, es stellte, da die damalige Vocalmusik großentheils italienisch war, einen Italiener, Namens Nigrini an. Die Instrumentalmusik wurde in bürgerlichen Kreisen dem Gesang vorgezogen, einige Mitglieder des Orchesters scheinen auf ihren Instrumenten schon ganz Erfreuliches geleistet zu haben. Von dem Violinisten Christoph Kachel ist schon die Rede gewesen, der Organist Andreas Fäsch war ein vielbegehrter Clavierlehrer, Musikus Walz muß vielseitig gewesen sein; denn er empfahl sich für Unterricht auf Violine, Baß, Hautbois, Posaune, Zinken und Horn. In den siebziger Jahren erfreute sich Christoph Gengenbach wegen seiner Kunst, die Orgel „mit ungemeiner Anmuth und Fertigkeit" zu spielen, allgemeiner Anerkennung. Der Musiker Salathe, welcher „in Ansehung seiner Kunst und guten Aufführung" das Privilegium erhalten hatte, während der Concertpausen Raffraîchissements zu serviren, unterrichtete vier Bürgerssöhne auf Staatskosten auf den zur Begleitung des Kirchengesangs nothwendigen Instrumenten; er war im Grund ein Pechvogel, da ihm seine guten Ideen zur Verbesserung der musikalischen Zustände gewöhnlich zu spät kamen, was ihn aber nicht hinderte, in sehr vorgerückten Lebensjahren die Concertdirection mit den großartigsten Offerten zu überraschen. Eine originelle Figur war „Friedrich Brändlin ein Würtemberger", Musikdiener und, wenn nöthig, auch Musiker; zu St. Peter blies er zur Begleitung des Kirchengesangs Zinken und Clarinette. Vom Soldaten war er zum Concertdiener und Musiker avancirt, ohne gewisse soldatische Untugenden je gänzlich abzulegen: die Wachskerzenstumpen und Ueberbleibsel der Mahlzeiten waren vor ihm nie sicher. Mit seinem Gehalt konnte er nie auskommen und vermochte denselben durch allerlei Kniffe bis auf 200 fl. emporzuschrauben; trotzdem blieb

seine Redlichkeit auf schwachen Füßen; von Dorsch wurde er einmal vor dem gesammten Orchester darüber interpellirt, wohin denn die 16 Maas Wein, die er unter die Musiker hätte vertheilen sollen, hingekommen seien; darüber gab sein Keller die beste Auskunft. Jahraus jahrein klagte Brändlin über knorzige Besoldung, was ihn aber nicht hinderte, auf dem Todbett dem Collegium seinen Sohn zum Nachfolger zu empfehlen.

Im Ganzen erfreuten sich die Musiker in öconomischer Hinsicht keiner günstigen Stellung. Während z. B. die Regierung in liberalster Weise auswärtige Truppen bei Hochzeiten und Tanzgelegenheiten auftreten ließ, war den Basler Musikern die Ausübung ihrer Kunst auf nicht baslerischem Territorium untersagt. Sie wurden von oben herab geradezu stiefmütterlich behandelt und sollten bei allen möglichen Anlässen gratis mitwirken. So meinte die Regenz der Universität, „das Collegium solle die in seinen Diensten stehenden Musicos soviel als möglich dazu anhalten, alljährlich bei der introductione Rectoris und Decani philosophici der Musik beizuwohnen und ohne Entgelt mitzuarbeiten".

Singmeister Dorsch aus Geißelhäring in Bayern, der schon als Student aus Freiburg nach Basel war berufen worden, ließ sich die Verbreitung und Veredlung des Gesangs in unsrer Stadt recht angelegen sein. Seine Schülerinnen wirkten in den Abonnementsconcerten mit, oft ohne irgend welche Entschädigung, welche zuweilen sehr wohl angebracht gewesen wäre. So läßt (1754) „Jgfr. Oswaldin ihre Armuth wehmüthig vorstellen, indem sie sich nicht im Stand befindet, sich die nöthigen Kleider anzuschaffen, und dessentwegen vor E. Auditorio nicht sehen lassen dörffte, bittet man möchte auß Commiseration ihr etwas beisteuern, umb sich kleiden zu können." Zeitweise hatte Dorsch Mühe, seine Zöglinge im gehörigen

Respekt zu erhalten, so daß er genöthigt war, beim Collegium Klage zu führen „sonderheitlich über Jgfr. Meyer, als welche sich sehr hochmüthig und unwillig aufführe, auch ihme den schuldigen Respect versage" (1752). Ganz vorzugsweise lag ihm alljährlich das Gelingen der Johanni- oder Schwörtagsaufführung am Herzen. Am Sonntag nämlich, der auf den Tag Johannes des Täufers folgt, zogen 7 Uhr Morgens die Räthe vom Rathhaus auf den Petersplatz. Vom obern Gemach des Schützenhauses aus hielt der abtretende Bürgermeister, einen Ehrenkranz auf dem Haupte, an die anwesende Bürgerschaft eine feierliche Anrede, worauf Häupter und Räthe sich in die St. Peterskirche begaben, wo eine auf die Feier bezügliche Predigt angehört und mit Musik der ganze Actus beschlossen wurde. Zweimal, 1751 und 1766, war der leider nicht mit Erfolg gekrönte Versuch gemacht worden, den Regimentswechsel durch eine größere musikalische Feier im Münster festlich zu gestalten.[13]) Aus den Musiktexten, in denen anno 1777 den Landesvätern die Sorge für ihre Unterthanen anempfohlen wurde, ergibt sich, daß der Gesang in den Händen angesehener Personen lag. Auch hier läßt sich, wie in den Concertprogrammen, das Gesetz der musikalischen Steigerung beobachten, insofern zuerst hintereinander Jgfr. Frey, Jgfr. Ryhiner und Herr Johann Meyer als Solisten auftraten, worauf sich Jgfr. Frey und Jgfr. Ryhiner zu einem Duett verbanden und Singmeister Dorsch dem Ganzen mit seinem Gesang die Krone aufsetzte. Es war ihm auch die Leitung der Kirchenconcerte in der Karwoche übertragen. Vermuthlich hat er auch bei der musikalischen Ausstattung des Universitätsjubiläums mitgewirkt, ohne daß dieselbe eine hervorragende gewesen wäre; denn es wechselte damals die Direktion des Collegiums viel

[13]) Vgl. Hubers Statutarium Basiliense S. 5 (Staatsarchiv).

zu oft. Dorsch verstand es, sich eine feste und einflußreiche Stellung zu gründen, Schüler und Schülerinnen in großer Zahl auszubilden und die Gunst des Collegiums in dem Maße sich zuzuwenden, daß Niemand die doch früh genug und sehr scharf hervortretenden Untugenden seiner Künstlernatur zu bemängeln sich getraute. Das Collegium trug gerne zur Verbesserung seiner Stellung bei, doch nur, wie es im Contract lautet, „mit der heiteren Erläuterung, daß er, Herr Dorsch, sich während seinem hiesigen Aufenthalte still und ehrbar aufführe, als worauf es am meisten ankommt.“ Aber sehr bald that Dorsch alles mögliche eher, als gerade dieses letztere; zahlreiche Klagen über seine Liederlichkeit im Ertheilen von Lectionen, zeitweiliges Durchbrennen, Unhöflichkeit gegen Schüler und Collegen, Vergeßlichkeit im Schuldenzahlen kehren sehr häufig wieder. Da er aber als guter Musiker unentbehrlich war, so drückte das Collegium angesichts seiner menschlichen Schwächen mehr als nur ein Auge zu.

Sonst füllte das Collegium seinen Posten mit großer Kenntniß und Hingebung aus, oft wurde es von der Regierung in Angelegenheiten der Kirchenmusik um ein Gutachten angegangen und hatte z. B. bei den Wahlen der Organisten ein gewichtiges Wort mitzureden. Den Concertbesuchern suchte es auch in geselliger Hinsicht Etwas zu bieten, indem es den Versuch machte, sie (1751) zu vierteljährlich wiederkehrenden Fronfastenmahlzeiten auf dem Musiksaal, das Gedeck zu fünfzehn Batzen und drei Batzen für Tafelmusik, einzuladen; doch wurde der Versuch wegen zu schwacher Betheiligung bald wieder aufgegeben. Besser scheint 1753 eine Schlittenfahrt mit darauf folgendem Ball beliebt zu haben.

Indessen saß dem Collegium das böse Geschick in der Person des Singmeisters Dorsch auf dem Nacken. Das an=

steckende Beispiel, das er mit seiner Pflichtvergessenheit gab, wirkte ansteckend auf die übrigen Musiker. Es kam im Collegium zu ernsthaften Mißhelligkeiten darüber, ob gegen seine Dienstversäumnisse einzuschreiten sei oder nicht, und die Mitglieder standen sich als Freunde und Feinde Dorschs gegenüber; darunter litten die Concerte, zudem war 1755 Direktor Pfaff gestorben; da wurde, um dem Collegium aus der Sackgasse herauszuhelfen, folgender Anzug gestellt und berathen: „Man möge ein Mittel erdenken, umb zwischen denen Herren E. Gliederen bessere Harmonie zu pflanzen.“ Endlich, unmittelbar bevor sein sechsjähriger Contract abgelaufen war, schlug Dorsch dem Faß den Boden selber aus. An einem Samstag Abend, anstatt Arien abzuschreiben, saß er bis in die tiefe Nacht im Wirthhaus und war unfähig, sich zum Sonntagmorgengottesdienst mit vollem Bewußtsein einzufinden. Damit wurde die Feier des Schwörtaggottesdienstes empfindlich gestört; denn kein Singmister wollte anstimmen. Zu wiederholten Malen wurde Dorsch nach St. Peter citirt, doch das eine Mal hatte er sich verschlafen, das andre Mal die Musikalien nicht fertig schreiben können, endlich hieß es, er sei nicht rasirt. Jetzt verlor sogar die Regierung ihre väterliche Geduld und ließ dem liederlichen Singmeister den Laufpaß zustellen.[14]) Nochmals machten trotz alledem seine Freunde eine allerdings vergebliche Anstrengung, den unentbehrlichen Dorsch durch ein Hinterthürlein wieder an seinen Posten zu practiziren. Er mußte in der That Basel verlassen, scheint aber trotz seinen vielen und ausgesprochenen Lastern eine Lücke hinterlassen zu haben, sonst wäre er nicht einige Jahre später, als über die frühern Vorkommnisse Gras gewachsen war, ohne Widerspruch in Amt und Ehren eingesetzt worden; 1764 folgte dann freilich seine

[14]) Vgl. Collegium Musicum St. 29. D. Nr. 6 (Staatsarchiv).

Entlassung zum zweiten Mal; merkwürdiger Weise ließ sich aber das Collegium Musicum in seiner unerschöpflichen Langmuth 1776 bewegen, ihn wiederum anzustellen. Von 1761 an wurde allerdings ein zweiter Singmeister, Benedict Kraus von Salzburg angestellt. Ihm fiel die Aufgabe zu bei Concerten und Festmusiken „sowohl das Clavier als andere ihm bekannte Instrumente zu tractiren und mitspielen zu helfen"; leider verließ er 1762 Basel schon wieder, da ihn Markgraf Ludwig Georg von Baden zu seinem Hoftenoristen ernannt hatte.[15])

Eine gefährliche Concurrenz erwuchs dem Collegium im Theater. Einerseits wurde durch dasselbe die Concertfrequenz beeinträchtigt, anderseits stellte es die Gewissenhaftigkeit der Musiker auf die Probe; denn es war eine harte Versuchung für das Musikerpersonal, im Concert dem Reich der Töne zu dienen, während zu gleicher Zeit auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, gespielt wurde. Als es einmal so weit kam, daß das Orchester samt der Concertsängerin in der Theatervorstellung sitzen blieb und das Concertpublicum umsonst auf die Symphonie warten ließ, da war Abhilfe dringend nothwendig. Man verlegte deshalb die Concerte auf die Zeit nach dem Sonntagnachmittaggottesdienst, später auf den Samstag, auch (1773) auf den schon früher üblichen Mittwoch. Es kostete nicht geringe Mühe, das Schifflein der Frau Musica durch alle diese Klippen, die sich dem Collegium in Gestalt eines Concurrenzinstitutes oder in Gestalt pflichtvergessener Musiker oder gar Direktoren entgegenthürmten, ohne Schaden hindurchzusteuern. Besonders das Ausfindigmachen geeigneter Direktoren verursachte ganz erhebliche Schwierigkeiten. Nachdem verschiedene Musiker einander rasch in dieser Würde abgelöst

[15]) Vgl. Archiv der Allg. Musikgesellschaft, Bd. III.

hatten, mußten in Ermanglung von Fachleuten mehrere Male sogar Dilettanten den Taktstock schwingen, so ein Dr. Heinrich Burckhardt (1755—1760), Notar Oberriedt (1760). Sie erwarben sich allgemeine Anerkennung, die ihnen vom Collegium in Gestalt von silbernen Kaffelöffeln, Kaffekannen und dergl. gelohnt wurde. 1762 wurde der tüchtigste der Musiker, Dömmelin, mit der Direktion betraut, obschon er früher einmal wegen Insubordination war gejagt worden. Als Solist erfreute er sein Auditorium mit eigenen Claviercompositionen, von der Regierung wurde er zum Orgelinspector ernannt, und das ihm geschenkte Zutrauen hat er der Stadt Basel damit gelohnt, daß er seine reiche musikalische Büchersammlung der öffentlichen Bibliothek vermacht hat.

Gedruckte Concertprogramme gab es nicht, die beiden Bürgermeister wurden auf ihren ausgesprochenen Wunsch hin mit geschriebenen Programmen ausgezeichnet; sie zu drucken wäre schon deshalb nicht wohl angegangen, weil bei den Mitwirkenden das bekannte „plötzliche Unwohlsein" eine noch größere Rolle spielte als heutzutage und demzufolge die Programmänderungen sozusagen auch zum Programm gehörten. War eine Verstärkung des Orchesters geboten, so fand man immer in Hüningen Aushilfe. Näheres über die Pflege der Vocalmusik erfahren wir nicht; wenn sie ungefähr wie anderwärts beschaffen war, so war sie auf jeden Fall vor den hochgesteigerten Anforderungen der Jetztzeit nicht stichhaltig, aber gewiß im Vergleich mit dem, was damals andere Städte von gleichem oder höherm Rang leisteten, anerkennenswerth. Von 1761 fand häufig in der Karwoche oder auf Pfingsten ein „concert spirituel" statt, 1767 wurde bei einer Auflage von 600 Textbüchlein das bis auf den heutigen Tag aufgeführte Oratorium „der Tod Jesu" von Graun gegeben. In den Abonnements-

concerten wurden von 1764 an hin und wieder ganze Opernakte aufgeführt. Von Zeit zu Zeit findet sich die Notiz, man habe wieder eine Anzahl Symphonien und Arien aus Italien bestellt. Die Besetzung der Soli geschah, wenn es irgendwie thunlich war, durch einheimische Kräfte, unter welchen sich Jgfr. Englerin und Jgfr. Tschudin — letztere ihres Berufes Dienstmagd — rühmlich hervorthaten. Zweitens ließen sich auch fremde Sängerinnen hören, und bald war das Publicum von solchen Gästen derart entzückt, daß sich das Collegium zur Anstellung einer italienischen Sängerin, der Signora Gizielli (1771) entschloß. Madame Gizielli aus Neapel „promet de chanter chaque jour de concert trois airs italiens“, sie verpflichtete sich desgleichen „d'assister et de chanter dans toutes les musiques d'église.“ Die allmälige Verbesserung der Concertleistungen hatte bald auch eine andere, höchst wohlthätige Einrichtung zur Folge, nämlich eine Reduction der Concerte, die Saison morte dauerte nun von Ende Mai bis Mitte Oktober. Mad. Gizielli befriedigte die Erwartungen des Basler Publicums in hohem Grade, so daß das Collegium sie immer wieder engagirte „und zwar auß dem Grund, weilen diese Sängerin dem Publico sehr angenehm, und zu befürchten, daß durch derselben Entbehrung Viele Herren honoraires könnten bewogen werden zurückzubleiben.“ Das Institut selber, eine Concertsängerin fix für die Dauer eines oder mehrerer Winter regelmäßig in jedem Concert auftreten zu lassen, war für lange Zeit das, was den hiesigen Bedürfnissen am besten entsprach und zugleich die Kasse des Collegiums nicht über Gebühr in Anspruch nahm. Fünf Jahre hindurch dominirte nun die Gizielli im Concert und trat erst zurück, als das Collegium langmüthig genug war, den alten Dorsch wieder nach Basel zu ziehen. In den Reisebriefen eines Sachsen aus

der Schweiz[16]) finde ich ein ungünstiges Urtheil über die Gizielli: „Indessen hält man — so heißt es dort — doch eine Sängerin, eine alte Italienerin, deren Stimme vorüber ist und die diesen Verlust weder durch Kunst noch durch Geschmack ersetzt." Günstiger spricht sich freilich ein anderer Zeitgenosse (1773) aus:[17]) „Unter andern hörten wir eine italienische Sängerin, die gut sang, ob sie gleich alt war." Als die Gizielli nachgerade ganz aus der Mode kam, veranlaßte man sie durch Reducirung ihres Gehaltes zum Weggang von Basel und nahm dafür (1776) den alten Dorsch, der sich arm und verschuldet in Berlin herumgetrieben hatte, in Gnaden wieder an. Damit war aber dem Concert wenig gedient. Denn jetzt beklagten sich die Abonnenten mit vollem Recht, daß sie den mehr als 30 Jahre im Dienst stehenden Dorsch mit seiner ausgesungenen Kehle wieder hören müßten und gaben ihr Abonnement auf. In den erwähnten Reisebriefen heißt es von Dorsch: „Der Sänger wird von dem hiesigen Publicum allgemein als ein verdienter Tonkünstler anerkannt; auch soll er eine gute Stimme gehabt haben, von der sein hohes Alter und seine mehr als unregelmäßige Lebensart jetzt nichts mehr als einige Reste zurückgelassen haben." Endlich sah auch das Collegium ein, daß es mit Dorschs Wiederberufung einen Mißgriff gethan habe, und gab ihm 1781 den endgiltigen Abschied. Bis zu Anfang der achtziger Jahre wird die Situation immer kläglicher; das Collegium hat fast nichts als Austrittsanzeigen der Concertbesucher und Bettelbriefe der schlecht bezahlten Musiker zu registriren. Niemand wollte die Schuld an diesem traurigen Stand der Dinge tragen, das Collegium jammerte im Allgemeinen

[16]) Vgl. Briefe eines Sachsen (Küttner) aus der Schweiz an seinen Freund in Leipzig, I. 231.

[17]) Vgl. Biörnstahls Briefe, V. 57.

über Mangel an Sinn für die edle Musik, das Publicum über die Unfähigkeit des Collegiums, und beide hatten Recht. Schließlich sah sich das Collegium mit Hinterlassung eines beträchtlichen Deficits zur Demission genöthigt.

Nun trat ein wohlthätiger Personenwechsel ein, elf Mitglieder, an ihrer Spitze Daniel LeGrand und Peter Ochs,[18]) thaten sich 1783 zu einer „Concertdirektion“ zusammen und brachten die Concerte bald wieder in neuen Flor. Daneben gedieh auch die Hausmusik in erfreulicher Weise, hatte doch der Besitzer des blauen Hauses einen vollständigen Musiksaal eingerichtet, über welchen eine Zeitgenossin[19]) Folgendes schreibt: „On me montra une grande et belle maison meublée simplement, d'une propreté ravissante; j'y vis une salle consacrée à faire de la musique; tous les instrumens nécessaires à un grand orchestre y sont déposés et appartiennent au propriétaire. La collection de musique, qui est fort considérable, d'après un léger apperçu, ne nous parut point agréable. Nous ne trouvâmes que des auteurs allemands(!), inconnus aux amateurs du genre en vogue sur les deux premiers théâtres de notre capitale.“

Die neue Concertdirektion hielt bis 1799, als die Weltereignisse ihre Wellen bis in den Concertsaal zu schlagen anfingen, auf ihrem Posten aus. Neben der Ausbildung der einheimischen Kräfte wurde namentlich der Sologesang zu Ehren gebracht. Jeden Winter wurde eine fremde Sängerin engagirt,

---

[18]) Die übrigen Mitglieder waren: J. J. Merian, Jakob Sarasin, Paulus Preiswerk, Burckhardt im Kirschgarten, Gerichtsherr Bernoulli-Hieron. de Nicl. Bernoulli, Bischoff zum Luft, Peter Hans Balthasar Burckhardt, Samuel Ryhiner.

[19]) Vgl. Voyage d'une Française (Londres 1790) I. 76.

nur ein einziges Mal zur Abwechslung ein Sänger, Namens Bianchi, während Dilettanten nach wie vor im Concert auftraten. Besonderer Ehre wurde Fräulein Bayer aus Mömpelgart gewürdigt, die so beliebt und gefeiert war, daß sie in der Equipage in's Concert abgeholt wurde. Wollten durchreisende Künstler von Bedeutung concertiren, so trat ihnen die Direktion Saal und Orchester meistens gratis ab und garantirte ihnen eine gewisse Zahl von Plätzen, vorausgesetzt, daß sie sich vorher im Abonnementsconcert gratis hören ließen. Eine Reihe von Virtuosen concertirte in dieser Weise: 1751 der Cellist Lancetti aus Turin, der Fagottist Della Valle nebst Tochter, 1779 der vorzügliche Violinvirtuose von Esser, 1783 der berühmte Cellist Jeanson, 1784 Mlle. de Paradés, eine blinde Claviervirtuosin aus Wien, Mad. Mara aus Besançon, 1787 der hochberühmte Violinist Ignaz Fränzl, Capellmeister zu München, später Theatercapellmeister zu Mannheim, 1790 der Virtuose Jarnowitz. Den Letztern hörte der comte de Clairvoyant[20]) und berichtet über seinen Concertbesuch wie folgt: „.... ce n'est qu'en hiver qu'on peut jouir de la vue des dames dans une salle, où elles se rendent en grande parure tous les mercredis, pour assister à un concert donné par des amateurs. Il est facile aux étrangers un peu connus de s'y faire admettre gratuitement. Il est rare toutefois qu'en temps de foire, il n'y ait quelque concert extraordinaire au profit des grands maîtres, qui passent par cette ville, et qui se sont pourvus de quelque bonne recommandation. Mais alors, comme vous pouvez bien le croire, l'entrée n'est pas gratuite, et le prix ordinaire des billets est de quarante cinq sous de France. Il n'y a que deux jours, que le célèbre Jarnowitz

[20]) Vgl. Lettres sur la Suisse, par le Comte de Clairvoyant. I. 56.

a donné un de ces concerts, où ce virtuose, à la grande satisfaction de tous les spectateurs, a donné de nouvelles preuves de la supériorité de son talent. Il est d'usage dans ces sortes d'occasions, que quelque jeune dame ou demoiselle de la ville chante, ou touche de quelque instrument: ce qui ne contribue pas peu à augmenter l'intérêt de cette espèce de spectacle."

So war die Concertdirection nach allen Seiten bestrebt, die Verhältnisse zu ordnen, das Interesse der Musiker anzuspornen, ohne den Vortheil ihrer Abonnenten außer Acht zu lassen. Bereits taucht auch der Gedanke auf, eine Musikschule in's Leben zu rufen. Nur schade, daß derjenige, der ihn practisch durchführen wollte, ein Greis von 75 Jahren war: der schon erwähnte Salathe. 1786 nämlich reichte er der Regierung eine Bittschrift[21]) ein. „Ich fühle mir noch genugsame Kräfte und darf mir auch ohne Ruhm schmeicheln, die nöthigen Talente zu besitzen, eine neue Musikschule einzurichten und die Pflichten eines Lehrers sowohl in der Vocal-Musik, als in mehreren Theilen der Instrumental-Musik zu erfüllen. Verschiedene erleuchtete Kenner eines löbl. Collegii Musici unterstützen mich in diesem Vorhaben und glauben mit mir, daß der Geschmack und die Begierde zur edlen Musik nnter unserer bürgerlichen Jugend wieder aufleben, auch das Gesang der Kirche[22]) verbessert sein würde, wenn Euer Gnaden gnädigst geruhen wollten, wie ehemals öffentlichen Unterricht in der Musik ertheilen zu lassen (Vgl. S. 8), und daß auch wie

[21]) Staatsarchiv St. 29. D. Nr. 12 (Collegium Musicum).

[22]) Der Kirchengesang scheint damals sehr im Argen gelegen zu haben; denn 1782 macht das geistl. Ministerium der Regierung Vorschläge über die Verbesserung des Kirchengesangs. Umsonst. 1787 erneuert es dieselben. (Staatsarchiv St. 76. G.)

ehemahlen Tonkünstler unter unsern Mitbürgern aufstehen würden, die wir jetzt von Fremden mit großen Kösten zu uns locken müssen. . . . . . Die darauf zu verwendenden Unkosten sind keine oder sehr gering. Der Ort, nämlich das Refectorium der Bursanten im Obern Collegio, wird täglich gewärmt und ward auch schon ehedem diesem Unterricht gewidmet. Auf Euerer Gnaden Befehl bin ich erbietig 3 oder 4 Tage in der Woche Abends von 4—7 Uhren alle Burgers-Söhne, auch Schirms Verwandte in den Grund Regeln der Sing-Kunst, von blasenden Instrumenten in der flûte traversière und des Bassons zu unterrichten. Andere, die Saiten-Instrumente, als Violin und Baß, vorzüglich zu üben erwählten, verspreche ich, durch unermüdeten Fleiß so weit zu führen, daß sie durch eigene Uebung bequeme Musici werden können. Junge Bürgers Töchtern, die eine helle Stimme und Begierde zur Musik besitzen, erbiete ich in ihren Häusern gratis zu unterrichten." Um seine Meinung befragt, gab das Collegium Musicum zur Antwort, prinzipiell sei es mit der Gründung einer Musikschule durchaus einverstanden, doch besitze es nicht genug Mittel, die nöthigen Instrumente zu liefern, und noch viel weniger sei ein Greis die Persönlichkeit, ein solches Institut in's Leben zu rufen.

Somit gehörte eine Musikschule einstweilen noch in's Reich der Träume. Zunächst suchte die Concertdirektion innerhalb des noch enger gesteckten Rahmens ihrer Aufgaben möglichst viele Verbesserungen anzubringen. Vorerst wurden die Besoldungen der Musiker mit ihrer Leistungsfähigkeit einigermaßen in Einklang gebracht, die Anzahl der besoldeten Musiker wurde, sobald die Finanzen es gestatteten, erhöht und betrug 1790 circa zwanzig, ihre Solovorträge wurden, wie nur recht und billig, extra honorirt, erwünschte Verstärkung lieferte eine an-

sehnliche Zahl von Dilettanten, deren Schaar zeitweise derart überhand nahm, daß sie nur abwechslungsweise mitwirken konnten; das gesammte Orchester mochte somit 30—40 Mann zählen. Jährlich fanden circa 20 Abonnementsconcerte statt, ungerechnet die mancherlei Benefiz- und Kirchenconcerte sowie die Schwörtagsmusik. Als Dirigent erwarb sich einen verdienten Namen Christoph Kachel (1728—1793), der von der I. Violine aus das Orchester zu dirigiren pflegte; er brachte mit großem Erfolg das Violinspiel in Basel zu Ehren.

In den damaligen Programmen bürgerten sich unter den Symphonien die Werke Haydns und Mozarts allmälig dauernd ein, dann folgten in der Regel zwei Arien und eine Menge Solovorträge von Musikern und Dilettanten, hin und wieder Streichquartette und Streichquintette. Die Concertdirektion mußte auch das finanzielle Gleichgewicht zu erhalten; für die Mitwirkung an der Schwörtagsmusik ließ sie sich jeweilen mit 100 Neuthalern (gegen 600 Fr.) entschädigen. Die Mitglieder der Direktion mußten sich mit 6 Louisd'or (= 138 Fr.) einkaufen. Das Concertabonnement für eine Person kostete 4 Neuthaler, für Vater und Sohn 6 Neuthaler, für Vater und mehrere Söhne 8 Neuthaler. Damen und Fremde wurden gratis eingeführt. Klagen über störendes Benehmen derjenigen Concertbesucher, die nur, um zu sehen, nicht um zu hören, sich einfanden, verschwinden nie von der Tagesordnung. Während der Hauptpausen war die Conversation so lebhaft wie an der Börse; schlimm genug, daß sie oft die musikalischen Vorträge störend unterbrach, noch schlimmer, daß sie hauptsächlich dem schönen Geschlecht und den Kindern zur Last fiel, und daß die Proclamationen und Anschläge der Direktion nie eine entschiedene Sprache annehmen durften, sondern sich immer im Tone der ergebensten Höflichkeit halten mußten. Vielen wirklichen Musik-

freunden wurde der Lärm des Publicums „unerträglich" und sie fingen an dem Concert fern zu bleiben. Da erließ die Direktion (1789) folgendes „Avertissement": „Da die Herren Direktoren des Löbl. Concerts wahrgenommen und gehört haben, daß mehrere Liebhaber und Liebhaberinnen der Musik dieses Jahr das Concert weniger als sonsten besuchen, weilen sie durch die immer fortdaurende Conversation in ihrem Vergnügen gestört werden: So ersuchen sie auf's höflichste dieselben, sich künftig wieder einzustellen, mit der Versicherung, daß alle anwesenden Ehren-Personen beiderlei Geschlechts sich gewiß bestreben werden, den wahren Endzweck dieses Löbl. Instituts nicht durch Aufstehen während denen beiden Akten der Musik, noch mit starken Reden zu unterbrechen, und gerne das Vergnügen der Conversation auf die Entreactes einschränken werden, damit sowohl Symphonie als andere Instrumental- und Vocal-Musik von denen Liebhabern und Gönnern rein und ununterbrochen genossen werden könne.

Direktion des Löbl. Concerts."

Als auch diese Sprache nicht fruchtete, drohte die Direktion allen Ernstes mit ihrem Rücktritt: „Auch versieht man sich zur natürlichen Gefälligkeit des schönen Geschlechtes von sämtlichem jüngerem und älterem Frauenzimmer, daß sie hierinnen mit gutem Beispiel den Ton geben werden, so wie selbige geziemend ersucht sind, sich während der Musik auch das Aufstehen nicht zu erlauben. Sollte die Direktion nicht glücklicher in ihrer Bitte sein als voriges Jahr, so würde sie sich in die Nothwendigkeit versetzt sehen, für ein künftiges Jahr die Hand von diesem so beliebten Institut abzuziehen." Gänzlich gelegt hat sich dieses Unwesen noch lange nicht. Noch in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts war das Conversiren oft so lebhaft, daß Musikdirektor Tollmann häufig mit dem

Orchester plötzlich pausirte. Immerhin hatte die oben erwähnte Verordnung von 1789 den entschiedenen Erfolg, daß die Direktion sich getrauen durfte, die zwei halbstündigen Pausen zwischen den verschiedenen Theilen des Programms in eine einzige zusammenzuziehen. Sie verstand es überhaupt, ihr Publicum richtig und nach den vorhandenen Verhältnissen, nicht nach einem idealen Maßstab, zu beurtheilen. So stellte sie den vielen Ehemännern und Brüdern, welche bloß ihren Frauen und Schwestern zu Liebe das Concert besuchten, denen aber Musik im Grund ein Greuel war, im Hintergrund des Concertsaals Spieltische und Kartenspiel zur Verfügung, und lenkte damit die störenden Elemente in die Ferne ab. Gegen diese Neuerung erhob aber plötzlich die Regenz der Universität als Eigenthümerin des Lokales Einsprache und erließ ein Verbot gegen das Kartenspielen in ihrem Saal. Die Concertdirektion ließ sich jedoch nicht ohne Weiteres einschüchtern, sondern versuchte auf gütliche Weise den Streit beizulegen, und endlich geschah es, daß die Zähigkeit der Concertdirektion über die Strenge der Regenz den Sieg davontrug und letztere ihren Beschluß annullirte.

Mit dem Ende der neunziger Jahre brach auch für das Concertwesen eine trübe Zeit an; die kriegerischen Ereignisse verpflanzten sich auf Schweizer Boden, und während solcher Krisis die Pflege der Musik zu fördern hatte Niemand weder Lust noch Muth. Man suchte zu retten und zu halten, was möglich war; zunächst theilte man die 20 Concerte in Concerte und Bälle, so daß 10 Concerte und 10 Bälle abgehalten wurden; umsonst, das Concert blieb leer, der Ball fand Zuspruch, das Concert ging 1799—1800 ganz ein, der Ball dauerte fort. Abwechslungsweise wurde auf der Zunft zu Safran, zum Schlüssel und im Collegium trotz seiner angeblichen Baufälligkeit getanzt.

Nichts ist begreiflicher, als daß in den nun folgenden Kriegsjahren, da ganz Europa in Waffen stand, da Handel und Gewerbe stockten, finanzielle Beklemmung Staat und Private nach allen Seiten einengte und ihre Kräfte aufzehrte, das Concertwesen auf längere Zeit einem Stillstand verfiel. Wohl veranstalteten einzelne Musiker, um ihr Fortkommen zu ermöglichen, Concerte. Es fand sogar, während viele Franzosen sich in Basel aufhielten, die französische Musik in Basel Eingang. 1800 führte ein Künstler Namens Böhm auf der Münsterorgel die Schlachten Napoleons in einem Tongemälde auf, wobei die Kanonenschüsse auf der großen Trommel gegeben wurden. Bei einem Gelegenheitsconcert im Collegium fingen in Abwesenheit der vornehmen Welt die Franzosen im Takt an zu stampfen, pfeifen und singen und verlangten einen Walzer zum Tanzen, worauf eine Behördensperson sie nur damit zu beschwichtigen vermochte, daß sie die Baufälligkeit des Collegiums in recht eindringlichen Worten schilderte.

1803 ging mit dem Aufhören der helvetischen Republik auch für die Concerte wieder eine bessere Zeit an, ohne daß gerade ein totaler Umschwung aller Verhältnisse stattgefunden hätte. Noch 1807 brachte es die Direktion nicht über das Herz, den Juden das Abonnement zu gestatten. Wiewohl auch später 1813 bis 1815 die kriegerischen Ereignisse sich bis hart vor Basels Thore herandrängten, wiewohl es in den dreißiger Jahren an bürgerlichen Wirren nicht fehlte, so waren die Unterbrechungen, welche eintraten, doch nur von momentaner Art, zu einem längern Stillstand der Concerte, einem Abdanken der Direktion kam es nicht mehr. Zunächst ließ man Ball und Concert regelmäßig abwechseln, da zeigte es sich bald, daß die Bälle zahlreicher besucht wurden als die Concerte. Hierauf kam die Direktion auf den Gedanken, Concert und Ball an

einem Abend hintereinander abzuhalten, dieses Unding von Musik und Tanz erhielt den Namen „Concertball“ und hatte, wie dies schon in der Wortbildung enthalten ist, den Hauptnachdruck auf dem Ball. 1812—1814 folgte eine rechte Leidenszeit für die Concertdirektion. Die Schwierigkeiten, das Institut überhaupt nur zusammenzuhalten, wurden so groß, daß Niemand mehr das Präsidium führen wollte und das Loos entscheiden mußte. 1813 fielen von dreizehn projectirten Bällen zehn aus, und das Jahr darauf waren die Mittel so knapp, daß nicht nur keine Concertsängerin mehr konnte angestellt werden, sondern daß den Musikern erhebliche Abzüge an ihrer Besoldung mußten gemacht werden, was letztere, in Anbetracht der unabänderlichen Verhältnisse, zum großen Theil „mit Vergnügen“ unterzeichneten. Man suchte sie durch Anweisungen auf Benefizconcerte bei guter Laune zu erhalten.

Was in den drei ersten Dezennien dieses Jahrhunderts für das Concertwesen bei uns gethan wurde, knüpft sich an den Namen des in hohem Grade verdienten Musikdirektors Johannes Tollmann, eines Schülers des oben erwähnten Ignaz Fränzl. Schon mit 8 Jahren hatte er mit seinem Violinspiel die Aufmerksamkeit des Curfürsten von der Pfalz in Mannheim auf sich gelenkt. 1804 wurde er nach Basel berufen, nachdem ein Jahr vorher die Unterhandlungen mit Herrn Kreutzer, sehr wahrscheinlich dem Componisten des Nachtlagers, [23]) um Uebernahme der Direktion zu keinem Resultate geführt hatten.

---

[23]) Diese Vermuthung gewinnt dadurch an Haltbarkeit, daß Conradin Kreutzer, wie Martin Vogt in seiner Autobiographie (S. 168 des Manuscripts) bezeugt, sich in Basel aufhielt. („Mehrere Jahre darauf traf ich Herrn [Conradin] Kreutzer auf einer Kunstreise in Basel, wo er Clavierconcerte gab.“)

Tollmanns Einfluß machte sich rasch in der vortheilhaftesten Weise bemerklich, und bald wurde ihm die Direktion der Concerte angeboten, die er bis zu seinem Ende innehielt, trotzdem drei Hauptstädte der Schweiz, drei Städte Deutschlands und zuletzt noch 1817 das Mainzer Stadttheater ihm ehrenvolle Direktionsposten anboten. Tollmann war der erste, welcher zur Erzielung künstlerisch vollendeter Concerte regelmäßige Orchesterproben einführte, er besetzte die erste und zweite Violine mit je 10 Geigern und suchte die Programme auf das damalige Niveau der Kunst zu heben. Er zuerst hat Mozarts und besonders Beethovens Symphonien eingebürgert, obschon sich gegen die letztern noch längere Zeit eine hartnäckige Opposition geltend machte, da noch viele von den „ganz langen", d. h. Beethovenschen Symphonien nichts wissen wollten. Tollmann verstand es, das Terrain langsam aber sicher zu erobern und dem Publikum zu Gefallen an der Partitur fröhlich zu streichen, d. h. sowohl das allzu Schwierige als das allzu Unverständliche auszulassen. Nur durch Concessionen dieser Art an das Publikum gelang es, allmälig und schrittweise die Concerte aus bloßen Unterhaltungsabenden ihrer wahren Bestimmung entgegenzuführen. Tollmann galt unter den Musikdirektoren in der ganzen Schweiz bald als Nummer Eins. Sehr anerkennend spricht sich u. A. Spohr [24]), ebenso ein Zeitgenosse, der längere Zeit mit ihm in regem Verkehre stand, über ihn aus. Es ist dies der Organist Martin Vogt, geb. 1781 zu Kullmain in der obern Pfalz, gest. 1854 als Organist in Colmar. Derselbe hatte 1812 einen Ruf als Organist und Lehrer in Arlesheim erhalten und schreibt über die Beziehungen, die er von dort aus

---

[24]) Spohr concertirte 1816 in Basel. Vgl. „Louis Spohr's Selbstbiographie", I. 250.

mit Basel unterhalten hat, wie folgt:[25]) „Schon im ersten Monate meines Aufenthaltes wurde ich von Herren in Basel ersucht, Musikunterricht zu geben; auch wurde ich ersucht, in den Concerten, wovon alle Sonnabende Probe und Sonntag Abends Concert war, mitzuwirken. Dies war nun sehr mühsam für mich, da die Proben immer bis nach 10 Uhr dauerten, und ich also in der Mitternacht noch nach Arlesheim zurückkehren mußte, um Sonntag Morgens im Gottesdienste zu sein. Abends ging ich wieder in's Concert nach Basel. . . . .“ Herr Tollmann, der damalige Musikdirektor in Basel, ein Mann für die Musik, dergleichen wenige mehr gefunden werden, sorgte mehr für fremde Künstler, die nach Basel kamen, als für sich und die Seinigen. Kam ein ausgezeichneter Musiker nach Basel, so war er unermüdet, demselben ein einträgliches Concert zu Wege zu bringen. Bei ihm waren alle Künstler wie zu Hause, und eben bei ihm lernte ich kennen Fränzl aus München (Ferdinand, Violinspieler wie sein Vater Ignaz), den berühmten Violinspieler und Compositeur, Winter, Kapellmeister in München, der mehrere Jahre nacheinander eine seiner Schülerinnen als Sängerin für die Wintermonate nach Basel brachte, Carl Maria von Weber, der zwei Concerte gab, Kapellmeister Spohr, Violoncellist Romberg und noch viele andere. Herr Tollmann kam mit all diesen Künstlern zu mir nach Arlesheim. An einem Tage, da ich eben nach Basel sollte, an dem ich auch der ältern Tochter des Herrn Tollmann Klavierstunde geben sollte, und ich mich nicht von Haus entfernen konnte, da meine Frau Kindbetterin war, kam Nachmittags Herr Toll-

[25]) Vgl. „Lehr- und Wanderjahre eines Organisten.“ (Die Ueberlassung des Manuscripts dieser anziehenden Autobiographie verdanke ich dem Herrn Staatsarchivar Dr. Rud. Wackernagel.)

mann mit dem Sohn des berühmten Mozart. Angenehmer hätte mir kein Besuch kommen können, da ich schon von Jugend auf ein leidenschaftlicher Anbeter Mozarts war. Mozart gab dann ein Concert in Basel, in dem er nur Compositionen von seinem Vater spielte. Aber immer erfreut es mich herzlich, den Sohn Mozarts gesehen und gesprochen zu haben." Um diese Zeit gab Vogt ein sehr zahlreich besuchtes Concert auf der S. Petersorgel zu Basel; er würde gerne die Organistenstelle zu S. Peter angenommen haben, wenn er Protestant gewesen wäre; so aber riethen ihm seine katholischen Verwandten dringend von einer Bewerbung ab.

1806 wurde zum ersten Mal unter Tollmanns Direktion zu Ehren der eidgen. Tagsatzung Haydns „Schöpfung" in der französischen Kirche am Todtentanz aufgeführt. Das damalige Textbuch führt den Titel: „Die Schöpfung. In Musik gesetzt von Herrn Joseph Haydn, Doktor der Tonkunst, Kapellmeister in wirklichen Diensten Sr. Durchlaucht des Herrn Fürsten von Esterhazy, und der königl. schwed. musikalischen Akademie-Mitglied." Tollmann war der erste, der auch den sehr vernachläßigten Chorgesang, der noch in den allerersten Anfängen schlummerte, zu wecken und zu organisiren verstand. Auch hier scheint die Mühe keine geringe gewesen zu sein; denn noch lange dauert es, bis sich ein festes Conglomerat von Gesangskräften endlich als lebensfähiger Verein constituirte. Vorerst mußte Tollmann zufrieden sein, für allerlei Anlässe und besondere Gelegenheiten jeweilen einen Chor zusammenzubringen. So wurde 1811 aufgeführt: „Das Vater Unser, von Mahlmann. In Musik gesetzt von F. H. Himmel. Basel 1811." 1812 wiederum fand zu Ehren der in Basel versammelten Tagsatzung im Münster ein Concert statt, dessen Text dem festlichen Anlaß entsprechend war. Einen neuen, kräftigen

Impuls erhielt die Pflege des Chorgesangs durch die im Jahr 1808 in Luzern erfolgte Gründung der schweizerischen Musikgesellschaft. In Zürich fand 1809 das erste schweizerische Musikfest statt. Als schönste Frucht desselben ist das allenthalben erwachende Gesangswesen zu betrachten. 1811 nahm sich ein Ausschuß der gemeinnützigen Gesellschaft, bestehend aus den Herren Rektor Miville, Heusler-Kuder, Bernoulli-Paravicini und Merian Diac. des Gesangswesens an und lud „die Jünglinge und Töchter der bemittelten und gebildeten Stände Basels" durch Circular [26]) zum Beitritt in eine Chorschule, in welcher Herr Haag, vormals Gesanglehrer in Pestalozzis Anstalt, den Unterricht ertheilte. Als Zweck wurde die Beförderung edler, häuslicher Freuden und erhöhter Religiosität angegeben. Man wollte besonders auch auf Hebung des Kirchengesanges hinarbeiten. Hatte dieses Institut einen vorwiegend privaten Charakter, so stellte sich Tollmann sein Ziel schon höher, als er 1815 durch Inserat zur Bildung einer Chorschule einlud. Von welchem Erfolg das Unternehmen begleitet war, läßt sich bloß errathen; die Folge war, daß Basel unter seiner Leitung 1820 das schweizerische Musikfest übernehmen konnte. Ein Chor von 120 Personen wurde eingeübt, zahlreicher Zuzug von auswärts fand sich ein, die Zürcher rückten auf festlich beflaggtem Schiffe zu Wasser an, das Orchester wurde durch fremde Verstärkung auf 130 Mann gebracht. Am Festconcert wurden Haydns Jahreszeiten und der erste Satz aus Beethovens Symphonie in D-dur in der Leonhardskirche aufgeführt. Für Basel trug das Fest reiche Früchte. 1821 gründete Tollmann den „musikalischen Uebungsverein" für Chor und Orchester, welcher bald in öffentlichem Concert das Finale

[26]) Vgl. Vaterl. Bibl. P. 18.

aus Don Juan aufführte. Inzwischen war als Lehrer zur Einführung des für Basels Schulen als Obligatorium erklärten Gesangs Ferdinand Laur nach Basel berufen worden. Derselbe stiftete ebenfalls einen Verein, mit welchem er eine Cantate von Romberg einstudirte. Bald nachher, hauptsächlich auf Laurs Initiative hin, fand (1824) die Gründung des Gesangvereins statt; noch längere Zeit leitete Tollmann daneben seinen musikalischen Uebungsverein weiter, ließ ihn aber, als das Interesse sich mehr und mehr dem Gesangverein zuwandte, eingehen und beschränkte sich ausschließlich auf seine Thätigkeit als Musikdirektor des Orchesters, während Laur mit starker Hand das Gesangswesen förderte.

Ich bin an einem Wendepunkt in der Entwicklung des Basler Concertwesens angekommen, der die äußerste Grenze meiner Aufgabe bildet. Die Erweiterungen und Vervollkommnungen, welche unsere Concerte seither bis in die neueste Zeit erfahren haben, gehören einer spätern Geschichtschreibung an; sie greifen noch zu direct in das Zeitalter der Lebenden hinüber, als daß es statthaft wäre, sie schon zum Gegenstand geschichtlicher Bearbeitung zu machen. Sollen wir uns ein Urtheil über dasjenige bilden, was unsere Eltern und Voreltern auf dem Gebiete des Concertwesens geleistet haben, so mag es dahin lauten, daß sie allerdings noch weit davon entfernt waren, dem Ideal des Vollkommenen sich zu nähern, daß sie aber immerhin zunächst den Boden geebnet, das Interesse für Musik in kleinern und größern Kreisen geweckt und gefördert und in Anbetracht ihrer bescheidenen Kräfte und beschränkten Mittel ihr Bestes geleistet haben. Wenn unser Zeitalter sich rühmen darf, den Idealen näher zu kommen, so mag es nur auch bedenken, daß die Bevölkerungszahl der Stadt, die leichte Ge-

legenheit für die meisten Kreise, guten Musikunterrichts theilhaftig zu werden, überhaupt alle Erleichterungen und Bequemlichkeiten der Neuzeit uns in viel ausgedehnterem Maße zu bessern Leistungen befähigen. Daß aber eine frühere Zeit unter ungünstigen Verhältnissen das solide Fundament zu dem Bau gelegt hat, den wir kühn weiter führen, dessen mögen wir billig jederzeit eingedenk sein.

Zwei Geschichten aus der Chronik von Jakob Christoph Pack.

Mitgetheilt

von

Dr. G. Bischoff.

Der Steinmetz- und Maurermeister Jak. Chr. Pack hat eine Chronik hinterlassen, welche von ihm in den neunziger Jahren ursprünglich als „Revolutionsgeschichte" begonnen und bis Ende 1839 fortgesetzt worden ist. Die persönlichen Verhältnisse, worin der Verfasser einen großen Theil seines Lebens hindurch und namentlich zuletzt gelebt hat, sind für die Beurtheilung des Werths seiner Aufzeichnungen durchaus nicht maßgebend. Diese werden im gegebenen Zeitpunkt an die öffentliche Bibliothek übergehen; der dermalige Besitzer wird nicht ermangeln, zunächst zu Handen des engern und sachverständigen Kreises der Basler historischen Gesellschaft diejenigen Aufschlüsse und Nachweise zu verschaffen, welche geeignet sind, zu diesem noch ungehobenen Schatz einen Schlüssel zu bieten und denselben im Vergleich zu andern gleichzeitigen Aufzeichnungen zu würdigen.

Hier nur so viel. Jak. Chr. Pack — geb. 1768, gest. 1841 — stand als Berufsmann, als eifriger Politiker und

überhaupt als Bürger unmittelbarer im öffentlichen Leben als Andre, die Aufzeichnungen machten. So war er von 1792 bis 1841 Vorgesetzter, 1796—1832 Oberstmeister E. E. Gesellschaft zum Rebhaus, in letzterer Eigenschaft bis 1798 Rathsherr. In seinen jungen Jahren warmer Anhänger der alten Ordnung der Dinge, war er später, namentlich in den dreißiger Jahren, der in Basel vorherrschenden Stimmung eher abgeneigt.

Beide nachfolgende Episoden kennzeichnen recht gut sowohl den Verfasser, als die damalige Zeit. Die ergötzliche Darstellung des Conflikts betreffend das Ehrenzeichen des Rebhauses wird wohl mit leidenschaftslosen Empfindungen gelesen werden; sind doch Behörden und Volk jetzt einig über den absolut harmlosen Charakter solcher Umzüge. Aber auch in den Kleinbasler Gesellschaften selbst war man bis zu Mitte unsers Jahrhunderts darüber zweispältiger Meinung. Strebte eine gewisse Aufklärung dahin, dem Aergerniß vieler Einheimischen und der Verwunderung „allfällig dazu kommender Fremden" über solch phantastisches Zeug Rechnung zu tragen, so fieng übereinstimmend mit dem zunehmenden historischen Verständniß auch unter den Gebildeten die Zahl Derer sich an zu mehren, die an solchen alten originellen Typen Freude fanden. Nachdem die Vorgesetztenversammlung zu Ende der vierziger Jahre durch eine Anzahl junger Vorgesetzten ergänzt worden war, wurde die Beibehaltung des alten Gebrauchs definitiv sanktionniert.

1802.

Um mich doch auch an den Citoyens zu reiben, gieng ich letzthin zum Regierungs Statthalter, und sagte Ihme, wie daß

ich von einigen meiner Gesellschafts Brüder vom Rebhaus angegangen worden seye, wieder einmal mit einander ein Essen zu halten — Welches ich himit dem Statthalter anzeige, und als Vorsteher dieser Gesellschaft möchte ich gerne seine Gedanken hören, wann je der Löwe sollte verlangt werden. — Er sagte, wann an der Session davon sollte geredt werden, die Hr. Vorgesetzten Ihme od dem Unter-Statthalter, mit welchem er darüber sprechen wolle, sollen ein Schreiben zukommen lassen; kurz der Statthalter hatte mir officiell nicht davon abgerathen, sonst hätt ich gar keine Mahlzeit anstellen lassen, weßhalb ich eigenlich beym Statthalter gewesen bin; auch hat man ihm kein Schreiben gesandt. Im Gegentheil, jedermann machte mir Vorwürf, ich hätte gar nicht hingehen sollen, es gehe ihn nichts an. Kurzweg, ich ließ eine Session ansagen, ob wir dieses Jahr nicht einmal wieder unser Löwenmähli halten wollten; ward endlich beschlossen, daß sie nichts dagegen, und ich machte so gleich diesen Rodul:

„Allzulange waren wir leider genöthiget, an allen Drangsalen unserer Nachbarn Theil zu nehmen, Mußten auch selbst eigenthümliche ertragen — Mußten dulden was wir nicht verhindern konten, und jetzt bleibt uns nichts übrig als unter diesen antiken Ruinen, diesen neuen Halbschöpfungen zu wählen den Pfad der Weisheit; Laßt uns als Erster Schritt

Essen und Vergessen,

und dabey auf die Gesundheit des Alois Redings trinken. — Wer also von meinen geehrten Herren Mitvorgesetzten und Lieben Gesellschafts Brüdern mit oder ohne Gäste dem seit ohndenklichen Zeiten gewöhnlichen

L ö w e n m ä h l i

wieder bey zu wohnen gedenkt, beliebe seinem Nahmen ein × zu machen.“

Dann folgten die Gesellschaftsbrüder und Vorgesetzten.

Nicht nur in der kleinen Stadt, sondern auch die Große bezeugte ihr Vergnügen, daß wir uns einmal wieder wollten sehen lassen, weshalb die Mahlzeit sogleich bis 50 Theilnehmer bekam. Alles war in gehöriger Bereitschaft, nur mir war noch immer Angst, daß man uns mit einem Verboth stöhren werde. Es kam aber nichts zum Vorschein, und so kam endlich der Mittwoch herbey. Der sogenannte Uhly wollte mit Gewalt auch in den Brunnen geworfen seyn; sagte ihm aber, daraus werde nichts, indem er mich daran erinnere, der Statthalter Wieland hab mir bey unserer Unterredung gesagt, er hoffe doch, daß wir den Ühly nicht werden, wie ehedem üblich, auch in Brunnen werfen. Uhly gab mir aber zur Antwort: so springe er von sich selbst hinein — das wird euch niemand hindern, sagt ich. — Mittwoch Morgens ließ ich, um die lerren Wände doch auch mit etwas zu Möblieren, folgenden Vers in die Mitte der weißen Wand schreiben:

Wan unter uns ein Bruder sitzt,
Der Recht und Freiheit nicht beschützt
Und heimlich schleicht ins Krumme,
von heut an er verstumme.

dann:

Alte Eintracht ferner Zeiten
Müssen uns zum Tod begleiten.

Letzte Zeile wollte mir nicht recht gefallen; ich gieng zu Herrn Dreierherr Münch, bat, er solle mir eine andere machen; Er sagte zwar mein Gedanken sey zimlich gut; eben wollt ich nach Haus und es aufschreiben; aber es kam folgendes Schreiben vom Unter=Statthalter darzwischen. Und als ich gerade am lesen desselben war und der Bediente auf Antwort wartete,

kam mein guter Hr. Dreierherr Münch mit folgenden Zeilen, so er inzwischen gemacht, dazu; seine Arbeit lautete nemlich:

Holde Eintracht alter Zeiten
Blühe wieder! dich begleiten
Seegen, Freyheit, Bürgerglük!

Er stutzte gewaltig, ein Beamteter mit einem Schreiben bey mir anzutreffen; ich gab ihm auch das Schreiben zu lesen. Es lautete also:

Basel den 13. Jenner 1802.

Freyheit Gleichheit.

Der Unter-Statthalter des Cantons Basel an die Bürger Vorstehere E. E. Gesellschaft auf dem Rebhaus.

Bürger Vorstehere:

Da mir die Anzeige geschehen, daß bey Anlaß Ihrer heutigen Mahlzeit der Löwe wiederum in den Strassen zum Vorschein kommen solle, so benachrichtige ich Sie anmit, daß nach den bestehenden Verordnungen alle lächerliche Umzüge und Masqueraden ausser den Häussern verboten sind, und von der Polizey nicht werden geduldet werden. Von Ihrer mir bekannten Liebe zur Handhabung guter Ordnung erwarte ich demnach, daß Sie dieses sogenannte E. Zeichen, um ausser dem Hause davon Gebrauch zu machen, nicht werden verabfolgen lassen, wiedrigenfalls die Arrestation der darin verkleideten Person alsobald erfolgen, und ich Sie, Bürger Vorgesetzte, für die Wiederhandlung des Verbots und alle ferners daraus entspringende unangenehme Folgen verantwortlich machen müßte.

Republikanischer Gruß und Freundschaft
Gysendörfer.

Indem Herr Dreierherr Münch dieses Schreiben las, schrieb ich folgende Antwort.

Bürger Statthalter!

Unerwartet kommt mir dero geehrtes Schreiben, wenigstens erlauben Sie, daß wann ich solte bey der Mahlzeit mit Ungestühm dazu genöthiget werden, (und zwar mit ihrer Genehmigung) das E. Zeichen darf um den Brunnen herum gehen lassen. Wünschte sehr daß Sie diese Kleinigkeit Erlaubten. Freylich das beste Mittel wäre, Sie beehrten uns selbst mit Ihrer Gegenwarth, wozu Sie höflichst Eingeladen sind; In Erwartung ihrer Person oder Einer Antwort verharre

Ihr Ergebenster
Bürger und Obristmeister E. E. Gesellschaft des Rebhauses
Jk. Ch. Pack.

Basel, den 13. Jenner 1802.

Ich zeigte Hrn. Dreierherr diese Antwort, Er nickte: gut: ich Petschierte und sandte sie durch den Überbringer Obiges Schreibens auch sogleich wieder ab.

Unterdessen zog ich mich an; ich war noch nicht gar fertig, kamen schon Berichte vom Rebhaus ich soll kommen oder ob ich mich abschrecken lassen wolte 2c. 2c.

Es kam auch in nemlicher Zeit ein 2tes vom Statthalter, folgendes Inhalts:

Mittwochs den 13ten Jenner um 12 Uhr Mittags.

Bürger Oberstmeister!

Dem mir schriftlich vorgetragenen Begehren, den Löwen um den Brunnen herum laufen zu lassen, kann ich um so weniger entsprechen, als noch bestehende Verordnungen demselben entgegen stehen. Ich erwarte daher, daß meinem, mit Vorwissen des Bgr. Regierungs Statthalters, diesen Morgen an Sie erlassenen officiellen Schreiben werde nachgelebt und ich nicht in Fall gesetzt werden Maaßreglen gegen Mitbürger zu ergreifen,

die mir gewiß immer so unangenehm als ihnen selbst seyn dürften. Dringende Geschäfte verhindern mich Ihre höfliche Einladung anzunehmen.

Gruß und Freundschaft
Gysendörfer
Unter Statthalter.

Nun ist gut, dacht ich, und gab keine Antwort, Willens der Gesellschaft beym Essen die Sach zu relatieren, und daß es also nichts mit unserem Löwen sey. — — — — Sagte also dem Ueberbringer nur mündlich: Es seye schon gut und meine Empfehlung an V. Statthalter; gieng hinauf mich gar anzulegen; als ich aufs Rebhaus wollte war ein Harschier unten im Haus, Brachte mir ein Gruß vom Statthalter, und er habe ihn hergesandt, er solle doch mit mir reden, wie die Sach zu machen sey, und was er sonst noch Plapperte — Ich sagte: ich muß jetzt zum essen, und sagt dem Statthalter — doch, ihr möchtet es vergessen, ich will es euch auf ein Zedulin geben, lest es ihm vor und bringt mir dasselbe wieder zurük.

V. St.

„Ich bin beym Regierungs Statthalter officiell gewesen, Habe kein Verboth erhalten, Wir kennen keine Gesetze so den Löwen einzuhalten jemahl verbothen hat;" (hier ist aber ein gewaltig boshafter Schreibfehler, es sollt ja heißen gebothen hat,) auf dieß hab ich mich gefußt, was es nun für Folgen hat, oder haben könte, nehm ich kein Theil, und hängt gänzlich von der Compagnie ab, und sie ist zimmlich stark.

13. Jenner 1802.

Jb. Ch. Pack. Ob. Meister.

Nun? ist der Löwe gelaufen oder nicht gelaufen? Ich gieng auf den Schrecken inallweg zur Mahlzeit. Man bewill-

kommte mich mit Vivat rufen, da ist er ja! Ich entschuldigte mich; daß sie auf mich gewartet, wäre eine ohnvermuthete Correspondenz mit dem Statthalter Ursache, welcher gar nicht wolle, daß der Löwe auf die Strassen soll; Hört was er mir deßwegen geschrieben, und was ich ihm geantwortet, und las ihnen die Schreiben vor; gut, wir wollen jetzt essen, und jeder setzte sich; als es bis zum Bratis gekommen, hieß es, der Löwe werde doch um den Tisch herumlaufen; o ja, warum nicht, sagten wir Vorgesetzten, und er kam auch wirklich, seine Capriolen zu machen, tanzte auch in bester Ordnung 3 mahl um den Tisch herum. — Allein plötzlich stunden sie alle auf, und mit unserem Löwen zum Tempel hinaus; wir Vorgesetzten schauten einander an, konnten sie freilich nicht hindern, denn sie waren fort ehe wir nur wußten, was es geben solle, kamen auch wohlbehalten wieder zurück; kaum aber waren sie bey uns, so kam ein Trup Hundert Einsler die Rheingaß hinauf und einer dito vom Riehen Thor her; vor dem Rebhaus kroisierten sie bey einander vorbey, und wir sahn gelassen dem Spiel zu, und wenigstens Ich war von Herzen froh, sie wieder abmarschieren zu sehn; das ist alles was mir von der ganzen History bekannt; auch haben die Gäste unsern Fahnen gefunden; ich weiß selbst nicht wo er eigentlich gewöhnlich ist, und steckten denselben, schon ehe der Löwe vor war, zum Fenster hinaus; auch dieses abzuwehren war vergebens, dann sie sagten gleich, Gott straf uns, er muß hinaus, man soll uns dafür nehmen, wer etwas dagegen hat; wir stehen alle für einen und einer für alle. — Abends war noch eine Tanzpartie, 9 Uhr war aber alles vorüber. Allein den Tag nachher wurde mir schon um 8 Uhr befohlen, zum Statthalter zwischen 10 und 11 Uhr zu kommen; ich gieng auch zu ihm, sagte B. Statthalter: ohne hin wär ich gekommen über gestrigen Vorfall zu Relatieren;

da Sie mich aber hieher berufen will ich vernehmen was Sie zu befehlen. Er both mir einen Sessel an, und sagte, es sey ihm leid wir hätten ihne gestern in ein wüste Verlegenheit gebracht, Er sey genöthiget mich darüber abzuhören, und fragte mich wie es gekommen, daß ohngeacht seinem Schreiben der Löwe dennoch auf die Strasse gekommen; ich sagte, das wüßte ich selbst nicht bestimmt zu sagen, man habe mich genöthiget, ich möchte den Löwen um den Tisch herum zu laufen kommen lassen, welches ja nicht verbothen worden, er habe 3 mal um den Tisch in bester Ordnung getanzt, allein plötzlich sey er von der ganzen Compagnie zur Thür herausgedrückt worden, wohin sie gegangen sey mir ohnbekant, indem ich glaubte, sie wollten doch wenigstens auf den Tanzboden, mehrers könte ich über diesen Vorfall nicht melden. Er schrieb diese Aussag auf, und ich mußte unterschreiben, worauf Er sagte, Er müsse es dem Richter übergeben. — — und ich konnte wieder gehen.

Allein die Bürger und besonders die Gäste sind sehr unzufrieden, daß man uns auf eine solche Art behandelt hat, indem nur unser vernünftiges und ruhiges Betragen daran Ursache, daß die Sache so glücklich zu End gelaufen ist; dann man sagte bestimmt, daß die Truppen scharf geladen gehabt und noch 5 Patronen bey sich getragen hätten — (erstes hat sich nicht erwahrt) und daß, wann ein einiger Schuß gefallen wäre, es die Losung zu einem Blutbad hätte absetzen können.

Alle benachbarten Wirthshäuser waren gepropft voll, sie nahmen schon Abrede, wie sie die Truppen überrumplen wollten, sobald man uns verhaften wollte ꝛc. ꝛc. sie wurden sogar beschimpft, z. E. was der Strolchenfänger an ihrer Spitze zu thun hätte; man lachte sie aus u. s. w. noch 100 Mann blieb in Reserve im Klingenthal stehn; schon fiel von alten Hitzköpfen der Gedanke, die Cassernen in Brand zu stecken im

fall einer Massacre. Doch ist Gottlob nichts vorgefallen, als daß alle Patrioten gewaltig in der Angst herum lauften — auch sammleten sich alle aus der Spalen und übrigen Großen Stadt so noch Anhänger am alten Wesen sind, so bald sie hörten, man wolle unsern Löwen hinweg nehmen, kurz die Patrioten glaubten nichts weniger, als ihren letzten Tag erlebt zu haben, und doch waren wir so still und ruhig, daß wohl niemals eine solche Mahlzeit mag gehalten worden seyn wo alles so harmonisch gestimmt gewesen, obschon doch auch gute Patrioten unter uns sich befanden; dann wohl verstanden uns andre nennt man Aristokraten.

Das mehrste zu aussendung der Truppen mag wohl unser Comandant Frey beygetragen haben; dann als man den Lellenkönig wieder errichtet hatte, sah derselbe auch es für eine Revolution an und wollte 800 Mann Truppen marschieren lassen — auch dieses Mahl mögen sie eine Revolution vermuthet haben; dann was glaubt man nicht im Schrecken; sie hielten es für eine Aristokratische Mahlzeit, und sagten was hat dieser und jener im klein Basel beym Löwenmähli zu thun, wann sie nicht etwas vorhätten; es ist ihnen sogar hinterbracht worden, wir wären alle bewafnet, der Tisch läge voller Pistolen. — Ja, ihr Narren, geladen waren unsre Pistolen, aber wurden alle rein ausgesoffen. — Ihr gehabter Schreken ist aber sehr verzeihlich; es ist wahr, die andre Partie zeigt sich ohngescheut, seit dem man die Ankunft von Hr. Reding hier erwartet ist; auch die Frey=Compagnie komt wieder zum Vorschein — hat auch declariert, sie nehme keine Befehl bey der Paradierung des Hr. Reding an, wollten sich schon stellen rc.

Ueberhaupt gut ist, daß die Sach so glüklich abgelaufen ist; Bürger=Commandant Frey war selbst gegenwärtig, um die Truppen zu beordern; ihm gibt man schuld, Er habe laden

lassen. — Doch gieng er nicht weiter als bis zum Clarahof und hatte nicht das Hertz bis zum Rebhauß zu kommen. Jhme hatt man folgende Vers gemacht — —

Auf! auf! Ihr Bürger Grenadier!
Es ist alhier ein Wildes Thier,
Ich hab ein groß verlangen
Ihr müsset mir es fangen;
Der Brafe Schweizer Offizier
Rükt aus und sucht das Wilde Thier,
Allein er fand ein Mensch in Viehsgewand,
O sagt Er: Das ist alhier nicht unbekannt;
Es ist ja selbst der Basler Commandant,
Ein großes Vieh in Menschen G'wandt.

Unsre Citoyen bekamen nach und nach ihren lohn, z. E. Vide 260. Brenner hat sich in Gewahrsame stellen müssen. Es wurde am gleichen tag gesprochen als die Löwen-Jagd vorgewesen und ich soll noch einmal besprochen werden, aber Sontags den 17. will man Brief von Bern haben welche also lauten:

Der fränkische Minister hätte ein Note übergeben, in welcher verlangt würde, daß der Senat soll mit noch 4 vermehrt werden, als 1. Schmid, 2. Escher oder Ustery, 3. Kuhn, 4. Glayre. Der Renker soll Landamman seyn und Rütiman sein Statthalter; das sind gar keine angenehme Bericht für die Redingianer weil es als von den ärgsten Patrioten sind — die jetz wieder sollen ernannt worden seyn. —

Februar 1802.

Alles verhält sich so, und ist von den Franken angenommen.
Am Greifenmähli giengen folgende Vers um den Tisch:

Mein Lieber Greif!
Heut darfst du nicht dem Löwen gleich
Dein kleines Späßchen machen,

Weil die vollziehende Gewalt
Nicht gern sieht, daß wir lachen;
Doch nur Gedult, es kommt die Zeit
Wo du wirst dörfen springen,
Wo jeder Biedermann alhier
Wird Schweizer Lieder Singen,
Wo dich kein Hundert Einsler Wacht
Wird können aresttieren,
Und wo kein Bürger Commandant
Wird länger existieren;
Bis dahin aber, guter Greif,
Mußt du dich ruhig halten,
Mir bleiben dennoch was wir sind,
Wir bleiben ja die Alten.

Ich selbst wurde auch nicht vergessen und ein an Leib und Seel presthafer Man macht auf mich folgende seinem Carakteur angemessene Verse, wozu ihm noch einige Patrioten Gedanken gegeben, als Gegenstück zu dem Vers, so ich einmal ins Wochenblatt setzen lassen:

Erbarmen! ach Erbarmen
Bedauret jetzt den Armen
Herr Oberst Meister Pack,
Man hat ihms Mäs genommen
Für Pfeifen und fürs Trommen
Und für den Löwenschnack.
O Brutus, das ist schmerzlich,
Und ich bedaure herzlich
Dich und dein Löwenheer;
Doch in Langhansens Garten
Sind Kräuter aller Arten
Zu Rettung deiner Ehr,
Für Hauen und für Stechen u. s. w.

1806.

Unser Lieber Hr. Andreas Merian hat nun seine Landamman-Stelle auch glücklich zurückgelegt — an einem schönen Morgen ist die Kutsche bey mir vorbey gefahren, um Hr. Dreierherr Münch der ihn begleiten mußte abzuholen, da der Mond noch schien. Es war den letzten Febris, bekam ich auch Lust Ihn eine Streke Weges zu begleiten, allein ich dachte nun, wan Er dich in Acht nimmt, wird er denken, der hat mir etwas zum Wilkom [1]) überbracht, warum hat er mir nichts zum Abschied gegeben? Geschwind setzte ich mich also an mein Schreibpult, ja was soll ich ihm dann machen? —

Doch muß ich noch vorher, welches ich bald vergessen hieher zu setzen, eine Lustige Geschichte erzählen: An einem Sontag kam einsmal ein französischer Officier in einer alten Postschäsen für das Hauß des Landammans gefahren, stieg hastig aus, Ließ sich melden, Er hätte etwas wichtiges; der Landamman war in der Kirch. Man holte denselben nach Hauß, — und man denke sich des Landammans Bestürtzung, — dieser begehrte nahmens des Kaisers Napoleon die Summa von $2^1/_2$ Millionen. Hr. Landamman stellte demselben sogleich die Ohnmöglichkeit vor, in dem nicht einmal so viel geld in

[1]) Landammann Andreas Merian wohnte damals in seinem Landgut diesseits der „Sandgrube" vor dem Riehenthor. — Es ist charakteristisch, wie sehr die schon früher vielgeübte Gelegenheitspoesie aller möglichen Art während der Revolutionszeit und der darauffolgenden Kriegsjahre wenn auch nicht grade in besondern Schwung, aber doch in Schwang gekommen ist. Auch unser Chronist hat sich derselben in manchen guten und trüben Stunden ergeben. Es wird vor dem geehrten Leser wohl zu verantworten sein, wenn wir aus dem unterm Neujahrstag richtig eingetragenen „Willkomm" hier nur anführen, daß der Verfasser sich zu Pferd gemacht und dem an jenem Tag einziehenden Landammann diesen Willkomm entgegengebracht.

Basel seye. Allein dieser behauptete: Er habe gemessene Ordre, wan in 2 mal 24 Stunden nicht wenigstens [Lücke im Original] parat seye, so seyen in Hüningen Truppen beordert welche Er werde einrüken lassen, Er werde also auf den Abend wieder kommen, und was parat seye auf Rechnung einstweilen mitnehmen. Dieses machte verflucht Aufsehen; Einige sagten man hätte den Kerl fassen sollen, andere: da haben wir nun ein Beweis, wie gut wir angeschrieben sind, dann Er verlangte es von Sämmtlicher Schweitz; andere: wie ist es dan möglich, in so kurzer Zeit von der ganzen Schweitz Eine solche Summa zu holen, man kann ja nicht einmal hin und her kommen; das ist eben was er will, sagten andere, um wieder Truppen einmarschieren zu lassen; Kurtz, unser Landamman ließ den Rath zusammen kommen was da zu machen sey, und die Kaufleüth wurden zusammen berufen, wie viel wohl möglich wäre zusammen zu treiben, doch wurde underdessen Hr. Sarasin und noch Hr. [Lücke im Original] auf Hüningen gesand, um zu fragen ob der Commandant auch davon Kentnisse habe und ob wirklich Truppen vorhanden wären — Allein dieser stutzte gewaltig und sagt, man soll diesen Vagabund ohne weiters, wan er je so frech seye wieder zu kommen, in Arrest thun, Er wolle auch auf Ihn Vigilieren lassen, Es sey auf eine Prellerey abgesehen; unsere Deputierten kamen in allem Vergnügen zurück, dankten Gott daß wir so durchkommen. Unter dessen war aber unsern Kaufleüthen und jedermann so Geld hatte verteufelt Angst und Bang, und es war eben Mittagessenzeit, aber es wolte niemanden schmecken; so bald ich hörte daß es eine Prellerey sey, laufte ich zu meinen bekannten Herren Kaufleuten, sagte Ihnen: Prost die Malzeit, alles ist nichts, eine verunglükte Prellerey, man wird ihn arettieren, wan er wieder komt; einer glaubte, der andere nicht;

ich gieng auch zu Hr. Brunner, der eben eine prächtige Mahlzeit an seine Freunde gab; alle waren bey meinem Eintritt bestürtzt, dan sie glaubten, ich seye von der Commission, welche den Theiler gemacht habe, käme also Ihnen zu sagen, wie viel man zahlen müsse — Ich sagte Ihnen aber, es seye um Ihr Mittag Essen zu thun, so könne ich Ihnen mein Wort geben, daß sie kein Heller an diese Forderung zahlen sollen. „Ho! da wären Sie ein wilkommener Gast, dan wir gestehen, wir sind ganz niedergeschlagen, und ist uns gar nicht ums Essen zu thun;" he nun, so wollen wir es uns recht schmecken lassen; dan es ist alles nur eine fehlgeschlagene Prellerey. Ihre Gesichter wurden wieder heiter und ich mußte dort bleiben und half die Mahlzeit verzehren. Nun wartete man doch mit Angst, ob der wieder kommen werde; man sagte: Napoleon braucht Geld, Es könt doch möglich seyn, der Commandant kan es nicht wissen, und geht ihn auch nichts an; haben wir nicht auch schon bezahlen müssen? — Kurtz und gut, man machte es wie gewöhnlich, man wollte abwarten, und kurtz und gut, Abends 6 Uhr kam mein Hr. Milionair auch richtig zum Landaman gefahren — man hieß Ihn aussteigen, führte Ihn ins Zimmer und bey 1000 Persohnen waren schon zusammengelaufen, um den Milionair von Angesicht zu sehen; Allein nun lauttete es anders, man riß ihm seine Brillen von der Nase, stellte Ihm die Harschier vor, mit dem Daumeneisen! Er solle bekennen, nur dieses könne Ihm eine gelinde Behandlung über diese grobe Handlung zuziehen — Er solle vor dem Landamman einen Fußfahl thun und um Verzeihung bethen, sonst werde man anderst mit ihm sprechen. Er ließ sich dieses nicht zwey mal sagen, fiel auf die Knie und bekennte seine Schurkerey, und erst jetz erkante man in Ihm den Tochterman von einem hiesigen StadtKnecht Oberly. — Nun gieng es beym Souve=

rainen Volk an ein Frolokes, alle schrieen He! He! schaut unsern Milionair, Voici le Milionair! He! Monsieur Milionair, en Prison avec Monsie Millionair, Man nahm Ihm seine falsche Papire ab und führte Ihn gedäumlet auf die Bärenhaut; — Ich war natürlich auch dabey, und konte an der Bärenhaut anleuten und sagte: sie bekämen einen Vornehmen Gast, und so kam ich hinein ehe sie mit ihm ankamen — man führte ihn hinein, machte die Thüre zu, und so war ich ganz allein samt der Polizey bey Ihm im Zimmer. Er mußte sich ganz außziehen, und dan wieder anziehen, und wir wünschten Ihm wohl zu ruhen, Er war gar nicht niedergeschlagen, sagte er habe es auß Armuth gethan und geglaubt, eine Summa zu erhaschen — Man behielt ihn einige Tag, und dann wurde er nach Frankreich begehrt, und auf Altkirch geführt; weiß nicht was aus ihm geworden, glaube man hat ihn [Lücke im Original] Das hatte dem Landamman doch auch ein Schrecken verursacht, und so gab es fast täglich etwas, so daß er mir selbst sagte ach! ich will froh seyn wan mein Jahr vorbey seyn wird, dan ich sprach Ihn gewiß alle Wochen wenigstens einmal und so war ich wie vorher zimlich bekant mit Ihm, durfte Ihm also wohl als Er seine Regierung glücklich beendiget hatte, noch folgends in seine Kutsche geben, als Er unsere Grenzen verließ; Es hatte gerade das bewirkt was ich damit gesucht habe, — — — nemlich Ihnen in der Kutsche eine ¼ Stund Unterhaltung zu verschaffen.

Gedanken wärender Abreis unseres Landammans.

'S isch wohr, Sie hatten übel Zit,
ob scho Napoleon war wit,
denn z'schaffe findt sich überal
in Hus und Feld, in Berg und Thal, [1])

[1]) Man weißt, er ist Landman, hat selbst viele Güter und macht den Baur, auch stürtzten Berg wärend seiner Regierung ein.

's will alles Liecht und Wärmi ha,
und zwor nur vom e Landama!
doch Sie hend mengem z'trinke ge
und g'frogt: hesch gnug oder witt no me, [1])
so gar die Bure hend hinde no [2])
au no ihr Tröpfly über cho,
dafür Sie Gott au spahr gesund,
bis d'Reihen wieder an Sie kund,
behalten Sie das in dem Sack
von Ihrem bekanten

Christof Pack.

Er war sehr wohl damit zufrieden und gab Abschriften davon, so daß fast jedermann bekommen hatte.

Wir geben zum Schluß noch folgende unmittelbar dem Vorstehenden sich anreihende Stelle der im Jahr 1806 nur mit großen Unterbrechungen geführten Chronik:

Nun bin ich Artilleriehauptmann von der 1. Comp. des ersten Regiments und habe noch ein Brevet als Hauptmann von der Reserve, und bin noch im Quartier Capt. Lieut.

Es geht immer schlecht mit dem Krieg. Die Franken rücken immer heran, haben sogar Königsberg und Danzig bekommen.

1807 Augst. Es ist schon wieder Frieden mit Rußland und Preußen gemacht worden, und zwar zu Tilsit. Der Himmel weiß, was man noch machen wird:

---

[1]) Er hatte fast täglich Gastmäller, alle Angestellte frasen der Kehr nach bei ihm.

[2]) Die Landleuth nahm er zuletzt, auch ich war einer der letzten bey ihm eingeladen, welches mich etwas verdrossen, das es nicht ehender geschehen war.

Man thut: Demarchieren! Einquartieren! Verallmentieren! Verproviantieren! Fouragieren! Requirieren! Contribuieren! Conscribieren! Haus und Nahrung verlieren! nicht Raisonieren! sonst Arretieren! oder gar Füsilieren! und doch Illuminieren! das ist zum Crepieren!

Von dem frechen Erpressungsversuch, dessen Erzählung unser Chronist in seine persönlichen Erlebnisse verwoben hat, ist unsers Wissens später wenig mehr die Rede gewesen. Unsre officiellste Quelle, das Rathsprotokoll, enthält darüber Folgendes (wozu bemerkt wird, daß der Name Ignace Theubet, den der Betrüger später annahm, in keiner Weise als echt nachgewiesen ist; dieses Individuum hat jedenfalls nichts zu thun mit der Familie des später in Basel wohnhaft gewesenen Herrn Oberst Theubet, zeitweiligen Besitzers unsrer schließlich nach Paris gewanderten goldenen Altartafel):

Rathsprotokoll vom 9. November 1806.

Der Herr Amtsbürgermeister eröfnet, daß MHGA Herren wegen einem Vorfall, so sich diesen Vormittag zugetragen, auf eine außerordentliche Weise zusammen berufen worden. Daß ein Fremder, so sich Herr St. Cyr genannt, zu ihm gekommen, einen Brief des Finanzministers der fränkischen Regierung überbracht, worin innert sechzehn Stunden ein Emprunt forcé von 2½ Millionen gefordert worden, welches dieser Herr receveur général des Départements riverins du Rhin als Bevollmächtigter in Empfang nehmen solle.

Daß Herr St. Cyr dabey erklärte, im Weigerungsfall den Befehl zu haben, 2500 Mann Truppen in die Schweiz einrücken zu lassen. Er habe den Brief zurückgelassen mit Vermelden, daß er auf den Abend wieder kommen werde, in=

dem man erwarte, daß Basel den Betrag dieses Anlehens für die Schweiz vorschießen werde. Der Brief sei datirt: Paris 29. Oktober.

Da man dem Herrn St. Cyr die erforderlichen Vorstellungen in Hüningen machen wollte, habe es sich ergeben, daß derselbe niemals dahin gekommen, daß kein St. Cyr receveur général sey, und daß die Unterschrift des Ministers Gaudin von derjenigen, so im Brief sich befunden, verschieden sey. Auch habe der Kommandant zu Hüningen J. W. Herrn Bürgermeister Sarasin versichert, daß er keine Kenntniß von dieser Sache habe und den Bevollmächtigten für einen Betrüger halte.

Erkennt: Wird die Mittheilung dieses Schreibens Sr. Exz. Herrn Landammann verdankt.

Vom 13. November 1806.

Landammanns Exz. eröfnet, daß sich der genannte St. Cyr lezten Sonntag Abends wiederum eingestellt und seine Forderung wiederholt habe, allein bald entlarfet worden. Er habe über den gespielten Betrug einen Verbal-Proceß unterschrieben und befinde sich auf dem Aeschen Thurm in guter Verwahrung.

Erkennt: Werden S. Ex. diese Mitheilung verdankt. Jean Ignace Theubet soll als ein obrigkeitlicher Gefangener angenommen und die fernern Eröfnungen erwartet werden.

Vom 19. November 1806.

Zuschrift S. Exz. des Herrn Landammans eröfnet, daß von der fränk. Ambassade das Ansuchen eingekommen, den Ignace Theubet, welcher sich unter dem falschen Namen von St. Cyr eines sträflichen Betrugs schuldig gemacht, an Frankreich auszuliefern, damit er wegen der Nachahmung der Signatur des Finanz-Ministers könne bestraft werden.

Erkennt: Wird J. W. den Herren Häupteren überlassen, diesen Betrüger an die fränk. Behördten ausliefern, auch seiner Zeit die denselben betrefenden Acta verabfolgen zu lassen.

Vom 3. December 1806.

Anfrage, ob die Fr. 3 Gelt und die Uhr, so dem Theubet abgenommen worden, sollen ausgeliefert oder als Ersatz der Unkosten inbehalten werden.

Erkennt: Soll das Gelt und die Uhr zurükbehalten und seiner Zeit zur Deckung der Unkosten verwendet werden.

NB. Beides wurde an Frankreich ausgeliefert und die Kosten von Herrn Landammann (d. h. auf Rechnung der Eidgenossenschaft) übernommen.

Der Glockenfortschritt.*)

(Gewidmet der freien Stadt Basel.)

1883.

Um Basel, jene Stadt im Nord der alpenkranzgeschmückten
Schweiz,
Der Schweiz mit ihrer ewigen Pracht und ihrem wundersamen Reiz,
Gelagert hatte seine Schaar und aufgestellt von Thor zu Thor
Ein Söldnerhäuptling aus Burgund, mit Namen Herr von
Hinkemohr.

Die Bürger fochten löwenhaft, und Keiner fehlte früh und spat
Zum Schutz der Mauer auf dem Platz. Doch stets im Dunkel
schleicht Verrat
Und überfällt, dem Geier gleich, der auf die Taube niederschießt;
Den schlummerlosen Riesen selbst, sobald er nur ein Auge schließt,

---

*) Vorstehende „Ballade" wurde durch den Dichter, Herrn Dr. Johannes Minckwitz, Professor an der Universität Leipzig, d. Z. in Heidelberg, mit Schreiben vom 12. November 1883 an den Regierungsrat übersandt, als an den „hochverehrlichen Vorstand einer Stadt, welche sich schon seit einer Reihe von Jahrhunderten um die schönen Künste und um die Wissenschaften so hohe Verdienste erworben hat!" Sie ist ein Seitenstück zu dem bekannten Gedichte Simrocks.

Indeß vereitelt oft das Glück den klugerdachten Menschentrug,
Wie jezuweilen auch der Gei'r sein Opfer nicht erreicht im Flug.
Da Hinkemohr die Mauern nicht durch Sturm gewann troß langer Frist,
Beschritt er, nach des Räubers Brauch, den krummen Pfad der Hinterlist.

Der Glockenthürme höchster stand im Mittelpunkt der Baselstadt,
Die rechts und links am grünen Rhein die Dächer aufgerichtet hat;
Der Wächter dieses Thurmes, der die Stundenglocke zog genau,
Vernahm Gemurmel unterhalb des Sockels seit dem Abendgrau.

Er schlich hinab, zu lauschen durch die Pforte, was im Werke sei,
Nur zwei Minuten — und er weiß: hier legt Verrat sein faules Ei!
„Mit zwölftem Uhrschlag," raunt es, „bricht der Sturm von drin und draußen los,
Dort schifft der Hinkemohr heran, wir legen hier die Mauer bloß."

Er springt die hundert Stufen schnell zurück und faßt sich schnell bedacht:
Was thut er? Fünf Minuten kaum noch fehlten ihm an Mitternacht.
Statt zwölfter Stunde schlägt er Eins! Der Doppelfeind, er horcht und hört,
Er horcht und glaubt die Zeit verfehlt und glaubt das schlaue Netz zerstört.

Die hundert Stufen springt darauf der Thürmer wieder sacht herab
Und meldet, was die Hölle kocht, dem hohen Bürgergardenstab,
Und schließt: „Die Feinde sind verwirrt, ich ließ mit meinem Glockenstrang
Statt zwölfter Stunde schallen flugs der ersten Stunde kurzen Klang.“

Die Trommel tönte. Welch ein Ton! Er tönte durch die Stadt und Flur,
Die Feinde schauten bebend auf den Zeiger ihrer Franzenuhr.
Am zweiten Morgen war die Stadt von keiner Mücke mehr umringt,
Worauf die frohe Bürgerschaft mit heller Stimme jauchzend singt:

„Der Thürmer heiße künftig „Eins“ und sitz' im Rat sein Lebelang,
Er hat des Fortschritts Bahnen uns gewiesen durch den Glockenstrang!
Und Basels Uhrwerk schlage stets, im Friedenslicht und Wetterbraus,
Den andern Städten weit umher um voller Stunde Frist voraus!“

Johannes Minckwitz.

Der Antheil Basels an dem Hussitenkrieg von 1421.

Von

Albert Burckhardt.

Am sechsten Juli des Jahres 1415 wurde zu Constanz Johannes Huß verbrannt. Die Väter des Concils glaubten damit der ganzen Bewegung, welche in Böhmen entstanden war, die Spitze abzubrechen; allein aus der glimmenden Asche des Scheiterhaufens sollte bald eine Lohe emporsteigen, welche ganze Länder ergriff, und welche nur mit vielem Blute konnte gelöscht werden. Das gesammte böhmische Volk, Adel, Bürger und Bauern, vereinigte sich, um die vom Concil angethane „ewige Kränkung und Schmach" zu rächen. König Wenzel war jedesfalls nicht der Mann, welcher dem einmal entfesselten Element hätte Einhalt gebieten können. Die Aufregung nahm von Tag zu Tag überhand, immer allgemeiner wurde die Forderung, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt genießen zu dürfen, woran sich dann eine Menge Neuerungen weitgehendster Art anschloß. Der offenkundige Bruch mit der bestehenden Ordnung geschah am 30. Juli 1419, an welchem Tage zu Prag

nach alter böhmischer Sitte sieben hussitenfeindliche Rathsherren zu den Fenstern des Neustädter Rathhauses hinabgestürzt wurden. Wenige Tage darauf starb König Wenzel, sein Tod war das Zeichen zur allgemeinen Anarchie. Der deutsche König, Sigismund von Ungarn, war als Bruder des Verstorbenen der nächstberechtigte Erbe; jedoch wollte begreiflicher Weise der entschlossenere heftigere Theil des Volkes nichts von dem Manne wissen, dessen Treulosigkeit einst Huß seinen Feinden aufgeopfert hatte. Zu dem kirchlichen Gegensatze gesellte sich der politische, die Böhmen verlangten nicht nur Befreiung vom Papstthum, sondern auch vom Deutschthum; nationale Selbständigkeit in Kirche und Staat war das Losungswort derjenigen Partei, welche die Bewegung leitete, und die nun mit Sturmesschritten ihrem Ziele entgegeneilte. Schon hatten in der Hauptstadt blutige Straßenkämpfe stattgefunden, als Sigismund nach Beendigung des Türkenkrieges im December 1419 in Brünn erschien und die Huldigung der böhmischen Stände vornahm. Er gedachte nun mit aller Strenge gegen die Ketzer einzuschreiten, und seine ersten Regierungshandlungen waren dazu angethan, ihm auch die Herzen derjenigen zu entfremden, welche sich bisher noch auf seine Seite gestellt hatten. Im Januar 1420 wurde ein von vielen hohen Herren besuchter Reichstag zu Breslau abgehalten, und hier kamen hauptsächlich auch die Maßregeln zur Sprache, welche gegen die Böhmen zu ergreifen seien. Der Papst Martin V. willfahrte dem König durch die Predigt des Kreuzzuges gegen die Hussiten, wobei das gesammte Reich seine Truppen dem Oberhaupte zur Verfügung stellen sollte. Allerdings kam nun ein gewaltiges Heer zum Kriege gegen Böhmen zusammen, 150,000 Mann sollen vor Prag sich unter Sigismunds geheiligte Fahnen gestellt haben; aber die Erfolge entsprachen keineswegs dieser großen Anzahl von

Kämpfern. Die Hussiten, geführt von Johannes Ziska und Nicolaus von Huß, blieben fast auf allen Punkten Meister, so daß schon im Sommer 1420 das ganze Unternehmen als vollständig gescheitert mußte aufgegeben werden, und das Kreuzheer sehr schnell sich verlief. Nichtsdestoweniger nahm der Krieg seinen Fortgang, die königlichen Truppen wurden überall zurückgedrängt, Sigismund selbst erlitt eine empfindliche Niederlage vor Prag, die entsetzlichsten Gräuelthaten waren an der Tagesordnung, Böhmen schien auf immer für die deutsche Herrschaft verloren zu sein. Unter solchen Umständen suchte Sigismund noch einmal Hilfe bei dem Reiche, und zwar sollten besonders auch die Städte an dem Gott wohlgefälligen Zuge sich betheiligen.

Am zweitletzten Tage des Jahres 1420 wurde aus Brür am Südabhange des Erzgebirges die Einladung an die Reichsstände erlassen, auf den 13. April kommenden Jahres sich in Nürnberg einzufinden, damit ein gemeinsames Vorgehen gegen die Hussiten könnte besprochen werden, „von des unglauben wegen der in Behem sich erhaben hat und uferstanden ist . . . . . . sindtemal soliche sachen die gemeyn cristenheyt anruret und die crone zu Behem die ein merklich und wirdig glid des heiligen riches ist". Dieses Schreiben gelangte auch in unsere Vaterstadt, und man kann sich wohl vorstellen, daß trotz allem Eifer für den christlichen Glauben der Rath sein Hauptaugenmerk sofort darauf richtete, wie man am ehesten diese Forderung des Königs umgehen könnte. Freilich war vereinzelt die Stadt Basel nicht im Stande, dem Oberhaupte des Reiches Trotz zu bieten, um so freudiger wurde daher ein Schreiben der getreuen Schwesterstadt Straßburg begrüßt, welche Basel zu einem Städtetag einlud, damit man gemeinsam die an Sigismund zu richtende Antwort berathen könne. Auf dem Tage

zu Straßburg wurde Basel durch den Oberstzunftmeister Hug zur Sonnen und den Bürgermeister Hans Ludman von Rotberg vertreten; von diesen scheint hauptsächlich der letztere, wenn schon dem Adel angehörig, den Abgeordneten einen sehr günstigen Eindruck gemacht zu haben; denn als die Versammlung eine Beschickung des Nürnberger Reichstages durch je zwei Städteboten beschlossen hatte, wurde an Basel sowohl von Straßburg als von Freiburg und Breisach die Bitte gerichtet, es möchte doch von hier aus Rotberg nach Nürnberg reisen „dann ime der stette anligende sachen kunder sint dann ieman anders", Basel solle auch dieses Mal sich der Angelegenheit annehmen, meint Breisach, „wan ir nun die sint, die biczehar allen stetten grosſ lieb und früntschaft erzoiget hant." Auch die Kurfürsten, besonders die Erzbischöfe von Mainz, Köln und Trier, sowie der Pfalzgraf bei Rhein wandten sich damals an Basel mit der Anfrage, wessen man sich von seiner Seite zu versehen habe; jedoch begnügte sich der Rath damit, den Herren zu bezeugen, „daz sölicher ungloub, in dem kungrich zu Behem uferstanden, uns von ganzem Herzen leid als billich ist", jedoch ein Weiteres eröffnen könne man noch nicht, das werde dann Sache der Boten am Reichstage sein. Wir sehen daraus, wie behutsam der Rath in der ganzen Sache vorgieng.

Am zweiten April, Mittwochs nach Quasimodogeniti, frühmorgens machten sich die Basler Boten, Bürgermeister von Rotberg und Alt-Oberstzunftmeister Hug zur Sonnen auf den Weg; ein besonderes Geleite war nicht verlangt worden, mit keinem Fürsten, durch dessen Gebiet der Ritt gieng, war Basel in Fehde begriffen, und das Königwort Sigismund gewährte in diesem Falle genügende Sicherheit. In Freiburg stießen die Gesandten der übrigen oberrheinischen Städte mit den Baslern zusammen, und so wurde denn gemeinsam der Weg durch

Schwaben und Franken zurückgelegt, und am 14. April langte man in Nürnberg an, wo auch schon auf vorhergehende Anfrage beim Rathe ein Quartier in Bereitschaft stand.

Jedesfalls wurden unsre Boten von den Nürnbergern recht gut aufgenommen, wenigstens findet sich in der Stadtrechnung Nürnbergs als Ausgabe verzeichnet „propinavimus den von Straßpurg, den von Basel, den von Prisach, den von Freiburg, den von Neunpurg, den von Endingen 24 Qr." (1 Qr. d. h. Viertel = 2 Maß). Mit den Geschäften jedoch, derentwegen die weite Reise war unternommen worden, wollte es keinen rechten Fortgang nehmen, und zwar lag hieran die Schuld zunächst bei Sigismund selbst, welcher sich nicht zur bestimmten Zeit in Nürnberg einstellte. Auch bei diesem Anlaß kennzeichnet sich recht deutlich die luxemburgische Politik in ihrer ganzen Unzuverlässigkeit, jene Politik des ewigen Hinhaltens, der großen Pläne und der mangelnden Mittel, der egoistischen Selbstsucht ohne Treue und Beständigkeit. Vergebens erwartete man Sigismund von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde, so daß die Städteboten bald anfingen, ungeduldig zu werden und an die Abreise zu denken. Der Vertreter des Königs, der Bischof Georg von Passau, hatte daher eine sehr undankbare Aufgabe, als er sich anschickte, an seines Herrn Stelle mit den Gesandten zu unterhandeln. Er suchte den König und sein Ausbleiben mit dem für Sigismund so schlimmen Verlaufe des Hussitenkrieges zu entschuldigen, er werde gewiß in kurzer Zeit eintreffen, einstweilen hingegen sei bei dem Umfang der Bewegung in Böhmen seine Anwesenheit auf dem Kriegsschauplatze durchaus nothwendig, „denne die sach, den cristenglouben antreffende, si der allergrösten sachen eine, die ie kein man horte gedenken, denn die geburen in den landen sprechent den herren, den edelen und den gewaltigen:

„brüder". Die anwesenden Fürsten und Städte möchten daher berathen, in welchem Umfange die Hilfe zu erfolgen habe, damit man bei der bevorstehenden Ankunft des Königs über die wichtigsten Dinge schon im Klaren sei. Die Angelegenheit wegen der Hussiten oder Wicleffen, wie sie auch nach dem englischen Vorläufer der Reformation genannt wurden, war jedoch nicht der einzige Punkt, den die Basler und Straßburger auf dem Reichstag zu Nürnberg bereinigt wissen wollten, vielleicht noch mehr als die Glaubensstreitigkeiten in Böhmen drückte sie eine Fehde, welche in der nächsten Nähe der beiden oberrheinischen Städte auszubrechen drohte, und welche von einem rechtgläubigen, deutschen Fürsten, dem Markgrafen Bernhard von Baden ausgieng. Deshalb verlangten Rotberg und Peter Zorn aus Straßburg noch eine besondere Audienz bei dem Bischof von Passau, um ihrer Städte Klagen ihm zu Handen Sigismund's vorzulegen. Jedoch hiefür war jetzt nicht der geeignete Augenblick; die Städte wurden auf die Zukunft vertröstet, und als sie eine Urkunde zur Bekräftigung ihrer Ansprüche hervorziehen wollten, bat sie der Bischof, sie möchten sich jetzt keine weitere Mühe geben, Sigismund werde nach seinem Erscheinen den Streit gewiß schlichten.

Nachdem am 18. April auch die Boten der schwäbischen Städte, sowie die Züricher und Konstanzer erschienen waren, wurde Tags darauf eine Berathung sämmtlicher Städteboten, es waren ihrer 44, abgehalten; eine Commission von 11 Mitgliedern, darunter auch Hans Ludman von Rotberg, sollte die gemeinschaftlichen Angelegenheiten vorberathen und dann wieder mit ihren Anträgen vor die große Versammlung treten. Viel Ersprießliches scheint bei diesen Sitzungen nicht herausgekommen zu sein, wenigstens melden uns die Quellen nichts von einem einheitlichen Vorgehen sämmtlicher Reichsstädte, und er-

fahren wir, daß zu Ende des Monats April eine städtische Gesandtschaft nach der andern den Heimweg antrat. Auch unsre Basler hatten der Stadt Nürnberg den Rücken gekehrt, und ließen sich durch einen Boten der Nürnberger, welcher ihnen zu Nördlingen meldete, der König werde sicherlich bald am Reichstag erscheinen, nicht zur Umkehr bewegen. Die Unzuverläßigkeit Sigismunds war eine allzu bekannte Thatsache, als daß sich die Basler noch einmal hätten täuschen lassen, und so setzten sie denn ihre Heimreise über Ulm unbekümmert fort.

Etwas mehr als die Städte hatten an dem Nürnberger Reichstag die Kurfürsten erreicht, indem sie einen Bund zur Bekämpfung der Hussiten abschlossen, in welchen auch die Städte sollten aufgenommen werden. In der That wurden am 28. April die letztern um ihren Eintritt in den Fürstenbund angegangen, allein ihre Vertreter erklärten, sie wollten gerne die Angelegenheit daheim den Obern unterbreiten, jedoch seien sie nicht im Stande, zum Voraus eine Antwort zu ertheilen.

Am Ende der ersten Maiwoche langten die Basler Boten in ihrer Heimath an, die ganze Fahrt nach dem Reichstag kam die Stadt auf etwa 300 fl. zu stehen, allein es sollten nicht die letzten Unterhandlungen sein, welche Basel in dieser Sache zu führen hatte. Freilich wegen des Bundes mit den Kurfürsten war der Rath zu Basel bald im Klaren; denn schon am 13. Mai berichtete Hans Ludman von Rotberg den oberrheinischen Städten, daß Basel sich nicht mit den Fürsten verbinden werde, „und bedunkt uns, daz den stetten, in dissen Kreissen begriffen, nit kommelich sie der vereinunge nach demme und die inhalt mit den fursten inzegende." Hingegen wolle man gerne insoweit dem Wunsche der Fürsten gerecht werden, daß zu Stadt und Land ein Eid zur Bezeugung des rechten

Glaubens solle geschworen, und daß der Clerus zur Verurtheilung der böhmischen Ketzerei auf den Kanzeln solle angehalten werden. Ferner wurden die befreundeten Städte ersucht, ihre Boten den 18. Mai zur Feststellung der endgiltig an die Kurfürsten zu richtenden Antwort nach Basel zu schicken. Merkwürdigerweise findet sich Straßburg nicht unter den Geladenen, während doch bisher immer in Uebereinstimmung mit demselben war von Seiten Basels vorgegangen worden. Wir können den Grund dieser Handlungsweise zwischen den Zeilen herauslesen. Basel suchte damals immer mehr sich den eidgenössischen Städten zu nähern und neben Bern und Solothurn hoffte man jetzt besonders auch mit Zürich freundschaftliche Beziehungen anzuknüpfen; dies aber mochte bei der bekannten Zurückhaltung der Eidgenossen den Reichsstädten gegenüber verhindert werden, wenn auch das mächtige Straßburg an den Verhandlungen Theil nahm. Trotz dieser Vorsichtsmaßregel erschienen die Eidgenossen dennoch nicht am 18. Mai zu Basel, allein auch die anwesenden Boten aus dem obern Elsaß und dem Breisgau konnten sich nicht vollständig einigen, so daß schließlich Basel eine selbständige Antwort an die zu Oberwesel versammelten Kurfürsten ergehen ließ, in welcher mit Entschiedenheit der Beitritt zum Fürstenbunde abgelehnt wurde. Dagegen wurde versprochen, Basel wolle alle diejenigen auf das Empfindlichste strafen, welche dem Christenglauben zuwiderhandelten. Die Fürsten möchten sich dieser Absage wegen nicht erzürnen, und nicht etwa auf bösen Willen der Basler schließen, sei man doch geneigt, bei einem Zuge gegen die Hussiten auch dasjenige zu leisten, „was wir denn mit bescheidener Hilfe nach unserm vermögen und erzugen darzu ouch getun köndent und möchtent.“ Man sieht aus dieser Antwort, daß Basel sich mit Recht hütete, durch Eintritt in einen Herrenbund seine

reichsfreie Stellung zu gefährden und dabei Gefahr zu laufen, sich den König Sigismund, den gegebenen Freund der Städte, zu entfremden. Die Kurfürsten, welche ähnliche Antworten auch von den übrigen Städten erhielten, drangen nicht weiter auf deren Beitritt, sondern beschränkten sich darauf, dieselben anzufragen, in welchem Umfang man die Hilfeleistung für den Ende August zu eröffnenden Feldzug erwarten dürfe. Zur Beantwortung dieser Frage sollten auch die städtischen Abgeordneten im Juni zu Mainz eintreffen. An dieser Versammlung nahm Basel keinen Antheil, in einem Schreiben an die Räthe der Kurfürsten entschuldigt sich die Stadt wegen ihres Ausbleibens mit vielfachen Streitigkeiten, welche ausgebrochen seien, sowie mit dem Umstande, daß Bischof Hartmann Münch von Münchenstein sowohl, als die Stadt Straßburg von Basel Hilfe verlangten. Auch sei man durch den Säckingerkrieg des Jahres 1415, welcher für den König unternommen wurde, in beträchtlichen Schaden gekommen, so daß jetzt nicht so viel könne geleistet werden; immerhin wolle Basel Gott zu Lob, dem römischen König und den Kurfürsten zu Ehren und der Christenheit zur Stärkung „zu dem gezog dienen mit zehen glesen wol ufgerüstet mit pheriten hengsten und harnesch .... und söllent uns wol getruwen daz uns uf dise Zit der dienst swer genug ist und me tund denn wir vermögent.“ Bald nach dem Abgang dieses Briefes wurden zu Basel die nöthigen Vorkehrungen zur Ausrüstung des Contingentes getroffen, nachdem schon vorher im ganzen Bisthum der Ketzereid war verlesen und dessen Beschwörung von Bürgern und Landleuten bei 1 ℔ Strafe war verlangt worden. Um das Volk noch mehr gegen die Hussiten zu entflammen, wurde eiñ rührendes Schreiben der Stadt Tachau von den Kanzeln mitgetheilt; in demselben bitten unter Darstellung der hussitischen Gräuel-

thaten die Tachauer das Reich um Hilfe gegen den gemeinsamen Feind des Glaubens. Nun begnügte man sich aber nicht mit dieser billigen und unschädlichen Demonstration gegen die Böhmen, im Juli waren auch die Rüstungen beendigt. Die 10 Glefen, von denen diejenige des Hauptmanns 7, die übrigen 4 Pferde zählte, wurden unter das Commando des Rathsherrn und Ritters Burkard ze Rin gestellt, dieser erhielt für seine Glefe täglich 3 fl., die übrigen je 1½ fl. Sold, auch wurde dem Anführer seine Habe versichert und sämmtlichen Theilnehmern noch eine „Ufrustung", wohl ein Trinkgeld, versprochen. Zum 26. Juli findet sich in dem Rechnungsbuch der Stadt folgender Posten: „Item so sind geben dem houptmann und den nün spiessen, so an die hussen riten söllent 550 Gld. nemlich dem houptmann 100 und iegklichem Spieß 50 Gld. uf den ersten monat, facit 582 ℔ 20 dn." Daß auch damals schon auf das gute Aussehen der Basler Truppen etwas gegeben wurde, beweist sodann der Eintrag zum 2. August: „Item 8 β umb zwo vanen uf daz gezelt und wagen den soldenern." Diese 50 Mann, welche Basel stellte, mögen uns als eine sehr kleine Schaar erscheinen, allein nach damaligen Begriffen und Umständen war es doch eine recht ansehnliche Leistung von Seiten unsrer Vaterstadt, wenn wir damit vergleichen, daß das viel größere, reichere und den Ereignissen unvergleichlich näher stehende Nürnberg sich begnügt hat, 115 Reiter und eine Kanone zu schicken, welche allerdings eine Steinkugel von zwei Centnern zu werfen im Stande war.

Der Sammelplatz des Heeres war die Stadt Eger, und hier erschien in der That ein Reichsheer, welches sich einerseits durch die große Anzahl seiner Streiter und durch die vornehme Abkunft seiner Anführer, andrerseits allerdings auch durch seine

Buntscheckigkeit und Disciplinlosigkeit auszeichnete, fingen doch die Flandrer schon in der Umgebung von Nürnberg an zu plündern, als ob die Bürger der Reichsstadt keine guten Christen gewesen wären.

Die Kenntniß der folgenden Ereignisse verdanken wir hauptsächlich einzelnen Berichten, welche Theilnehmer des Zuges, so ein Züricher und ein Elsässer, in ihre Heimath senden, und ferner einigen Briefen, welche der Magistrat Nürnbergs einigen befreundeten Regierungen hat zukommen lassen. Leider hat sich bis jetzt keine Aufzeichnung eines Baslers vorgefunden. Indem wir die verschiedenen Nachrichten zusammenstellen, ergibt sich uns folgendes Bild der kriegerischen Unternehmung:

In den letzten Tagen des August wurde zu Eger Kriegsrath der versammelten Fürsten abgehalten; drei Kurfürsten waren persönlich bei dem Heere erschienen, ferner eine stattliche Anzahl von Bischöfen, mehrere Herzoge und eine Menge von Grafen, Freiherren und Rittern, die schwäbischen, bairischen und fränkischen Reichsstädte konnte man fast ohne Ausnahme wahrnehmen.

Am 28. August brach das zum mindesten 100,000 starke Kreuzheer von Eger in zwei Colonnen auf; die eine sollte nach der Stadt Ellenbogen marschieren, die andere über Königswart, einer südöstlich von Eger gelegenen Ortschaft, gegen Osten vordringen; am 31. August vereinigten sich die beiden Abtheilungen, um gemeinsam mit der Belagerung einiger festen Punkte zu beginnen. Wie zu erwarten war, wurde der Krieg auf das Grausamste von beiden Seiten geführt; von den Kurfürsten gieng der Befehl aus, „daz man im lant Beheim meniklich tot slahen sülle awsgnommen kinder, die ir vernunft niht haben." Von Anfang an zeigt es sich, daß für die Verproviantierung des Heeres nicht hinlänglich gesorgt sei, ein

offener Markt war zwar in Eger verkündet worden, nichtsdestoweniger blieben die Lebensmittel theuer, und mußte den Leuten mit eindringlichen Worten verboten werden, Frauen mitzuführen, weil dadurch die Preise des Nöthigsten allzusehr in die Höhe getrieben würden. Besser dran waren die Contingente derjenigen Städte, welche von dem Kriegsschauplatze nicht allzuweit entfernt waren, wie die Nürnberger Truppen, denen der Rath mehrere Fässer Elsässer und Frankenweins nachführen ließ. Auch Basel blieb wenigstens durch seinen Boten, einen gewissen „Frenklin“ in beständigem Verkehr mit seinen Kriegern, welchen zwei Monatssolde und 11 fl. „zu ufwehsel“ nach Böhmen nachgeschickt wurden.

Die ersten Feindseligkeiten galten dem Schloß Maschau südlich von Kadan, als jedoch dessen Vertheidiger die Anstalten zum Sturm und die Büchsen gewahr wurden, ergaben sie sich, wodurch allerdings der Commandant mit einigen wenigen Glücklichen sein Leben rettete, während weitaus der größte Theil der Besatzung, d. h. etwa 80 Mann, von den Deutschen getödtet wurden. Ueberhaupt ging man mit den Kriegsgefangenen sehr summarisch um, alle; welche nicht deutsch verstanden, oder deren Aussehen einen Böhmen errathen ließ, wurden todt geschlagen und verbrannt; auf eine Prüfung des Glaubens ließ sich das Kreuzheer nicht ein, es hieß auch hier wie bei jenem Kreuzzug gegen die Albigenser: „Schlaget alle todt, der Herr kennet die Seinen schon.“ Von Maschau rückte das Heer vor die Stadt Kadan, deren Einwohnerschaft unter sich des Glaubens wegen getheilt war. Die Hussiten fürchteten sich daher, eine Belagerung auszuhalten, zündeten die Stadt an und zogen sich gegen Saatz zurück; die katholischen Bürger hingegen öffneten die Thore der halb zerstörten Stadt und übergaben dieselbe dem Kreuzheer. An die Einnahme von Kadan reihte sich die Besetzung

und Erstürmung noch mehrerer festen Ortschaften; allein trotz diesen Erfolgen des Heeres fing dessen Lage an, immer bedenklicher zu werden, da die Lebensmittel stets theurer wurden und auch der Vorrath an Pulver zu schwinden begann. Aus den Nürnberger Aufzeichnungen erfahren wir, daß der Magistrat nicht müde wurde, seinen Truppen eine Wagenladung Weines um die andre zuzusenden; nehmen wir nun an, daß die Nürnberger hie und da einen Becher auch den übrigen Städtern kredenzt haben mögen, so reichte das doch nicht hin, um die an vielen Wein gewöhnten Kehlen der Schweizer und süddeutschen Söldner zu befriedigen, so daß der Zürcher Berichterstatter, nachdem er seinen Herren die kriegerischen Vorgänge erzählt hat, sich veranlaßt fühlt beizufügen: „wissent lieben herren daz ein eimer elsesser oder lantwin gilt ob 30 ß." darum, so fährt das Schreiben fort, möge der Rath nicht den „Kaseler" zu Hilfe schicken, da derselbe jeden Tag für 2 ß oder noch mehr Wein vertilgen würde. Verschlimmert wurde in dieser Hinsicht der Zustand des Heeres, als auch die Markgrafen von Meißen mit ihren Schaaren bei demselben sich einfanden.

Die vereinigte Truppenmacht sollte nun ihre Stärke und Tapferkeit durch die Einnahme der Stadt Saatz an den Tag legen, deren Belagerung um die Mitte des Septembers in Angriff genommen wurde. Jedoch gerade hier, wo die gesammte Streitkraft, im Ganzen wohl etwa 150,000 Mann vereinigt war, zeigte es sich, wie wenig mit einem so bunt zusammengesetzten Heere auszurichten sei, besonders wenn auch die Anführer desselben nicht mit einander übereinstimmten. In der Stadt lagen etwa 20,000 Hussiten, und es war dieselbe auch mit grobem Geschütz wohl versehen. Die Landleute der Umgebung hatten sich ebenfalls hier zusammengezogen, in den Vorstädten Quartier erhalten und dieselben mit starken Befestigungen

versehen. Jeden Tag fanden blutige Gefechte statt, wobei die Belagerer stets bedeutende Verluste zu beklagen hatten, auch fügte ihnen das feindliche Geschütz bei Tag und Nacht beträchtlichen Schaden zu. So lang man keinen Sturm wagte, konnte den Hussiten nicht viel angethan werden, und zu einem gewaltsamen Angriffe mochten sich die Fürsten nicht entschließen, da keiner von ihnen seine Mannschaft opfern wollte. In Anbetracht dieses Umstandes schreibt denn auch unser Züricher Gewährsmann: „uns dunkt daz nun ze viel lütz hie lig.... wir gloubent legent ir mit üwer macht hie und mit üwerm züg es muste an etlichem ort schinder werden.“ Eine vollständige Rathlosigkeit entstand unter den Fürsten, als Sigismund seine Ankunft ankündigen ließ, und dennoch immer auf sich warten ließ. Bei der zunehmenden Theurung wurden die Krieger unmuthiger, so daß der Vorschlag, man wolle den Winter über vor der Stadt bleiben, wenig Anklang fand „dann soltent wir disen winter in disem lande ligen, so möhte uns denhein hengst lebendig beliben, wie es ioch umb uns ergienge; dann wir ob den vier wochen under niekein dach komen sint und noch teglich zu velde ligend.“ Unter solchen Verhältnissen ist es begreiflich, daß bald die Mehrzahl der Fürsten und Städte an eine Aufhebung der Belagerung dachten, besonders als ein größeres Gefecht durchaus zu Ungunsten des Kreuzheeres ausfiel. Am 2. Oktober begann deshalb der Aufbruch des Heeres; wir dürfen uns vorstellen, daß unsre Basler mit Freuden den Rückweg werden angetreten haben, und auch der Rath von Basel war es gewiß zufrieden, daß noch vor Einbruch des Winters die Truppen, deren Unterhalt der Stadt im Ganzen auf 1746 ℔ 5 β zu stehen kam, in die Heimath zurückkehrten.

Auf klägliche Weise war die ganze Unternehmung ge-

scheitert, das Reichsheer mit so vieler Mühe zusammengebracht, löste sich, ohne auch nur die erste Probe bestanden zu haben, ruhmlos auf. Für Basel aber war dieser Ausgang eine deutliche Aufforderung, immer mehr nach vollständiger Lösung vom Reiche und seinen Ansprüchen zu streben und sich stets enger denjenigen Gewalten anzuschließen, welche in dieser Hinsicht schon den entscheidenden Schritt gethan hatten. Daher sehen wir denn im weitern Verlaufe des XV. Jahrhunderts unsre Vaterstadt immer seltener unter dem Reichspanner und immer häufiger an der Seite der Eidgenossen fechten, bei St. Jakob, bei Grandson und bei Murten, bis endlich am 13. Juli des Jahres 1501 durch den ewigen Schweizerbund die factische Trennung vom Reiche ihren Abschluß fand.

Repertorische Rückblicke

auf das Jahr 1882.

(Zusammengestellt von F. Föhr.)

Die nachstehenden Aufzeichnungen können der Kürze der Zeit halber, welche hiefür dem Verfasser zu Gebote stand, und in Anbetracht des beschränkten Raumes, welcher der „Statistik" im Basler Jahrbuch zugewiesen werden kann, durchaus keinen Anspruch auf vollständige, erschöpfende Sichtung des statistisch außerordentlich reichhaltigen Materials in den Verwaltungsberichten ꝛc. machen, sondern mußten sich im Interesse der Arbeit selbst auf einige Hauptrubriken daraus beschränken. In diesen Zusammenstellungen ist unter dem ersten Theil „Bevölkerung" für diesmal auch ganz besonders die „Bürgerschaft Basels" berücksichtigt, über welch' letztere in ihrer Gesammtheit wohl zum ersten Male eine genaue Zählung veranstaltet werden konnte. Ferner erhalten hier Berücksichtigung: die Thätigkeit der obersten administrativen Behörden, das Steuerwesen, die Staatsfinanzen, das Schulwesen, das Vereinswesen, die Infectionskrankheiten und die daherige Sterblichkeit ꝛc. Andere Zweige des öffentlichen Verkehrslebens, wie Handel und Industrie, Verkehr, Consumtion, Preise, Versicherungs-

wesen, Armenwesen, Rechtspflege, Bauthätigkeit u. s. w. sollen in einem folgenden Jahrgange dargestellt werden.

1. Bevölkerung.

a. Stand der Bevölkerung:

Die letzte eidgen. Volkszählung, welche genauesten Aufschluß über die hiesige Bevölkerungszahl giebt, fand bekanntlich den 1. Dezember 1880 statt. Nach derselben hatte die Stadt Basel 61,399, die Gemeinden Riehen 2076, Kleinhüningen 1194, und Bettingen 432 Einwohner; Gesammtbevölkerung des Kantons Baselstadt: 65,101.

Um die Bevölkerungszahl auf Ende Dezember 1882 wenigstens annähernd richtig zu ermitteln, müssen die Verhältnisse der Einwanderung zur Auswanderung, der Zahl der Geburten zu derjenigen der Todesfälle und zum Theil auch die neuen Bürgeraufnahmen berücksichtigt werden.

Laut Niederlassungscontrollen wurden

im Jahr 1881: 7535 Aufenthalts- und 2113 Niederl.-Bewill.
„ „ 1882: 7805 „ „ 1835 „

Zusammen 15340 Aufenthalts- und 3948 Niederl.-Bewill. ertheilt;
dagegen

im Jahr 1881: 8997 Aufenthalts- und 1441 Niederl.-Bewill.
„ „ 1882: 7996 „ „ 1721 „

Zusammen 16993 Aufenthalts- und 3162 Niederl.-Bewill. gestrichen; (davon 39 Aufenthalts- und 437 Niederlassungs-Bewilligungen in Folge von Bürgeraufnahmen).

Abnahme der Aufenthalter . . . 1653
Zunahme der Niederlassungen . . 786

Diese ergeben einen Einwanderungsüberschuß von nur 705 Pers.

In Folge von Bürgeraufnahmen, welche oben bei den Aufenthaltern und Niedergelassenen in Abzug gebracht

Uebertrag 705 Pers.

Uebertrag	705 Perſ.
wurden, ergibt ſich für 1881 eine Zunahme von 1094 Perſ. und für 1882 eine ſolche von 417 Perſ., zuſammen . . .	1511 „
Der Ueberſchuß der Geburten über die Todesfälle betrug im Jahr 1881 457 Perſ., 1882 724 Perſ., zuſammen . .	1181 „
Approximativer Bevölkerungszuwachs vom Decbr. 1880 bis Ende 1882	3397 Perſ.
Bevölkerungszahl December 1880	65101 „
Es ergiebt ſich ſomit auf den 31. December 1882 für den Kanton Baſel-Stadt eine approximative Bevölkerungszahl von	68498 Perſ.

Dieſe bedeutend unter dem Ergebniß der letzten 10 Jahre ſtehende Zunahme beträgt für das Jahr 1881: 2105, oder 32,3 auf 1000 Einw.
„ „ „ 1882: 1292, „ 19,2 „ „ „
(Zunahme von 1870—1880: 36,3 %.)

Dieſer Rückgang des Bevölkerungszuwachſes beruht zu einem guten Theile auf der vorausgegangenen enormen Ueberproduction in einzelnen Induſtriezweigen (in erſter Linie der Bauinduſtrie) und der immer größer werdenden Concurrenz Seitens des Auslandes, ſowie in der gegenwärtig allgemein gedrückten Geſchäftslage überhaupt, welche in Verbindung mit den mehrjährigen Mißernten (für die agricole Bevölkerung) der größern Auswanderung Vorſchub leiſtet.

Der Kanton Baſelſtadt hat ein Geſammt-Areal von 35,8 Km.²; davon ſind productives Land 30,4 Km.²; nämlich Waldareal: 3,9; Rebland 0,7; Acker-, Garten-, Wieſen- und Weidland 25,8 Km.²; unproductives Land: 5,4 Km.²; nämlich Stadt, Dörfer und Gebäude 1,9; Flüſſe und Landſtraßen 3,5 Km.².

Zahl ſämmtlicher Gebäude in der Stadt: 10,929; in Riehen 615, in Kleinhüningen 281 und in Bettingen 132; Total: 11,957.

Es kommen somit Ende 1882 auf einen Km.² des Gesammtareals 1913 Einwohner (1870: 1291), auf einen Km.² des productiven Areals: 2253 Einwohner (1870: 1592).

Am 1. Dezember 1880 zählte der Kanton Baselstadt 13,507 Haushaltungen und 5318 bewohnte Häuser; auf eine Haushaltung kamen durchschnittlich 4,82 Personen, und auf ein bewohntes Haus 12,24 Personen.

Die Zahl der jetzt bestehenden Haushaltungen und der bewohnten Häuser ist nicht bekannt und könnte nur durch eine eigentliche Zählung ermittelt werden.

Dasselbe gilt von den nachfolgenden kurzen Aufzeichnungen betr. Geschlecht, Alter, Civilstand, Heimath, Konfessions- und Berufsverhältnisse, welche sämmtlich der letzten Volkszählung entnommen sind.

α. Nach Geschlecht und Heimath:

	Personen			
	Männliche	Weibliche	Total	
Kantonsbürger	8805	10197	19002	= 29,2 %.
Andere Schweizerbürger .	10725	13253	23978	= 36,8 %.
Ausländer	10308	11813	22121	= 34,0 %.
Zusammen	29838	35263	65101	
	(45,83 %)	(54,17 %).		

β. Nach Altersperioden:

Kinder von 0—14 Jahren	18353	= 282 ‰.
Erwachsene von 15—59 Jahren . .	42899	= 659 ‰.
„ „ 60 und mehr Jahren	3849	= 59 ‰.

γ. Nach dem Civilstand:

Ledige	40672	= 62,5 %.
Verheirathete	20404	= 31,3 %.
Verwittwete	3753	= 5,8 %.
Geschiedene	272	= 0,4 %.

δ. Nach der Konfession:

Protestantisch . . .	44236	=	67,9 %.
Katholisch	19288	=	29,6 %.
Israelitisch	830	=	1,3 %.
Andere Konfessionen .	747	=	1,2 %.

ε. Berufsverhältnisse.

Hierüber giebt die auf Seite 299 befindliche, von Herrn Prof. Kinkelin gefl. mitgetheilte Tabelle Aufschluß.

b. Eheschließungen und -Lösungen, Geburten, Sterbefälle.

α. Eheschließungen und Scheidungen:

Jahre	Zahl der Eheschließungen	Mittlere Bevölkerung	Es heiratheten per Jahr u. pro Mille der Bevölkerung
1870/80 (11 Jahre)	5876	56430	18,93
1881 (1 Jahr)	543	66150	16,42
1882 (1 Jahr)	528	67850	15,56.

Obschon die Zahl der Heirathenden gegenüber dem letzten Decennium im Verhältniß zur Bevölkerung ziemlich bedeutend sich vermindert hat, so nimmt Baselstadt unter den Schweizerkantonen in der Höhe der Eheschließungen dennoch den vierten Rang ein und wird i. J. 1882 nur übertroffen durch die Kantone Appenzell A.-Rh. mit 18,20 ‰, Neuenburg mit 17,20 ‰ und Zürich mit 16,20 ‰ Heirathenden.

In Berlin betrug dieses Verhältniß im letzten Decennium durchschnittlich 26 ‰, und ist mit 1882 zurückgegangen auf 19 ‰.

Von den 528 Eheschließungen im Jahr 1882 fielen auf Basel 508, und auf die 3 Landgemeinden zusammen 20.

Bezüglich der nähern Angaben über Alter, Familienstand, Konfession und Heimath muß hier (des Raumes halber) auf die gegenwärtig in besonderm Druck befindlichen statistischen Mittheilungen verwiesen werden. — Das Gleiche gilt auch für die nächstfolgenden Abtheilungen.

Ehescheidungen.

Im Jahr 1881 wurden temporär geschieden 7 Ehepaare, gänzlich 25 Paare.
" " 1882 " " " 3 " " 27 "

Total der gänzlichen Scheidungen: 52 Paare oder im Verhältniß zu den neugeschlossenen Ehen: 48,5 ‰.

β. Geburten und Sterbefälle.

Jahre	Zahl sämmtl. Geborenen.	davon Todtgeborne	Zahl sämmtl. Sterbefälle.
1870/80 (11 J.)	21259	903	14999
	(M. 10802, W. 10457)	(M. 512, W. 391)	(W. 7614, W. 7385)
(legitim:	" 9543, " 9324	" 425, " 327)	
(illegitim:	" 1259, " 1133	" 87, " 64)	
1881 (1 Jahr)	2147	82	1690
	(M. 1092, W. 1055)	(M. 54, W. 28)	(M. 861, W. 829)
(legitim:	" 1003, " 959	" 46, " 23)	
(illegitim:	" 89, " 96	" 8, " 5)	
1882 (1 Jahr)	2197	89	1473
	(M. 1132, W. 1065)	(M. 51, W. 38)	(M. 763, W. 710)
(legitim:	" 1017, " 934	" 44, " 32)	
(illegitim:	" 115, " 131	" 7, " 6).	

Auf 1000 Einwohner kamen per Jahr

	Geburten (ohne die Todtgeburten)	Sterbefälle
1870—1880 (11 Jahre) . .	32,8	22,7
1881 (1 Jahr)	31,2	24,3
1882 (1 Jahr)	31,1	20,4

Geburten im Jahr 1882: in der Stadt 2094, in den Landgemeinden 103.
Sterbefälle " " " " " 1390, " " " 83.

Infectionskrankheiten in Basel im Jahr 1882, nach Monaten:

1882	Januar	Februar	März	April	Mai	Juni	Juli	August	September	October	November	Dezember	Total der Erkrankgn.	Todes-fälle.
Masern	1	—	—	—	—	4	4	—	1	3	3	1	17	1
Scharlach	54	40	33	22	56	72	56	36	29	25	27	58	508	53
Rubeolae	11	1	1	—	2	4	3	—	—	—	—	1	23	—
Pocken	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	1	—
Wasserpocken (Varicellen)	25	30	10	4	4	3	6	7	3	13	18	34	157	—
Rose	20	23	18	16	30	11	7	9	4	15	8	13	174	13
Rachenbräune (Diphtherie)	54	28	38	22	39	33	13	18	15	12	11	21	304	31
Halsbräune (Croup)	6	2	4	2	1	2	—	—	1	—	1	1	20	11
Keuchhusten . . .	1	2	1	—	5	4	12	14	4	14	18	25	100	10
Parotitis epidem. .	22	19	13	4	3	1	2	—	—	—	1	1	66	—
Nervenfieber (Typhus)	7	6	12	11	97	15	24	16	13	23	24	12	260	21
Wochenbettfieber . .	11	6	5	5	4	1	5	—	—	4	2	3	46	21
	212	157	135	86	241	151	132	100	70	109	113	170	1676	161

Sterbefälle in der Stadt Basel im Jahr 1882

Gestorben an:	0—1 Monat		1 Mt. bis 1 Jahr		1—2 Jahre		2—5 Jahre		5—10 Jahre		10—15 Jahre	
	M.	W.	M.	W.	M.	W.	M.	W.	M.	W.	M.	W.
I. Lebensschwäche	46.	41.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
II. Altersschwäche	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
III. a. Selbstmord	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
b. Mord und Todtschlag	1.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
c. Zufälliger Tod	—	—	3.	1.	2.	—	1.	1.	2.	1.	—	—
d. Tod nach Operationen	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
e. Angeschwemmte Wasserleichen	—	—	—	—	—	—	—	—	2.	—	1.	—
IV. a. Krankheiten der Verdauungsorgane	25.	12.	66.	51.	2.	—	2.	1.	3.	—	—	—
b. Krankheiten der Athmungsorgane	1.	2.	14.	16.	12.	7.	7.	4.	3.	1.	3.	1.
c. Krankheiten der Kreislaufsorgane	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1.	1.	—
d. Krankheiten des Nervensystems	3.	3.	12.	6.	3.	5.	12.	10.	3.	3.	—	2.
e. Krankheiten der Harn- und männl. Sexualorgane	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1.	—
f. Krankheiten der weibl. Sexualorgane und des Wochenbetts	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
g. Krankheiten der Haut	—	4.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
h. Krankheit. d. Bewegungsorgane	—	—	—	1.	—	—	2.	—	1.	—	3.	1.
i. Infektionskrankheiten	4.	2.	10.	9.	13.	8.	28.	21.	9.	14.	4.	—
k. Constitutionelle Krankheiten	—	—	5.	2.	2.	2.	—	4.	—	—	—	1.
l. Nicht ermittelte Krankheit	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Summe (ohne die Todtgeborenen)	80.	64.	110.	86.	34.	22.	52.	41	23.	20.	13.	5.
	144		196		56		93		43		18	

nach der Todesursache und Altersklassen.

15–20 Jahre		20–30 Jahre		30–40 Jahre		40–50 Jahre		50–60 Jahre		60–70 Jahre		70–80 Jahre		Ueber 80 Jahre		Summe		Total
M.	W.	M.	W.	M.	W.	M.	W.	M.	W.	M.	W.	M.	W.	M.	W.	M.	W.	
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	46.	41.	87
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	3.	2.	7.	8.	5.	7.	15.	17.	32
1.	—	3.	—	5.	1.	2.	—	3.	—	1.	—	1.	—	—	—	16.	1.	17
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1.	—	1
2.	—	6.	1.	8.	2.	4.	—	2.	2.	—	1.	—	—	—	—	30.	9.	39
—	—	—	—	—	1.	—	1.	—	1.	—	—	—	—	—	—	—	3.	3
—	—	—	—	1.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	4.	—	4
—	—	5.	5.	5.	5.	3.	6.	10.	8.	10.	12.	5.	5.	2.	1.	138.	106.	244
4.	11.	25.	30.	30.	30.	32.	27.	27.	14.	19.	28.	10.	17.	5.	2.	192.	190.	382
2.	—	2.	1.	1.	1.	7.	6.	7.	18.	2.	10.	3.	5.	—	1.	25.	43.	68
—	3.	1.	1.	—	2.	8.	4.	2.	10.	11.	11.	1.	11.	1.	5.	57.	76.	133
3.	1.	—	1.	2.	—	1.	1.	4.	2.	3.	2.	7.	3.	—	—	21.	10.	31
—	—	—	11.	—	14.	—	3.	—	4.	—	3.	—	2.	—	—	—	37.	37
—	—	2.	1.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1.	—	—	2.	6.	8
1.	1.	—	1.	2.	2.	—	—	1.	—	2.	—	—	3.	—	—	12.	9.	21
—	4.	5.	1.	5.	3.	5.	2.	—	3.	3.	—	—	1.	—	—	86.	68.	154
1.	1.	2.	3.	1.	4.	1.	1.	1.	2.	3.	3.	2.	1.	—	—	18.	24.	42
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1.	—	—	—	1.	—	1
14.	21.	51.	56.	60.	65.	63.	51.	57.	64.	57.	72.	37.	57.	13.	16.	664.	640.	1304
35		107		125		114		121		129		94		29		1304		—

c. Bürgerschaft der Stadt Basel.

In Folge der nun durchgeführten Anlegung von Bürger-Familienbüchern in Basel und unsern 3 Landgemeinden wurde endlich die Möglichkeit geboten, den wirklichen Bestand unsrer bürgerlichen Corporationen, welche früher von mächtigem Einfluß auf die Entwicklung und das Gedeihen des Städtewesens waren, genau zu ermitteln. — Die Anlage dieser Familienbücher basirt sich auf den Zeitpunkt des Inkrafttretens der hiesigen kantonalen Civilstandsverordnung, d. h. auf den Stand der Bürgerschaft (deren Abstammung und Familien) am 31. Dezember 1869 resp. 1. Januar 1870.

An jenem Zeitpunkt zählte die hiesige Bürgerschaft:

	Personen männliche	Personen weibliche	Total
In Basel wohnhaft . .	5346	6313	11659
Auswärts „ . .	2371	1837	4208
Summe	7717	8150	15867

während sie nun am 31. December 1882 resp. 1. Januar 1883 beträgt:

	Personen männliche	Personen weibliche	Total
In Basel wohnhaft . .	8862	9959	18821
Auswärts „ . .	3042	2650	5692
Summe	11904	12609	24513

Zunahme in 13 Jahren:

	Personen männliche	Personen weibliche	Total
In Basel wohnhaft	3516 = 65,8 %	3646 = 57,7 %	7162 = 61,4 %
Auswärts „	671 = 28,3 %	813 = 44,2 %	1484 = 35,3 %
Summe	4187 = 54,2 %	4459 = 54,7 %	8646 = 54,5 %

Die minder große Vermehrung der auswärts Wohnenden erklärt sich daraus, daß 65 % aller auswärts Wohnenden dem ledigen Stand angehören, während die hier wohn-

haften ledigen Bürgerspersonen kaum 58 % der hier domicilirten Bürgerschaft betragen, sowie in den zahlreichen Bürgeraufnahmen hier wohnender Familien.

Nach allgemeiner Erfahrung kommen eine größere Anzahl von Knaben als von Mädchen zur Welt; die männliche Bevölkerung ist aber, und zwar vom ersten Lebensjahr an, einer größern Sterblichkeit unterworfen, so daß die Ueberzahl über die weibliche Bevölkerung bald verschwindet und sogar die letztere überwiegt. Auf 1. Januar 1883 betrug das Verhältniß der männlichen Bürgerschaft 485 ‰, das der weiblichen 515 ‰. — Bei den auswärts Wohnenden überwiegt die männliche Bürgerschaft die weibliche um 392 Personen = 15 %; der Grund dafür ist am leichtesten aus den nachfolgenden kurzen Zusammenstellungen betr. Alter, Wohnort und Beruf ersichtlich; während nämlich im schulpflichtigen Alter sich kaum ein Sechstel der männlichen Bürgerschaft auswärts aufhalten, so steigt dieses Verhältniß in den darauffolgenden Jahren auf einen vollen Drittel der gesammten männlichen Bürgerschaft an und nimmt erst mit dem zurückgelegten 40. Altersjahr wieder beträchtlich ab.

Ueberſicht der Bürger der Stadt Baſel nach Alters=

Altersklaſſen, Lebensalter per 1. Januar 1883 und Geburtsjahr.	Wohnort						Geſammt-	
	Baſel			Auswärts				
	M.	W.	Total	M.	W.	Total	M.	W.
Säuglingsalter: von 0—1 Jahr 1882	181	172	353	36	46	82	217	218
Zartes Kindesalter: von 1—6 Jahre 1881/77	872	943	1815	210	235	445	1082	1178
Schulpflichtiges Alter: von 6—15 Jahre 1876/68	1842	1848	3690	382	321	703	2224	2169
Pubertäts=Alter: von 15—20 Jahre 1867/63	873	794	1667	322	338	660	1195	1132
Erwachſene: von 20—30 Jahre 1862/53	1309	1554	2863	700	475	1175	2009	2029
„ „ 30—40 „ 1852/43	1020	1327	2347	536	461	997	1556	1788
„ „ 40—50 „ 1842/33	1139	1385	2524	375	306	681	1514	1691
„ „ 50—60 „ 1832/23	921	1042	1963	250	207	457	1171	1249
„ „ 60—70 „ 1822/13	492	577	1069	142	146	288	634	723
„ „ 70—80 „ 1812/03	173	265	438	65	75	140	238	340
„ „ 80—90 „ 1802/1793	40	49	89	21	30	51	61	79
Erwachſene über 90 Jahre 1792/80	—	3	3	3	10	13	3	13
Geſammt-Total . .	8862	9959	18821	3042	2650	5692	11904	12609
	100/112		= 76,78 %	115/100		= 23,22 %	100/106	

Klassen, Geschlecht, Familienstand und Wohnsitz.

Total.	Davon sind											
	Ledig			Verheirathet			Verwitwet			Geschieden.		
Total	M.	W.	Total	M.	W	Total	M.	W.	Total	M.	W.	Total
435 = 18 ‰	181	172	353	—	—	—	—	—	—	—	—	—
	* *36*	*46*	*82*	—	—	—	—	—	—	—	—	—
2260 = 92 ‰	872	943	1815	—	—	—	—	—	—	—	—	—
	210	*235*	*445*	—	—	—	—	—	—	—	—	—
4393 = 179 ‰	1842	1848	3690	—	—	—	—	—	—	—	—	—
	382	*321*	*703*	—	—	—	—	—	—	—	—	—
2327 = 95 ‰	873	786	1695	—	8	8	—	—	—	—	—	—
	322	*334*	*656*	—	*4*	*4*	—	—	—	—	—	—
4038 = 165 ‰	1057	1055	2112	242	482	724	8	12	20	2	5	7
	595	*267*	*862*	*101*	*198*	*299*	*3*	*7*	*10*	*1*	*3*	*4*
3344 = 136 ‰	223	307	530	763	935	1698	25	65	90	9	20	29
	259	*166*	*425*	*260*	*262*	*522*	*8*	*18*	*26*	*9*	*15*	*24*
3205 = 131 ‰	88	219	307	1002	971	1973	40	182	222	9	13	22
	144	*95*	*239*	*201*	*174*	*375*	*18*	*31*	*49*	*12*	*6*	*18*
2420 = 99 ‰	60	147	207	778	611	1389	77	270	347	6	14	20
	84	*59*	*143*	*130*	*78*	*208*	*26*	*61*	*87*	*10*	*9*	*19*
1357 = 55 ‰	44	100	144	354	207	561	90	261	351	4	9	13
	48	*45*	*93*	*71*	*49*	*120*	*18*	*48*	*66*	*5*	*4*	*9*
578 = 24 ‰	18	46	64	94	43	137	59	168	227	2	8	10
	16	*18*	*34*	*31*	*20*	*51*	*17*	*31*	*48*	*1*	*6*	*7*
140 } = 6 ‰	2	5	7	14	4	18	24	40	64	—	—	—
	8	*7*	*15*	*7*	*3*	*10*	*6*	*18*	*24*	—	*2*	*2*
16	—	—	—	—	—	—	—	3	3	—	—	—
	—	*2*	*2*	*3*	*2*	*5*	—	*6*	*6*	—	—	—
24513	5260	5628	10888	3247	3261	6508	323	1001	1324	32	69	101
	2104	*1595*	*3699*	*804*	*790*	*1594*	*96*	*220*	*316*	*38*	*45*	*83*
Zusammen:	7364	7223	14587	4051	4051	8102	419	1221	1640	70	114	184

* Die schräg Verzeichneten sind die auswärts Wohnenden.

Die gesammte Bürgerschaft Basels besteht aus:

7002	Nachkommen von alten Bürgern früherer Jahrhunderte	= 285‰
126	„ „ unter dem Gesetz von 1803 aufgenommenen Bürgern . .	= 5‰
1933	Gliedern und Nachkommen von unter dem Gesetz v. 1816 aufgenommenen Bürgern	= 79‰
1575	„ „ „ „ unter dem Gesetz von 1834 aufgenommenen Bürgern	= 65‰
815	„ „ „ „ unter dem Gesetz von 1838 aufgenommenen Bürgern	= 33‰
3193	„ „ „ „ unter dem Gesetz von 1848 aufgenommenen Bürgern	= 130‰
5504	„ „ „ „ unter dem Gesetz von 1866 aufgenommenen Bürgern	= 225‰
4365	„ „ „ „ unter dem Gesetz von 1879 aufgenommenen Bürgern	= 178‰

24513; davon im berufsfähigen Alter stehende Bürger: 6982.

Diese letztern vertheilen sich nach Beruf, Familienstand, Abstammung und Wohnsitz folgendermaßen:

(Siehe Tabelle S. 289 und 290.)

Die Bürgerschaft der 3 Landgemeinden (mit Einschluß auswärts Wohnender) betrug auf den 1. Januar 1883:

	männliche Personen	weibliche Personen	Total
Bürger von Riehen	690	773	1463
„ „ Kleinhüningen .	399	402	801
„ „ Bettingen . . .	221	250	471
Total	1310	1425	2735

Uebersicht der Bürger Basels nach Berufsklassen, Familienstand und Abstammung am 31. December 1882 resp. 1. Januar 1883.

Allgemeine Berufsklassen.	Familienstand.				Abstammend von								
					Bürgern vor 1803	seit 1803 aufgenommenen Bürgern; früher aus							
	Ledige Männer	Verheirathete Männer	Wittwer oder geschieden	Total		andern Gemeinden des Kts. Baselstadt	andern Schweizer-Kantonen	dem Deutschen Reiche	Frankreich	Oesterreich	andern europäischen Ländern	Amerika	Summe der neuern Bürger
Urproduction	108	132	15	255 = 3,7 %	78	6	114	55	2	—	—	—	177
Industrie	782	1659	186	2627 = 37,6 %	675	44	1158	685	54	6	2	3	1952
Handel	1032	1251	126	2409 = 34,5 %	778	40	906	620	54	7	4	—	1631
Verkehr	107	261	27	395 = 5,7 %	108	7	216	59	5	—	—	—	287
Oeffentliche Verwaltung, Wissenschaften und Künste	271	548	54	873 = 12,5 %	340	6	333	178	7	4	5	—	533
Gewerbliche Taglöhner, Krankenwärter, Dienstboten 2c.	42	99	13	154 = 2,2 %	21	3	91	38	1	—	—	—	133
Ohne Beruf oder ohne Angabe desselben	100	101	68	266 = 3,8 %	197	4	39	24	4	—	—	1	72
Total	2442	4051	489	6982	2197	110	2857	1659	127	17	11	4	4785
Gesammtbürgerschaft	14587	8102	1824	24513	7002	431	10360	5888	696	75	51	10	17511

Uebersicht der Bürger Basels nach dem Wohnort
am 31. December 1882 resp. 1. Januar 1883.

Allgemeine Berufsklassen.	Wohnort in											
	Basel	andern Gemeinden des Kts. Baselstadt	andern Schweizer-Kantonen	Deutschland	Frankreich	Italien	England	Oesterreich	Rußland	andern europäischen Ländern	außereuropäischen Ländern	Summe der auswärts wohnenden Männer
Urproduction	131	7	34	19	2	—	—	1	—	2	59	124
Industrie	1994	1	197	104	66	8	6	14	6	13	218	633
Handel	1532	1	194	122	204	48	48	15	18	25	202	877
Verkehr	343	—	27	—	2	2	1	2	3	1	14	52
Oeffentliche Verwaltung, Wissenschaften und Künste	598	9	120	59	6	15	8	10	5	5	38	275
Gewerbliche Taglöhner, Krankenwärter, Dienstboten 2c.	140	—	3	2	1	—	—	—	—	—	8	14
Ohne Beruf oder ohne Angabe desselben	200	1	25	18	6	3	2	4	—	1	9	69
Total	4938	19	600	324	287	76	65	46	32	47	548	2044
Gesammtbürgerschaft	18821	74	2475	962	568	191	153	106	71	76	1016	5692

2. Gesetze, Verordnungen und Beschlüsse der gesetzgebenden und vollziehenden Behörden.

Im Jahr 1882 sind hier erlassen worden, aber theilweise erst mit Januar 1883 in Kraft getreten:

	Gesetze	Großraths-Beschlüsse	Verordnungen u. Erlasse des Reg.-Rathes und des Erzieh.-Rathes	Ertheilte Spezial-Großrathscredite
1. Betr. das Erziehungswesen (Schulbauten und Erwerbung von Bauplätzen 2c.) . . .	—	7	16	Fr. 1,771,000. —
2. Betr. die öffentliche Rechtspflege und Kirchenangelegenheiten	2	2	2[1]	
3. Betr. d. öffentl. Aerar (Veräußerung v. Liegenschaften 2c., Steuerwesen)	3	3	2	
4. Betr. Handel und Gewerbswesen 2c.	1	—	1	
5. Betr. innere und äußere Stadterweiterung, Straßencorrectionen und Brückenbau . .	—	6	—	" 405,650. —
6. Betr. Gesundheitspflege und Irrenwesen	1	1	—	
7. Betr. Beleuchtungswesen . .	—	1	—	" 100,000. —
8. Oeffentl. Verwaltungen, Organisation, Jahresberichte u. Rechnungen 2c.	1	4	2	
Zusammen	8	24	23	

[1] Davon 1 durch die Synode.

3. Staatsfinanzen, Steuerwesen ꝛc. im Jahr 1882.

I. Directe Steuern.

a. Einkommens- und Erwerbssteuer.

Prozente der Steuerpflichtigen	Anzahl der Steuerpflichtigen	Versteuertes Einkommen	Durchschnitts-Erwerb	Steuer-Ansatz	Ertrag der Steuer	Procente des Ertrages
Stadt:		Fr.	Fr.		Fr.	
28,33	2043	2,451,700	*1200.* —	I. à 5 Fr.	10,215. —	0,94
17,28	1246	1,869,000	*1500.* —	II. à 10 „	12,460. —	1,15
31,11	2243	5,654,900	*2521.* —	III. à 1 %	56,548. 68	5,22
11,98	864	4,835,500	*5597.* —	IV. à 1—2 %	62,149. 91	5,73
3,72	268	2,634,100	*9829.* —	V. à 1—3 %	46,861. 83	4,33
7,58	547	25,669,800	*46,928.* —	VI. à 1—4 %	895,511. 85	82,63
	7211	43,115,000	(*5979.* —)		Fr. 1,083,747. 27	
Landgemeinden:						
	204			„	2,900. 40	

ferner Nachzahlungen (und Strafen) aus frühern Jahren . . . . „ 45,243. —

Fr. 1,131,890. 67

abzüglich Bezugskosten „ 2,260. 12

Fr. 1,129,630. 55

b. Vermögenssteuer.

Stadt:	3892 Beitragende	. . . .	Fr. 425,273. —
Landgemeinden:	171 „	. . . .	„ 3,230. —
			Fr. 428,503. —
		abzüglich Bezugskosten	„ 949. 65
			Fr. 427,553. 35

Steuerkapital Fr. 428,503,000. —

c. Städtische Gemeindesteuer.

1. Bürgerliche und niedergelassene Steuerpflichtige, ca. 16,100 .	Fr. 343,455. 50		
ab: unerhältliche	„ 4,429. 75		Fr. 339,025. 75
2. Aufenthalter, ca. 2700 . . .	Fr. 17,767. 50		
ab: unerhältliche	„ 1,315. 50		„ 16,452. —
		Total-Erträgniß	Fr. 355,477. 75
		abzüglich Kosten	„ 5,244. 55
			Fr. 350,233. 20
		Summe der directen Steuern	Fr. 1,907,417. 10

II. Steuern für bestimmte Zwecke und indirecte Steuern.

a. Militärpflichtersatz-Steuer. (Eidgen.)

3075 Ersatzpflichtige	Fr. 66,627. 65	
zuzüglich früherer Rückstände, Strafgebühren &c.	„ 14,460. 40	
	Fr. 81,088. 05	
abzüglich dem Bund zukommende Hälfte	„ 40,544. 05	
	Fr. 40,544. —	
hiezu kantonale Strafgelder &c. . . .	„ 60. 30	
	Fr. 40,604. 30	
abzüglich Kosten &c.	„ 2,835. 37	Fr. 37,768. 93

b. Feuerwehrsteuer.

Stadt	ca. 3100 Pflichtige .	Fr. 32,061. 75	
Landgemeinden	„ 75 „ .	„ 445. —	
		Fr. 32,506. 75	
	abzüglich Bezugskosten	„ 1,084. 15	Fr. 31,422. 60

c. Beleuchtungssteuer. . Fr. 75,511. 95

d. Handänderungssteuer.

Stadt	Fr. 212,176. —	
Landgemeinden	„ 3,783. 01	Fr. 215,959. 01

(Verkaufspreis der Liegenschaften: Fr. 10,797,950. 97; gerichtliche Liegenschaftsganten 250 mit einem Erlös von Fr. 7,286,630. —.)

e. Brandsteuer. (Staatliche Gebäudeversicherung.)

Schatzungswerth sämmtlicher Liegenschaften Ende 1882:

				Versicherungsbeiträge
Stadt	10,929	Gebäude	Fr. 180,822,800. —	Fr. 109,272. 32
Landgemeinden	1,028	„	„ 7,122,400. —	„ 5,111. 05
Total	11,957	Gebäude	Fr. 187,945,200. —	Fr. 114,383. 37

Brandfälle im Jahr 1882:

Basel	12	Entschädigungssumme	Fr. 15,350
Riehen . . .	3	„	„ 15,250
Bettingen . .	1	„	„ 7,400

Zusammen 16, (Entschädigungssumme Fr. 38,000)

davon entstanden durch Fahrlässigkeit 6, mangelhafte Feuereinrichtung 3, Brandstiftung 2, Unvorsichtigkeit der Kinder 1, Blitzschlag ohne Entzündung 1, unermittelt 3.

Die kantonale Brandversicherungsanstalt hatte per Ende 1882 in Reserveconto Fr. 217,000; ferner eine Reserve für laufende Risiken von Fr. 116,327. 66.

f. Erbschaftssteuer.

	Steuerpflichtiges Erbschaftscapital	Steuererträgniß	
Stadt	Fr. 2,595,693. 73	Fr. 186,670. 68	
Landgemeinden	„ 15,713. 35	„ 819. 27	
	Fr. 2, 611,407. 08		Fr. 187,489. 95

g. Stempelsteuer.

328,747	Stück auf Schreibpapier	Fr. 120,148. 73
2,615,913	„ „ Progressivpapier	
265,221	Wechselstempelmarken	

h. Uebrige Einnahmen des Staates.

Indirecte Steuern, Ertrag von Liegenschaften, Gaswerk, Gefälle, Strafen 2c.		Fr. 1,701,014. 30
	Total	Fr. 2,483,698. 16

Die **Ausgaben** des Staates im Jahr 1882 betragen:

a. Ordentliche		Fr. 4,302,887. 11
davon sind die größten Posten:		
für Verzinsung und Amortisation der Staatsschulden	Fr. 1,226,767	
für das Erziehungswesen . . .	„ 1,016,307	
für das Bauwesen	„ 798,957	
	Fr. 3,042,031	
b. Außerordentliche		„ 1,089,930. 08
nämlich für das Erziehungswesen (Schulbauten)	Fr. 694,413. 53	
für Brücken und Straßen . . .	„ 395,486. 55	
	Fr. 1,089,930. 08	

Die sämmtlichen Activen des Staates (mit Ausschluß aller nicht ertragsfähigen öffentlichen Gebäude) betrugen Ende 1882	Fr. 12,280,775. 97
die sämmtlichen Passiven.	„ 23,895,892. 39
Es verbleibt somit ein Passiv-Saldo von	Fr. 11,615,116. 42

4. Bildungswesen, Schulen 2c. im Jahr 1882.

Schulfrequenz auf Ende 1882.

	Theologie	Jurisprudenz	Medizin	Phil.-histor. Abtheilung	Math.-natur. Abtheilung	Total
a. Universität:						
Zahl der Docenten	11	5	14	17	8	55
„ „ gehabten Collegien .	51	22	68	83	36	260
„ „ immatr. Studenten .	55	45	99	67		266

	Zahl der Schüler	Zahl der Schülerinnen	Zahl der Klassen (Stufen)	In Klassenabtheilungen	Zahl der Lehrkräfte
b. Gymnasium:					
1. Oberes Gymnasium	138	—	4	7	17[1]
2. Unteres „	340	—	4	11	18
c. Realschule:					
1. Obere Realschule (Gewerbeschule)	129	—	4	8	13
2. Untere „	432	—	4	13	19
d. Töchterschule:					
1. Obere Töchterschule	—	83	2	5	3[2]
2. Untere „	—	359	4	10	14
e. Sekundarschulen (Stadt):					
1. Knabensekundarschulen	646	—	4	18	20
2. Mädchensekundarschulen	—	872	4	25	36
f. Primarschulen (Stadt):					
1. Knabenprimarschulen	2071	—	4	44	38
2. Mädchenprimarschulen	—	2149	4	46	57
g. Schulen der Landgemeinden:					
1. Sekundarschule in Riehen	59	81	4	4	5
2. „ in Kleinhüningen	29	36	4	2	2
3. Primarschule in Riehen	83	106	4	4	6
4. „ in Kleinhüningen	75	65	4	4	4
5. Schule in Bettingen	29	14	8	2	2
Total an öffentlichen Schulen (excl. Universität)	4031	3765	8–10	203	254

Wie oben bemerkt, betreffen diese Angaben **nicht** die **Maximalfrequenz** des Jahres, sondern diejenige von Ende Dezember 1882, indem zwischen Mai und Dezember der Austritt in der Regel größer ist als der neue Eintritt.

Privatschulen:

a. Katholische Schulen:					
1. Secundarschulen	284	252	4	14	35[3]
2. Primarschulen	417	488	4	15	
3. Nähschule	—	14	?	1	1
b. In 15 Privatschulen	166	468	?	63	52
	867	1222	?	93	88
Total in öffentlichen und Privatschulen (exclusive Universität)	4898	4987	?	296	342

[1] inclusive einiger Professoren der philosophischen Fakultät.
[2] und 6 von den untern Töchterclassen.
[3] 17 Lehrer und 18 Lehrerinnen.

Außerdem bestehen noch 29 Kleinkinderschulen mit 1012 Knaben und 1107 Mädchen, unterrichtet von 42 Lehrerinnen in 41 Classen.

Die nachfolgenden Angaben sind den Zusammenstellungen des Herrn Prof. Thun über die Schulfinanzen und die Basler Vereine und Stiftungen im Jahr 1881 entnommen:

Danach betrug das gesammte Schulvermögen:

An Liegenschaften	Fr.	5,202,615. —
„ Mobilien	„	390,078. —
„ Werthschriften	„	2,011,422. —
zusammen	Fr.	7,604,115. —

Davon sind Eigenthum des Staates:

4 Gymnasien und 1 Töchterschule	Fr. 653,043. —		
14 Secundar- u. Primarschulen	„ 2,907,190. —	Fr.	3,560,233. —
und Eigenthum von Korporationen, Vereinen und Privaten		Fr.	4,043,882. —
Das Vermögen der Universität betrug		„	2,543,570. —

Oeffentliche Vorträge fanden im Jahr 1882 statt:

In der Aula (Akademische Vorlesungen ꝛc.)	26
Im Bernoullianum (Populäre Vorträge)	38
In den Arbeitersälen	36
„ religiösen Vereinen	40
„ medicinischen Vereinen	13
„ militärischen Vereinen	10
„ diversen wissenschaftlichen Vereinen	27
Im Verein junger Kaufleute und im Gewerbeverein	15
In politischen Vereinen	2
zusammen	207

5. Vereinswesen.

Aus gleicher Quelle erhalten wir nähern Aufschluß über das in Baselstadt sehr entwickelte Vereinswesen und die Stift-

ungen im Jahr 1881. — Darnach bestanden im Ganzen 413 Vereine und 82 gegenseitige Hülfsgesellschaften; von den erstern hatten 293 Vereine und Anstalten mit 34,322 Mitgliedern

ein reines Vermögen von	Fr.	19,707,357. —
Jahreseinnahmen	„	3,486,596. —
Jahresausgaben	„	2,332,694. —

Davon besitzen die größten Vermögen:

8 Krankenanstalten	mit	zusammen	Fr.	6,094,396. —
11 Anstalten für Armenpflege . . .	„	„	„	2,683,868. —
Universität und ihre Anstalten . . .	„	„	„	2,543,570. —
29 Zünfte und Gesellschaften . . .	„	„	„	1,950,617. —
26 Kirchliche Vereine	„	„	„	1,482,751. —
6 Kunstvereine	„	„	„	1,132,970. —
12 Bildungsvereine	„	„	„	1,097,049. —
		zusammen	Fr.	16,985,221. —
sämmtliche 201 übrigen Anstalten und Vereine mit zus.			„	2,722,136. —

Die 82 gegenseitigen Hülfsvereine des Kantons wiesen bei 25,692 Mitgliedern ein reines Vermögen von Fr. 2,425,376. — (+ Fr. 1,867.693. — von interkantonalen Kassen) auf;

Jahreseinnahmen	Fr.	446.497. —
Jahresausgaben	„	370,646. —

Volkszählung vom 1. Dezember 1880.

(Kanton Basel-Stadt.)

Berufsarten.	Erwerbende Personen.			Hausgesinde.		Ungehörige ohne Erwerb.	Total.
	Männer	Weiber	Total	Männer	Weiber		
I. Urproduktion	1218	203	1421	—	100	1295	2816
II. Industrie:							
1. Lebens- und Genußmittel	1221	147	1368	12	268	1004	2652
2. Kleidung und Putz	1230	2856	4086	—	123	2227	6436
3. Bau und Wohnung	4096	91	4187	9	340	4737	9273
4. Polygraph. Gewerbe	477	39	516	—	39	468	1023
5. Fabrik- und Manufacturwaaren	3871	4114	7985	59	510	6449	15003
	10895	7247	18142	80	1280	14885	34387
III. Handel:							
1. Kaufleute aller Art	3188	637	3825	59	988	4324	9196
2. Wirthschaften, Kostgebereien	442	469	911	29	388	895	2223
	3630	1106	4736	88	1376	5219	11419
IV. Verkehr:							
1. Straßenverkehr	401	4	405	1	31	524	961
2. Eisenbahnen	792	2	794	—	57	1427	2278
3. Posten u. Telegraphen	266	12	278	—	19	417	714
4. Uebrige Verkehrsgewerbe	236	1	237	1	38	241	517
	1695	19	1714	2	145	2609	4470
V. Oeffentl. Verwaltung, Wissenschaft und Kunst:							
1. Verwaltung u. Justiz, Rechtsgelehrte	483	6	489	11	142	930	1572
2. Medizin u. Heilwesen	137	34	171	16	107	189	483
3. Kultus und Unterricht	386	182	568	3	222	714	1507
4. Uebrige Wissenschaften	28	—	28	1	18	48	95
5. Künstler (Maler, Musiker rc.)	227	61	288	—	39	221	548
	1261	283	1544	31	528	2102	4205
VI. Persönliche Dienste: (Anstaltsangestellte, Taglöhner, Krankenwärter rc.)	522	670	1192	132	82	709	1985
VII. Personen ohne Beruf oder ohne Berufsangabe	1339	1859	3198	130	898	1593	5819
Total	20560	11387	21947	333	4409	28412	65101

NB. In den Rubriken dieser Uebersicht sind alle Personen eingetragen, welche in den betreffenden Berufsarten in irgend einer Weise beschäftigt sind, nämlich: 1) selbständige Gewerbtreibende, 2) Kommis und andere Angestellte, 3) Arbeiter mit Beruf, 4) untergeordnetes Hülfspersonal.

Basler Chronik

vom 1. October 1882 bis 30. September 1883.*)

1. Oktober. Der Verein junger Kaufleute feiert sein 20jähriges Stiftungsfest auf dem Bienenberg.

2. Oktober. In der Burgvogteihalle beginnt ein Cyclus religiöser Versammlungen; später werden dieselben auch im Vereinshaus und schließlich nur noch in letzterem abgehalten.

5. Oktober. Sitzung der reformirten Synode. Der Anzug Hörler für Facultativerklärung der Taufe zur Erlangung der Confirmation siegt über den Antrag Vischer auf Tagesordnung und wird unter Namensaufruf mit 39 gegen 32 Stimmen dem Kirchenrath überwiesen.

7. Oktober. Das Erziehungsdepartement richtet auf den bevorstehenden Winter freiwillige Fortbildungskurse für Jünglinge (Rekruten) ein.

9. Oktober. Hr. Redaktor Fritz Amstein interpellirt im Großen Rath den Regierungsrath wegen der religiösen Versammlungen in der Burgvogtei. Er behauptet, in den dortigen Vorträgen werde zu wenig Rücksicht genommen auf etwa anwesende

*) Mit Benützung der hiesigen Tagesblätter und des Basler Jahrbuchs für 1882.

Frauen und Kinder. Hr. Reg.-Präs. Klein verspricht Untersuchung, welche jedoch nichts Strafbares an den Tag bringt. Doch hat dieselbe zur Folge, daß in der Burgvogtei nur mehr Männer-Versammlungen stattfinden, während die Gebetsübungen der Frauen und Kinder im Vereinshaus und den Vereinskapellen vorgenommen werden. — Das Gesetz über die Organisation des Baudepartements wird vom Großen Rath durchberathen, und sodann von demselben die Aufhebung des § 81 des Polizeistrafgesetzes betr. obligatorische Impfung beschlossen.

11. Oktober. Hr. Oberstlieutenant Achilles Herzog, Kriegskommissär und Kreiskommandant, demissionirt aus Gesundheitsrücksichten.

12. Oktober. Die Großrathskommission über die allgemeine Krankenversicherung beantragt in ihrem Berichte an den Großen Rath das Obligatorium der Versicherung für alle Kantonseinwohner.

15. Oktober. Einweihung der neuen Vereinskapelle an der Engelgasse. — Im Klingenthal referirt Hr. Dr. Ernst Brenner vor einer Volksversammlung über den Art. 27 der Bundesverfassung (Schulartikel) in einem der Einführung eines eidg. Schulsekretärs günstigen Sinne. — Im Stadtkasino beginnt ein internationales Schachturnier.

19. Oktober. Synodalsitzung. 200 Glieder der St. Theodorsgemeinde petitioniren um Beibehaltung der Parallelkinderlehren und um freiwillige Nachmittagsgottesdienste. Der in letzter Sitzung zurückgewiesene § 18 der Gottesdienstordnung wird in seiner neuen Form berathen: 2 Wochengottesdienste für Taufen und Eheeinsegnungen, beide Morgens 10 Uhr, werden mit 42 gegen 20 Stimmen angenommen; ein Antrag Speiser betr. Schaffung einer Erbauungsstunde Donnerstag Abends wird mit 34 gegen 28 Stimmen verworfen gegenüber

dem Antrag Wirth, der die Einrichtnng neuer Gottesdienste dem Kirchenrath anheimstellt. Mit 33 gegen 31 Stimmen wird der Antrag der Minderheit des Kirchenrathes angenommen, dahingehend, daß die Geistlichen, welche sich der Zudienung beim hl. Abendmahl gemeinsam mit ihren Collegen bei der gleichen Gemeinde weigern, sich vom Kirchenrath auf eine feierliche Erklärung hin dispensiren lassen müssen.

23—24. Oktober. Die hiesige Gemeinnützige Gesellschaft stellt der interkantonalen Conferenz zur Gründung einer Anstalt für jugendliche Verbrecher das Gut Klosterfiechten zur Verfügung.

24. Oktober. Die hiesige Texas-Landgesellschaft vermittelt eine erste Auswanderung baselstädtischer Colonisten.

28. Oktober. Im Personenbahnhof der Centralbahn wird die elektrische Beleuchtung eingeführt.

30. Oktober. Großer Rath. Der Anzug Huber auf Einführung gewerblicher Schiedsgerichte (prud'hommes) wird zu Protokoll genommen. Die §§ 25 und 26 des Gesetzes über die direkten Steuern werden nach dem Vorschlag der Regierung mit 67 gegen 22 Stimmen angenommen. Dieselben involviren eine Entlastung der unteren Klassen der Gemeindesteuerpflichtigen. — Dem Concordat betr. Prüfung und Freizügigkeit der Primarlehrer wird beigetreten, und ein Credit von Fr. 595,000 für den Neubau der Töchterschule an der Kanonengasse genehmigt. — Beginn der Berathung des Rathschlags und Gesetzesentwurfes betr. Hausirwesen, Wanderlager, öffentliche Aufführungen, Trödel und Pfandleihgewerbe.

2. November. Sitzung der Synode. Es wird eine Petition eingereicht von 231 Gemeindegenossen der St. Petersgemeinde; dieselben verlangen regelmäßige Nachmittagsgottesdienste. — Die Berathung der Gottesdienstordnung wird zu Ende geführt. Der kirchenräthliche Vorschlag wird nur abgeändert bei § 41,

welcher die Verwendung der Kirchen zu nicht officiellen Gottesdiensten behandelt. Hier wurde beschlossen, das unbedingte Recht, welches eine ansehnliche Minorität auf Benützung der Kirchen beansprucht, durch eine jedesmalige Verständigung derselben mit dem Kirchenrath zu ersetzen. Die ganze Gottesdienstordnung wird endlich mit 47 gegen 18 Stimmen angenommen.

5. November. Riehen bestätigt Hrn. Pfarrer G. Linder als Seelsorger für eine weitere Amtsdauer mit 156 gegen 143 Stimmen, welche auf Hrn. Pfarrer Burtorf (orthodor) in Hallau fallen.

9. November. Oeffentliche Jahresfeier der Universität. Rede des Rektors Hrn. Dr. Siebeck über das Wesen und die Aufgabe der wissenschaftlichen Bildung.

11. November. Gegen den Schulsekretär erläßt ein Comite konservativer Männer ein Flugblatt unter dem Titel „Schulvogt". — Der Wahlreformverein beschließt, beim Großen Rath um Einführung des Proportionalverfahrens bei den nächstjährigen Synodalwahlen zu petitioniren.

13. November. Großer Rath. Schluß der Berathung über den Gesetzesentwurf betr. Hausirwesen, Wanderlager rc. und Annahme des ganzen Gesetzes mit einigen Aenderungen. Der regierungsräthliche Rathschlag betr. Correction der Carthausgasse wird zum Beschluß erhoben.

15. November. In der Kunsthalle wird eine kunstgewerbliche Ausstellung eröffnet.

23. November. In der Burgvogteihalle spricht Hr. Prof. Kinkelin vor einer Volksversammlung zu Gunsten des Schulsekretärs.

26. November. Eidgenössische Volksabstimmung betr. den eidg. Schulsekretär. In Basel wird derselbe mit 4355 Ja gegen 3756 Nein angenommen, in der Schweiz dagegen mit 316,929 Nein gegen 171,959 Ja verworfen.

27. November. Großer Rath. Das Stempelsteuergesetz wird an eine Commission gewiesen und das Gesetz betr. eine Banknotensteuer von 3‰ angenommen.

3. Dezember. In einer Volksversammlung zu Safran spricht Hr. Redactor Conzett von Chur über die Lage der arbeitenden Classen in der Republik und in der Monarchie.

11. Dezember. Der Große Rath erledigt das Gesetz betr. die Handänderungssteuer und beschließt Eintreten auf den Bericht der Commission zur Prüfung des Verwaltungsberichts von 1881.

12. Dezember. Fackelzug und Festcommers zu Ehren des Herrn Prof. Dr. Aug. Socin, welcher einen Ruf nach Würzburg ablehnte.

17. Dezember. Der Großrathsbeschluß betr. Aufhebung des kantonalen Impfzwangs wird vom Volk mit 3539 gegen 716 Stimmen bestätigt.

18. Dezember. Der Große Rath wählt nach erledigtem Bericht der Prüfungscommission zu Strafrichtern die HH. Burckhardt-Jecker und Karl VonderMühll und beschließt einige Straßencorrectionen im äußern St. Albanquartier.

22. Dezember. Herr Prof. Kaftan wird als Nachfolger des Theologieprofessors Dorner in Berlin ernannt.

26. Dezember. An der Clarastraße wird eine Caffeehalle eröffnet, wie eine solche schon in der Zunftstube zu Schmieden besteht.

26.—30. Dezember. Der Rhein, die Wiese und die Birs überfluthen ihre Ufer. Das Hochwasser verwüstet die Langen Erlen und einen großen Theil der Gemeindemarkung von Kleinhüningen. Die Wiese bahnt sich einen zweiten Abfluß in den Rhein. — Der Schaden, welchen das Hochwasser Privaten, der Gemeinde Kleinhüningen und dem Kanton ver-

ursachte, wird auf eine halbe Million Franken angeschlagen. Man veranstaltet Sammlungen von Liebesgaben für die unbemittelten Wasserbeschädigten.

28. Dezember. Der Handels- und Industrieverein spricht sich in einer Versammlung zu Safran aus über die vom schweizerischen Handelsdepartement angeordnete Untersuchung derjenigen Industrien, welche sich über die Handelsverträge beschweren.

3. Januar. Die „Vereinigten Brauer Basels" richten an den Großen Rath eine Eingabe, worin sie die Ablehnung des regierungsräthlichen Gesetzesentwurfs über die Biersteuer empfehlen. — Die Academische Gesellschaft genehmigt einmüthig den von ihrer Commission mit der Regierung vereinbarten Vertrag betr. Erstellung eines Gebäudes für Anatomie und Physiologie im Werkhofareal. Dieselbe beschließt an die Gesammtbaukosten im Voranschlag von Fr. 320,000 die Hälfte mit Fr. 160,000, auf die nächsten 6 Jahre vertheilt, beizusteuern, während die andere Hälfte der Staatskasse zu Lasten fällt.

4. Januar. Tod des ältesten Junggesellen Basels, Hrn. Chr. Thurneysen im St. Albanthal, alt 89 Jahre. Der Verstorbene war der letzte noch lebende Activ-Theilnehmer an der Belagerung von Hüningen.

6. Januar. An Stelle des Hrn. Dr. Ludwig Ehinger wird Hr. Dr. Karl Burckhardt-Burckhardt zum Statthalter des Appellationsgerichts ernannt.

8. Januar. Der Große Rath genehmigt auf den Antrag der Budgetcommission die Nachtragscredite für 1882 im Gesammtbetrag von Fr. 66,800, darunter Fr. 5000 an den zoologischen Garten, Fr. 15,000 an die Theatercommission und Fr. 2000 an die Modellirschule. Derselbe beschließt sodann

Bauten in der St. Theodorskirche, namentlich die Oeffnung des Chors und die Erstellung von Lettnern, wodurch 400 neue Sitzplätze gewonnen werden sollen. Die hiefür nöthigen Kosten belaufen sich mit Einschluß einer neu zu erstellenden Heizung der Kirche auf Fr. 55,000. Sodann wird begonnen mit der Berathung des Gesetzesentwurfs betr. die Lebensmittelpolizei und derselbe nach dem regierungsräthlichen Antrage genehmigt.

11. Januar. Meister Keller in Unterstraß-Zürich beginnt den Guß der neuen Glocken für die Basler St. Peterskirche.

15. Januar. Großer Rath. Der Antrag des Hrn. R. Philippi betr. Reorganisation der Gerichtsorganisation im Sinne der Einführung von Friedensrichtern (prud'hommes) wird nach langer Debatte mit Namensaufruf und mit 44 gegen 43 Stimmen der Regierung als erheblich überwiesen.

20. Januar. Die beiden Inhaber einer hiesigen Getreide- und Colonialwaaren-Agentur werden verhaftet, weil sie sich mittelst Ausstellung gefälschter Warrants für angeblich in den Lagerhäusern der Schweizer. Centralbahn aufbewahrte Waaren in hiesigen Bankhäusern bedeutende Geldaufnahmen zu verschaffen wußten. Später stellt es sich heraus, daß die Ausstellung falscher Warrants im Betrage von Fr. 106,000 auch dem jüngst verstorbenen Verwalter der Lagerhäuser mit zur Last falle; Fr. 80,000 des verursachten Schadens sind ungedeckt.

22. Januar. Der Regierungsrath gestattet der römisch-katholischen Gemeinde auf ihr im Oktober 1881 eingereichtes Gesuch die Fortführung der katholischen Privatschulen nur unter gewissen Bedingungen, deren wesentlichste darin bestehen, daß die Schulen unter weltlicher Leitung stehen müssen und keine Mitglieder von Schulcongregationen an denselben wirken dürfen.

Der Vorsteherschaft der römisch-katholischen Gemeine wird eine Frist von drei Monaten vorgesetzt, um sich zu erklären, ob und in welcher Weise sie sich diesen Bedingungen unterziehen wolle.

24. Januar. Im Basler Gewerbeverein referirt Hr. Nat.-Rath Geigy über die Untersuchung betr. diejenigen Industrien, welche sich über die Handelsverträge beschweren.

29. Januar. Im Großen Rath interpellirt Hr. Oberst Rud. Paravicini die Regierung wegen ihres Vorgehens gegen die katholische Schule. Er verlangt, die Regierung solle zu weiteren Schritten in dieser Beziehung sich zuerst vom Großen Rathe Vollmacht erholen. Sodann genehmigt die Behörde den Neubau des oberen Gymnasiums im Garten des Mäntelinhofes (Credit Fr. 110,000), des Primarschulhauses an der Seevogelstraße (Credit Fr. 383,000) und die Correction der oberen Freienstraße, letztere mit 58 gegen 24 Stimmen. Der Rathschlag betr. den Bau einer Anstalt für Anatomie und Physiologie und Verwendung des Werkhofareals wird mit 34 gegen 28 Stimmen zum Beschluß erhoben.

Große Bestürzung erregt die nunmehr bekannt gewordene Zahlungseinstellung der hiesigen Eisenwaarenfirma L. Paravicini, welche am 27. d. ihre Insolvenz anzeigte.

3. Februar. Der Regierungsrath wählt zum Kantonsingenieur Hrn. H. Bringolf von Unterhallau (Schaffhausen) und zu dessen Adjuncten Hrn. Matthäus Merian von Basel. — Hr. Dr. L. Sieber wird auf weitere 6 Jahre als Bibliothekar der öffentlichen Bibliothek bestätigt. — Die ärztlichen Mitglieder des Großen Rathes lassen ein Gutachten erscheinen gegen das Project der obligatorischen Krankenversicherung.

6. Februar. Der Rathschlag und Gesetzesentwurf betr.

den Wucher wird an die Mitglieder des Großen Rathes vertheilt.

8. Februar. Hinschied des Rathsherrn Prof. Peter Merian, geb. am 20. Dezember 1795, welcher sein langes Leben ausschließlich dem Dienste der Wissenschaft und dem Wohle seiner Vaterstadt Basel weihte. Leichenbegängniß desselben am 10. Februar unter Betheiligung des Lehrkörpers und der Studentenschaft der hiesigen Universität; Abends solenner Trauerfackelzug.

12. Februar. Die Fastnacht wird in üblicher Weise eröffnet.

13. Februar. Der Große Rath genehmigt das Entlassungsgesuch des Hrn. alt Bürgermeisters Dr. C. F. Burckhardt in ehrenvollster Weise und mit Dank für dessen langjährige und ausgezeichnete Thätigkeit im Staate. Die Behörde genehmigt die vorgelegten Pläne für Wiederherstellung des St. Albanteichwuhrs und geht mit 55 gegen 10 Stimmen über den Anzug Scheuermann betr. Ergänzung des kantonalen Gesetzes über Initiative und Referendum zur Tagesordnung über. Der Rathschlag betr. Erweiterung der Strafanstalt wird an eine Commission gewiesen.

14. Februar. Der Regierungsrath bewilligt der Commission des Gewerbemuseums einen Beitrag an die Kosten, welche ihr anläßlich der von den hiesigen Handwerkern vorgesehenen Betheiligung an der Landesausstellung in Zürich erwachsen.

26. Februar. Der Große Rath setzt die Ergänzungswahlen in den Großen Rath (7 Sitze) auf den 22. bezw. 29. April fest und behandelt den Bericht der Budgetcommission über den Voranschlag für 1883; der Antrag auf Erhöhung der Regierungsraths-Besoldungen wird an eine Commission gewiesen.

27. Februar. Abschiedscommers der Studirenden der Theologie in der Schuhmachernzunft zu Ehren des nach Berlin übersiedelnden Hrn. Prof. Kaftan.

28. Februar. Der Regierungsrath setzt die Erneuerungswahlen in die Synode auf den 20., eventuell 27. Mai fest.

5. März. Die Synode behandelt den Antrag des Hrn. Candidat Hörler, betr. Streichung der Art. 12 und 14 der Ordnung für den kirchlichen Religionsunterricht. Mit 36 gegen 12 Stimmen wird Art. 14 gestrichen, dagegen Art. 12, welcher die Confirmation als „Bestätigung des Taufbundes“ erklärt, beibehalten.

12. März. Großer Rath. Zum Präsidenten wird gewählt Hr. Dr. Ad. Burckhardt, welcher sich Bedenkzeit vorbehält; zum Statthalter Hr. Dr. J. G. Wackernagel; zum Präsidenten des Regierungsraths Hr. Dr. J. J. Burckhardt, zum Vicepräsidenten Hr. R. Falkner. — Der Rathschlag betr. Ankauf der Hübscher'schen Liegenschaft Behufs Erstellung eines Viehmarkts wird mit 53 gegen 22 Stimmen genehmigt.

15. März. Hr. Dr. Ad. Burckhardt reicht dem bisherigen Präsidenten des Großen Rathes seine Entlassung ein als Großrathspräsident pro 1883/84.

27. März. Großer Rath. An Stelle des demissionirenden Hrn. Dr. A. Burckhardt wird zum Präsidenten des Großen Raths gewählt Hr. Dr. A. Bischoff, und da dieser ablehnt, Hr. Rud. Sarasin, welcher Bedenkzeit erhält bis zur nächsten Sitzung. Erledigung des Budgets pro 1883.

30. März. Generalversammlung des Gewerbevereins zu Safran, Bestellung der Commission für das nächste Jahr.

1. April. Hinschied des Hrn. Dr. J. M. Ziegler, Ehrenbürgers von Basel, geb. im November 1801 zu Winterthur.

7. April. Die 4 neuen Glocken für St. Peter kommen glücklich in Basel und vor der Kirche an. — Brand im St. Albanthal Nr. 2.

9. April. Hr. Glaser, Sohn, unternimmt in einem eigens dazu gebauten Fahrzeug, der „Stadt Basel", eine Rheinfahrt bis an's Meer. — Der Große Rath wählt zu seinem Präsidenten, da Hr. R. Sarasin ablehnte, Hrn. R. Philippi mit 47 von 80 Stimmen. Die Correction der Greifengasse wird genehmigt, auf den Entwurf zu einem Pensionsgesetz nicht eingetreten. Das Wuchergesetz wird angenommen. — Brandfall im Etablissement Geigy an der badischen Bahn.

15. April. Das neue St. Petergeläute wird zum ersten Male geläutet, nachdem am 14. ein Probeläuten stattgefunden.

22. April. Sieben Ergänzungswahlen in den Großen Rath fallen sämmtlich zu Gunsten der Conservativen aus.

23. April. Im Großen Rath langt eine Eingabe der römisch-katholischen Genossenschaft betr. die katholische Privatschule ein. Der Rathschlag betr. den Bau eines Irrenhauses wird genehmigt.

6. Mai. Von Madeira trifft die Kunde ein vom Hinschied des in Akra am 7. April gestorbenen Missionsinspectors Hrn. Herm. Prätorius, geb. in Stuttgart am 25. Juni 1852.

9. Mai. Hinschied des Hrn. E. W. Oswald-Falkner, Unternehmers der ersten Rheindampfschifffahrt zwischen Basel und Straßburg und Gründers des hiesigen „Comptoir d'Escompte".

10. Mai. Die med. Gesellschaft überreicht Hrn. Physicus Dr. DeWette zu seinem 50jährigen Doctorjubiläum einen

silbernen Tafelaufsatz, die med. Facultät ein Diplom und die Regierung ein Dankschreiben.

14. Mai. Der Rathschlag betr. Anlegung eines Platzes beim Bläsischulhaus wird vom Großen Rath genehmigt und mit der Behandlung der Militärorganisation begonnen.

16. Mai. Der Regierungsrath wählt zum Professor der Philosophie Hrn. Dr. Joh. Volkelt in Jena.

19. Mai. Der evang.-theol. Verein beruft an Stelle Hrn. Kaftan's zum Professor für systematische Theologie Hrn. Lic. theol. und Dr. phil. H. Schnedermann in Leipzig.

20. Mai. Bei den Erneuerungswahlen in die Synode werden gewählt 30 Candidaten der Positiven, 10 der Reformer und 1 von beiden Richtungen vorgeschlagener.

21. Mai. Großer Rath. Das Militärorganisationsgesetz wird erledigt und ein Anzug Kiefer betr. die Verhütung der Anwendung des Generalzolltarifs dem Regierungsrath überwiesen.

23. Mai. Die Vorsteherschaft der kathol. Gemeinde genehmigt den Ankauf der Labhard'schen Liegenschaft zu einer neuen Kirche.

27. Mai. Bei der Nachwahl in die Synode (in der St. Theodorsgemeinde) wird der positive Candidat gewählt.

3. Juni. In den benachbarten Dörfern Dornach und Gempen wird der Erntesegen durch ein furchtbares Hagelwetter vernichtet. — Einweihung des neuen Kleinbasler Turnplatzes an der Feldbergstraße. — Die Mitglieder des Basler Kunstvereins besuchen die Kunstausstellung in Mülhausen.

4. Juni. Die neugewählte Synode genehmigt in ihrer ersten Sitzung unter dem Alterspräsidium von Hrn. Bachofen-Finninger den Jahresbericht.

7. Juni. In einer Senkgrube des Metzgers Hrn. Gasser

an der Klingenthalstraße finden dieser selbst, sowie die Brüder Nathanael und Gideon Carlson, Maler, den Erstickungstod.

8. Juni. In der Aula findet zu Ehren des verstorbenen Rathsherrn Peter Merian eine Gedächtnißfeier statt.

9. Juni. Hr. Oberst Hs. von Mechel von Basel wird vom Regierungsrath zum Kreiskommandanten ernannt.

11. Juni. In der außerordentlichen Sitzung des Großen Rathes bildet das Haupttraktandum die Frage des eidgenössischen Zolltarifs.

14. Juni. Die Birsbrücke bei St. Jakob wird collaudirt und dem Verkehr übergeben.

15. Juni. Die Gemeinnützige Gesellschaft beschließt Hand zu bieten zur Errichtung einer Pfandleihanstalt nach den Principien des bisher von der Handwerkerbank betriebenen Instituts.

19. Juni. Dem Regierungsrath wird von 49 Industriellen des westlichen Birsigplateau's eine Petition eingegeben um Errichtung einer Auf- und Abladestelle, bzw. eines Anschlußgeleises auf der Schützenmatte.

20. Juni. Ein Theil der Basler Lehrerschaft wählt ein Organisationscomite für den im Jahre 1884 in Basel sich versammelnden Lehrertag.

21. Juni. Der Große Rath lehnt in außerordentlicher Sitzung das proportionale Wahlverfahren ab.

25. Juni. Außerordentlich stark besuchte Generalversammlung der Aktionäre der Schweiz. Centralbahn. Die von auswärtigen, namentlich Berliner und Frankfurter Bankinstituten versuchte Sprengung des bisherigen Verwaltungsraths mißlingt; der letztere wird wiedergewählt.

27. Juni. Als Commandant der Feuerwehr wird an Stelle des demissionirenden Hrn. Schetty, Vater, provisorisch gewählt Hr. Gasdirektor Frey.

28. Juni. Abschiedscommers zu Ehren der scheidenden Professoren HH. Siebeck und Heyne, veranstaltet von den Studirenden der theologischen und philosophischen Facultät.

30. Juni. Einweihung des Grabdenkmals für Hrn. Iselin-Rütimeyer auf dem Gottesacker zum „Wolf" unter Assistenz der Mitglieder des Turnlehrervereins.

1. Juli. Die längst zum Bedürfniß gewordene Speiseanstalt des Centralbahnhofs wird vom Gründer dieses gemeinnützigen Unternehmens, Hrn. Bahnhofinspektor Minder, dem Verkehr übergeben.

5. Juli. Zum Untersuchungsrichter für Baselstadt wird vom Appellationsgericht gewählt Hr. Dr. jur. Gust. Brodbeck, z. Z. Statthalter in Liestal.

8. Juli. In dem benachbarten St. Ludwig wird, unter großer Betheiligung der Basler Gönner, die neugebaute reformirte Kirche eingeweiht.

10. Juli. Der Regierungsrath erhält ein Kreisschreiben des Bundesraths betr. Maßnahmen für den Fall einer Annäherung der Cholera.

14. Juli. Feier des französischen Nationalfestes, unter zahlreicher Betheiligung der hier wohnenden Franzosen im Sommerkasino.

18. Juli. Der engere Bürgerrath erwählt an die erledigte Stelle eines Präsidenten des Spitalpflegeamts Hrn. A. Hoffmann-Burckhardt.

19. Juli. Beim Abbruch der Gebäude Nr. 22 und 24 an der Greifengasse werden drei Arbeiter durch die in den Hofeingang der Bierbrauerei Zeller herunterstürzenden Schuttmassen verschüttet, allein bald befreit und gerettet.

22. Juli. Einweihung des mit Unterstützung der gemeinnützigen Gesellschaften von Basel und von Baselland errichteten

Denkmals auf dem Bruderholz, zur Erinnerung an den Kampf der Eidgenossen am 23. März 1499. — Herr Großrath A. Huber von Basel referirt in Riehen vor einer vom dortigen Grütliverein veranstalteten Versammlung über die Erweiterung der Volksrechte, Wahl der Regierung und des Ständerathes durch das Volk und die Reduction der Mitgliederzahl des Großen Rathes.

23. Juli. Unter der Leitung einer gemeinnützigen Commission wird im Engelhof eine Anstalt für Arbeitsvermittlung gegründet.

27. Juli. Die Knabenmusik conzertirt an der Landesausstellung in Zürich.

29. Juli. Neun Mitglieder des „Velo-Club" fahren Morgens 2 Uhr per Veloziped nach Zürich ab und kommen Vormittags 10½ Uhr dort an.

1. August. Der Regierungsrath ernennt Hrn. Fr. Lotz-Herport zum Hauptmann der 4. Feuerwehrcompagnie.

3. August. Die Bierbrauerei St. Clara geht im Kaufswege an Hrn. Aug. Eckenstein über.

4. August. Ueber der Stadt entleert sich ein furchtbares Gewitter; die 22jährige Marie Dufner von Weil wird auf dem Heimweg von Basel vom Blitze erschlagen.

5. August. Auf der Chrischona werden 14 in die Welt ausziehende Brüder feierlich eingesegnet.

6. August. In Basel trifft die Kunde ein vom großen Erdbeben auf Ischia; der k. ital. Consul Hr. Vischer-Sarasin bittet um milde Gaben.

12. August. Jahresfest des Bürgerturnvereins.

15. August. Tod des Hrn. Dr. Carl Brenner, eines Führers der radicalen Partei, geb. 25. Sept. 1814. — Das

Cadettencorps rückt zum ersten Male aus in Begleitung seiner neu constituirten eigenen Cadettenmusik.

18. August. Beim Gasthof „Dreikönigen" landet rheinaufwärts kommend ein Miniaturschraubendampfer; die drei Insaßen setzen ihre Reise durch den RheinRhonecanal fort nach Lyon. — Der deutsche Reichstagsabgeordnete Grillenberger spricht in der Thomahalle vor der deutschen social-democratischen Partei Basels über „wahren und falschen Socialismus".

23. August. An der Vorderseite der Kunsthalle werden die von Hrn. Bildhauer Iguel in Neuenburg gefertigten Marmorgruppen aufgestellt.

25. August. Achtzig Baslerfirmen werden an der Landesausstellung in Zürich diplomirt.

26. August. Die St. Jakobsfeier wird in außerordentlich festlicher Weise begangen, diesmal auch unter Betheiligung der Quartiervereine. Die Festrede hält Hr. Staatsanwalt Dr. Zutt.

1. September. Die zinstragende Ersparnißkasse bezieht das neue Verwaltungsgebäude am St. Albangraben.

3. September. Uebersiedelung der Fürkäufler und der „ständigen Marktfrauen" vom Marktplatz auf den Barfüßerplatz.

8. September. Das neu erbaute Bläsischulhaus wird dem Publikum zur Besichtigung geöffnet. — Eine Verfügung des Polizeidepartements, welche in der Alt-Bairischen Bierhalle die Polizeistunde wieder einführt, verursacht während einigen Abenden tumultuarische Auftritte in der Steinenvorstadt.

14. September. Der Gewerbeverein bespricht im Hinblick auf den in Zürich am 24. und 25. September stattfindenden Congreß die Patentschutzfrage. In der Klingenthal-

kantine referirt Hr. K. Stünzi vor dem Verein liberaler Kleinbasler darüber, „wie der kleinen Stadt ihre entgangenen Vortheile wieder zugewendet werden können."

16. September. Am eidgen. Bettag wird in der nach innen und außen vollständig renovirten St. Theodorskirche der erste Gottesdienst abgehalten.

17. September. Das 17. Infanterieregiment (Solothurn, Bataillon Nr. 49, 50 und 51) rückt in das Klingenthal und das Kornhaus ein; das Schützenbataillon Nr. 5 nach Binningen. Nachmittags marschirt das hiesige Bataillon Nr. 54 nach Liestal ab.

18. September. Dem Großen Rath wird eine Petition von ca. 1000 Unterschriften vorgelegt, mit dem Ansuchen, der Große Rath möge die, von den Erziehungsbehörden eingeführte Verordnung betreffs der Antiqua wieder aufheben und den bisherigen Usus wieder herstellen. — Es beginnt die Berathung des neuen Stempelgesetzes.

23. September. Herr Oberst-Brigadier Bischoff von Basel inspicirt auf der Schützenmatte das in Basel weilende, von Hrn. Oberstlieutenant Isler commandirte Infanterieregiment Nr. 17.

24. September. Der Große Rath behandelt weiter das Gesetz betr. die Stempelsteuer. Eine zweite Petition mit 1715 Unterschriften ersucht um Aufhebung der Antiqua-Verordnung.

28. September. Große Ausstellung der Basler Gartenbaugesellschaft in der Zunft zu Rebleuten. — Der Gewerbeverein hält in der Patentschutzfrage eine zweite Sitzung mit einer stürmischen Debatte ab.

Druck von Ferd. Riehm in Basel.

Im gleichen Verlage ist erschienen.

Basler Jahrbuch.

I. Jahrgang. — 1879.

Herausgegeben
von
Heinrich Boos.

IX und 240 Seiten.
Preis broch. Fr. 4. —, gebdn. Fr. 4. 50.

Inhalt: G. Bischoff: Adolf Christ. — Dr. B. Brömmel: Beschreibung Thomas Platters Reyssen, die er von Basell auß in Frankreich gethan hatt anno 1595. — Dr. Th. v. Liebenau in Luzern: Thomas Murner in Basel. — M. Birmann: Die Genealogie der Grafen von Thierstein in Homberg. — Dr. H. Boos: Aus einem baslerischen Stammbuch des XVII. Jahrhunderts. — A. Sattler: Zur Geschichte der Reichsmünzstätte in Basel. — Das Socinsche Geschlecht. — Miscellen. — Rückblicke, kurze. — Dr. A. Geigy: Uebersicht über die Staatsverwaltung des Cantons Basel-Stadt.

Dasselbe; II. Jahrgang. — 1882.

Herausgegeben
von
Albert Burckhardt und Rudolf Wackernagel.

238 Seiten. — Mit einer Lithographie und einer Photolithographie.
Preis geh. Fr. 4. 50, gebdn. Fr. 5. —

Inhalt: Die steinernen Gäste in der Sylvesternacht. — F. Oser: Graf Ulrichs Beichte. — A. Bernoulli: Schloß Pfeffingen. — M. Birmann: Drei Blätter aus der Geschichte von St. Jakob. — S. Vögelin: Sebastian Münster Kosmographey. — R. Wackernagel: Der Rath von Basel als Friedensvermittler zwischen England und Frankreich. — R. Vischer-Merian: Lied eines deutschen Reiters aus dem Heere der niederländischen Patrioten 1579. — A. Burckhardt: Bürgermeister Johann Rudolf Fäsch. — A. Burckhardt: Eine Basler Gesandtschaft des vorigen Jahrhunderts. — Miscellen.

Dasselbe; III. Jahrgang. — 1883.

Herausgegeben
von
Albert Burckhardt und Rudolf Wackernagel.

VI und 284 S. Mit einem Farbendruck und [illegible]
Preis geh. Fr. 4. 50, gbdn. Fr. 5. —

Inhalt: [illegible]: Friedrich [illegible]. — W. Burckhardt: [illegible] politische [illegible] vom Jahre 1793. — M. Birmann: Graf Oswald von Thierstein und der Ausgang seines Geschlechts. — C. Wieland: Ueber die [illegible] in Basel. — [illegible]: Michel Otto's Rache. — Th. Burckhardt-Biedermann: Don [illegible] Burckhardt, Generalkapitain des Königreichs beider Sicilien. — W. Burckhardt: [illegible] des Todtentanzes in Basel. — Elisabeth [illegible] — R. Wackernagel: [illegible] im Mittelalter. — [illegible] der baslerischen [illegible] (1882—83). — Miscellen. — Basler Chronik des Jahres 1882. —